gr. 444 n

Horn

(Gedike)

E

<36627118770013 S

<36627118770013

Bayer. Staatsbibliothek

Friedrich Gedike,

eine Biographie

von

Franz Horn.

Nebst einer Auswahl aus Gedike's hinterlassenen, größtentheils noch ungedruckten Papieren.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Charakter des Mannes beurkundet sich durch Planmäßigkeit und Besonnenheit in dem Streben nach außen, und durch Einheit und Übereinstimmung im Innern. Wo wir diese Idee zur Erscheinung gebracht sehen, da verweilen wir gern mit dem Gefühl der Erhebung und Beruhigung, denn es ist erfreulich, zu erkennen, wie die Kraft des Menschen das Äußere, selbst das Widerstrebendste, umgestaltet und sich selbst im Innern still beherrscht. Und, wenn auch jenes große Ziel nur selten ganz erreicht werden sollte, so ist doch selbst die Annäherung dahin, der rühmenden Anerkennung würdig, und es ist ein belohnendes Bemühen, die Summe von Kraft zu berechnen, die auf jenem Wege verbraucht wurde. Diesen Genuß sich zu bereiten, haben manche Schriftsteller sogar bei der Darstellung der Universalgeschichte versucht, indem sie dieselbe zu einer Reihe von Charakteristiken aufzulösen strebten; wobei indeß die gewaltsame und eigenmächtige Behandlung nicht immer vermieden sein dürfte, wozu besonders die Hinneigung zu gewissen Lieblingsideen, die sich keiner tempo-

rellen und nationellen Rücksicht unterwerfen wollen, führen konnte. Auch läßt die Geschichte den Strom der Begebenheiten oft zu gewaltig und stürmend vor uns überfließen, als daß es immer möglich wäre, dieselben von den Handlungen zu sondern, oder das Wechselverhältniß beider zu den aufgestellten Charakteren mit entschiedener Sicherheit nachweisen zu können. Vermuthungen und Ahndungen im Einzelnen werden uns oft hiebei genügen müssen, und sobald wir nur das große Ganze in der Geschichte der Cultur zu überschauen vermögen, so wird uns auch nach und nach mancher Zweifel im Einzelnen verschwinden. Wenn es indessen sogar in der antiken Welt schon manche Charaktere giebt, die sich genugsam erforschen lassen, um sie in ihrer Isolirtheit darzustellen, so ist die moderne Geschichte ohne Zweifel noch reicher daran. Doch am sichersten möchten wohl immer die Charakteristiken gehen, die aus der Bürgerwelt herausgehoben sind, deren Stillleben den Blick von keiner Seite hindert.

Das äußere Leben, welches ein Individuum umgiebt, kann das Interesse für das letztere weder vergrößeren noch verringeren; denn für den Mann im wahrhaften Sinne des Wortes, ist dasselbe nicht viel mehr als Dekoration. Möge sie glänzend oder einfach oder ganz ärmlich sein; für das Wesen des Charakters kann dadurch nichts entschieden werden, oder entschiede sie wirklich, so wäre doch nur von einem jener untergeordneten schwachen Halbcharaktere die Rede, deren Unwerth

lieber schonend verhüllt oder vergessen, als öffentlich ausgestellt werden müßte. Der wirkliche Charakter soll nur in sich selbst gegründet sein und nicht die Form leihen von dem, was ihn umgiebt, und als etwas Fremdes, sich in ihn eindrängen möchte.

Ist aber die Umgebung als solche überhaupt wirklich so bedeutungsleer, wie wol nicht geläugnet werden kann, so dürfte es dem Biographen wenig verschlagen, ob der Held seiner Darstellung groß gewesen auf dem Schlachtfelde, im Kabinet, auf der Kanzel oder in der Schulstube. Das Spiel der Freiheit und der Ernst der Nothwendigkeit kann überall und in den mannigfaltigsten Verhältnissen seine Thätigkeit beweisen, und es giebt eben sowol bürgerliche Tragödien als fürstliche Lustspiele: denn nicht der Kothurn oder der Soccus entscheiden über die Wichtigkeit der Handlung, sondern der Mensch selbst. In ihm ist das einzige Reale, während das Äußere nur als Reflex erscheinen darf.

Ungleich höhere Bedeutung und Einfluß dürfte wol im Allgemeinen der Zeit eingeräumt werden müssen, in welcher der Mann auftritt. Nicht, als habe sie an und für sich eine objektive Gültigkeit: denn wer würde nicht erröthen, ihr eine solche zuzugestehen? sondern weil es für die Mehrheit schwieriger scheint, sie zu besiegen, als die Einflüsse der Umgebungen im Raum. Die Zeit lügt oft auf die imponirendste und künstlichste Weise eine Realität, die ihr nicht zukommt, und es ist

eben so auffallend als betrübt, daß sie selbst mehrere von denen, die den Unwerth derselben erkennen, zu ihren Opfern macht. Es ist eine belohnende Bemühung bei der Darstellung moderner Charaktere, auf dies Verhältniß eine besondere Rücksicht zu nehmen; doch läßt es sich oft mehr ahnden als mit entschiedener Gewißheit darthun, in wie weit ein solcher Charakter das Gepräge der Zeit trage, oder, auf der andern Seite, in wie weit er es vermocht, seine Eigenthümlichkeit der Zeit mitzutheilen.

Was nun endlich den Mann selbst betrifft, dessen Biographie in gegenwärtigen Blättern geliefert werden soll, so ist wol nicht zu bezweifeln, daß er in mehreren Hinsichten dem Abschnitte der Zeit, in welchem er am meisten wirkte, zuvor geeilt sei, und man darf daher nicht fürchten, daß das Zeitalter seiner vergessen werde. Sollte auch die Vergeßlichkeit mit zu den Zeichen der Zeit gehören, so möge doch, wenigstens nicht als allgemein herrschend, auch die Undankbarkeit mit dazu gerechnet werden, welche, wenn sie wirklich die Oberhand gewönne, einen Abscheu und Ekel vor der Zeit erzeugen müßte, dem der religiös Gesinnte stets zu wehren bemüht ist, und den er nimmer in sich aufkommen lassen darf.

Über Gedike's Leben und Wirksamkeit, ist, seitdem er uns verlassen hat, Mehreres geschrieben worden, unter welchem sich gewiß auch einiges sehr Schätzbare befindet. Ich selbst verdanke einigen früher erschienenen Schriften manche kleine

Notizen über die äußeren Veränderungen, die sein Leben und seine Wirksamkeit angehen; doch wird man finden, daß die Benutzung jener Schriften nie weiter gegangen ist, als wie ich es eben angegeben habe.

Es ist möglich, daß meine eigne Ansicht des Menschenlebens und der Bürgerwelt zuweilen ein wenig mit eingewirkt habe auf die Darstellung der seinigen, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß ich in irgend einer Bemerkung über ihn, als Menschen, sollte geirrt haben, denn ich glaube durch den Besitz seiner nachgelassenen Papiere, besonders durch manche Briefe an seine Familie, in den Stand gesetzt zu sein, Belege dafür geben zu können. Ich verhehle ferner keinesweges, daß mein Herz einen innigen Antheil an dieser Biographie genommen hat; denn wenn auch der Lebende mir fern stand, so ist doch der Abgeschiedene mir desto näher, und ich nenne ihn Vater.

Friedrich Gedike wurde am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Seine frühere Jugend verfloß ohne den Unterricht und ohne die Leitung, die ihr in günstigeren Verhältnissen zu Theil werden, denn sein Vater, der eine wenig einträgliche Landpredigerstelle bekleidete, wandte fast gar keine Sorgfalt für seine Erziehung an, sondern ließ ihn, in unbeschränkter Freiheit, sich selbst und seinen Kin-

derspielen leben. Der Knabe hatte in dieser Zeit bei allen, die ihn gesehen, das Vorurtheil gegen sich, daß seine Verstandeskräfte und Fähigkeiten sehr gering seien, und die Mühe einer sorgsamen Entwickelung nicht belohnen würden. Gedike ist nicht der einzige bedeutende Mann, dessen Jugend ein so vorschnelles widriges Urtheil erfuhr; im Gegentheil müssen wir anerkennen, daß vielleicht die Mehrzahl der ausgezeichneten Männer dieses Schicksal mit ihm theilet. Doch kann uns diese Thatsache nicht wundern, wenn wir erwägen, wer gewöhnlich die Leute sind, die sich herausnehmen, über eines Kindes Charakter und Fähigkeiten zu urtheilen, indem wol kein Beobachter, selbst der blödeste nicht ausgenommen, Anstand nimmt, in einem solchen Falle seine Meinung als entschiedene Gewißheit auszusprechen. Wie selten aber sind diejenigen, die hier den rechten Maaßstaab anzulegen wissen, die es vermögen, kindliche Unbeholfenheit, die oft innere Kraft und Lebendigkeit verkündet, von Roheit und Trägheit, und die Ausbrüche jugendlicher Ungebundenheit von Trotz und Wildheit zu unterscheiden. War es deshalb unserm Gedike nicht beschieden, was ja ohnehin so sehr selten sich ereignet, einen geistvollen und liebreichen Führer seiner früheren Jugend zu finden, so ist es doch tröstlich, zu finden, daß ihn sein gutes Geschick wenigstens vor jeder fehlerhaften Erziehung bewahrte, und, indem es den Knaben lediglich an sich selbst verwies, der Natur allein verstattete, in ihm zu walten und jede Verkrüppe-

lung zu verhüten. Die wohlthätigen Folgen davon haben sich während seines ganzen handlungsvollen Lebens gezeigt, und ohne Zweifel verdankt er das köstliche Geschenk der Natur, das nur der vielleicht in seinem ganzen Werthe zu erkennen weiß, dem es versagt wurde, die Gesundheit, die ihn fast nie verließ, der freien frischen Jugend, die er genießen durfte. Mögen wir immer an dem Knaben das bedeutungsleere Stückwerk von Halbwissenschaft und prekärer Sprachkenntniß vermissen: es ist nichts verloren, so bald nur die reine Jugendlichkeit, das blühende Leben in ihm unverletzt geblieben ist, der reifende Jüngling ersetzt oft an einem Tage fröhlichen Muthes, was jener in mühvollen Wochen und Monaten ärmlich zusammenraffte. Nur der, der in sich selbst Sicherheit hat, und eine gewisse muthige Freudigkeit, ohne die kein wahres Fortschreiten möglich ist, vermag die Idee der Wissenschaft zu ahnden und nach und nach mit Festigkeit zu begreifen.

Schon im neunten Jahre seines Lebens verlor Gedike seinen Vater und mit ihm fast jede Unterstützung von außen her. Als dürftige Waise, ohne Aussicht und Zuspruch, in trauriger Einsamkeit stand jetzt der Knabe da, und es war nun noch weniger Hoffnung vorhanden als sonst, daß einmal etwas Bedeutendes für seine Erziehung geschehen werde. Auch wurde er noch immer von allen, die ihn zu kennen vorgaben, für einen sehr beschränkten, ja beinahe stumpfsinnigen Kopf gehalten. Zwar wurde er bald darauf in die Stadt-

schule nach Seehausen in der Altmark gebracht; da aber die Zeit seines Aufenthalts daselbst nur sehr kurz war, so konnten die Folgen davon für seine weitere Bildung nur sehr unbeträchtlich sein. Vielleicht würde dieser geringfügige Umstand seines Lebens mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden, wenn man sich nicht dabei erinnerte, daß die genannte Stadtschule einst den trefflichen Winkelmann zum Rector hatte, wodurch sie vor etwa fünf und funfzig Jahren eine besondere Berühmtheit gewann.

In seinem zwölften Jahre kam Gedike in das Waisenhaus nach Züllichau, wo er in dem daselbst neu errichteten Pädagogium den ersten bedeutenden Unterricht genoß. Hier wurde in dem Knaben der Trieb zur regelmäßigen Thätigkeit geweckt, die Begierde zu lernen ermuntert und genährt. Mit unermüdlichem Fleiße überwand er die Schwierigkeiten, mit denen der Lehrling bei dem Eindringen in die Elemente der Wissenschaften und Sprachen besonders auf einer durch lokale und temporelle Rücksichten beschränkten Unterrichtsanstalt, zu kämpfen hat, er fühlte minder die Last seiner Armuth, denn wer sein Leben hingiebt an die Wissenschaft, der findet in ihr eine unversiegbare Quelle von Trost und Erhebung.

Gedike machte hier sehr schnelle Fortschritte fast in allem was er zu erlernen strebte, denn sein Geist, dem bisher die freie Umgebung der Natur und das fröhliche Spiel mit den unverdorbenen Kindern in dem Vaterdorfe wohlge-

than hatte, zeigte sich empfänglich für jede Gattung der Erziehung des Verstandes und Gemüthes. Auch hatte er das Glück, in dem ehrwürdigen Steinbart, der damals die Stelle eines Oberkonsistorialraths und Direktors des Waisenhauses zu Züllichau bekleidete, einen Mann zu finden, der sich mit dem rühmlichsten Eifer und der uneigennützigsten Sorgfalt seiner annahm, einen Mann, den er in der That seinen zweiten Vater nennen durfte. Er gab dem Knaben, vielleicht zum ersten Male, das süße Gefühl einer mit Ehrfurcht verknüpften Liebe, er gab ihm Vertrauen zu sich selbst und zu der Zukunft, wenn sie auch freudenleer erscheinen mochte. Niemals, in seinem ganzen Leben, hat Gedike die wohlthätige Fürsorge dieses Mannes vergessen, und mit freudiger Exaltation jedes Mal die Gelegenheit ergriffen, die Gefühle der Dankbarkeit, die in ihm lebten, laut und feurig auszusprechen. Es ist hier nicht von der alltäglichen vagen Empfindung des Schwächlings die Rede, der troß seiner laxen Zerstreutheit, sich doch auch einmal besseren Empfindungen hingeben mag, besonders wenn sie, wie etwa die des Dankes oder des Mitleids, mit einer gewissen halbphysischen Behaglichkeit verbunden sind; nein es war das innerste, lebendige Gefühl seines Herzens, durchaus vereinigt mit der Bestimmtheit seines ganzen Charakters. Und so ist es denn erst wahrhaft erfreulich und rührend, wenn wir diesen so kraftvollen, männlichstolzen Mann mit kindlichem Gefühle reden hören:

«O Steinbart, du, dessen Name stets mir theuer ist, Erzieher und Bilder meiner Jugend, der du auch diesen Tag mir durch ein zu rühmliches Zeugniß von meiner Jugend noch feierlicher gemacht hast, nie soll dein Andenken in meiner Brust erlöschen! Wenn ich nützlich bin in der Sphäre, die die Vorsehung mir zum Wirkungskreise anwies, so ist dieser Nutzen mit dein Werk. O daß du hier wärest, und die dankbare Zähre deines Lieblings sähest, der nie dein Andenken lebhafter als in dem Augenblicke dachte, weil er es noch nie so lebhaft fühlte, wie viel er dir zu danken hat.» (Man sehe die Jubelrede über die Freuden des Schulmanns, vom Jahre 1781, in den gesammelten Schulschriften Th. 1. S. 483.)

Mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, und in jugendlicher Seele schon genährt mit manchem Trefflichen, was Griechen und Römer uns zum ewigen Studium hinterlassen haben, bezog Gedike 1771 die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er sich der Theologie zu widmen, entschlossen war. Wenn es wahr ist, wie man fast allgemein annimmt, daß die akademischen Jahre für den Jüngling eine Bedeutung haben, wie wol nur wenige in dem Leben des Mannes sie haben dürften, so möchte sich dies vielleicht in Beziehung auf Gedike nicht behaupten lassen, wenigstens dann nicht, wenn man zugleich an das Fröhliche denkt, das sonst wol mit der beziehungsreichen Wichtigkeit jener Jahre vereinigt ist. Der junge Mensch, der bisher noch nie allein gestanden war,

und seine eigne Kraft nicht erfahren konnte, der bisher oft nur Organ der ihn umgebenden Lehrer war, der seine ungereiften Meinungen für Überzeugungen und das Halbdunkel seiner Ahndungen für reines Wissen zu halten wagte, ein solcher wird nicht selten die beste Veränderung in seinem Innern gewinnen, wenn die neuen Verhältnisse der Akademie auf ihn einwirken. Da es wol nicht leicht ein widerwärtigeres Schauspiel giebt, als einen funfzehn- oder sechszehnjährigen Gelehrten, der mit steriler Kälte und hoffärtigem Dünkel aufzutreten wagt, so müssen wir selbst dem äußern Leben auf der Universität, so wie nicht minder dem Traum von Selbstständigkeit und Freiheit, dem näheren, wenn auch zuweilen schneidenden Zusammendrängen des Jünglings zum Jüngling dankbar zuschreiben, daß es diese unangenehmen Härten hinwegnehme und den schwachen, stolzen, halb greisenhaften Knaben, wie ihn oft unsere Schulen entlassen, wieder umbilde zum fröhlichen Menschen, und zum bescheidenen humanen Gelehrten.

Es ist wol kaum nöthig hinzuzusetzen, daß eine Veränderung, wie die, von der hier zuletzt geredet wurde, bei Gedike nicht Statt finden konnte, weil er ihrer nicht bedurfte: denn Humanität und Bescheidenheit, die in ihrer Ächtheit ja immer gepaart sind mit Vertrauen zu sich selbst und edelm Stolze, sie, die ihn, während seines ganzen Lebens nie verließen, bewährten sich auch schon damals in seinem Innern. Nur eine fröhlichere Umgebung, und vielleicht auch eine frischere,

freiere Lebensansicht hätte man ihm wünschen mögen, damit neben der intensiven Thätigkeit, die sein akademisches Leben bezeichnete, auch eine gemessene extensive, Raum gewinnen möchte.

Gedike betrieb das Studium der Gottesgelahrtheit und der alten Sprachen mit einem Eifer, der jedem Jünglinge, dem es ein Ernst ist, sich in der gelehrten Welt auszuzeichnen, zur Nachahmung vorgehalten werden darf: denn es war keine vorübergehende wilde Exaltation, die ihn veranlaßte, sondern eine ruhige, sich gleichbleibende Neigung. Eine literarische Gesellschaft, die er in Verbindung mit Zöllner errichtete, in der von den Mitgliedern gelieferte gelehrte Abhandlungen, besonders theologischen und philologischen Inhalts, vorgelesen und beurtheilt wurden, trug gewiß nicht wenig zur weitern Ausbildung bei.

Am wenigsten genügend waren vielleicht die philosophischen Studien, zu denen die damalige Zeit nur wenig Gelegenheit darbot, und es kann nicht dagegen entscheiden, wenn der damalige Professor Töllner Gediken beauftragte, seine durch Krankheit unterbrochenen Vorlesungen über die Metaphysik selbst fortzusetzen. Desto größer war sein Streben, in den Sprachen, besonders in der Griechischen etwas Ausgezeichnetes zu leisten, und die Wiedervereinigung mit Steinbart, der nach Töllners Ableben, dessen Stelle erhielt, und jetzt von Neuem seinen ehemaligen Lieblingsschüler unterrichtete, trug gewiß nicht wenig dazu bei, Gedike's Eifer stets rege zu erhalten. Doch auch

in anderer Beziehung wurde Steinbart abermals sein Wohlthäter, indem er ihn, der noch immer mit den einengenden Sorgen für Nahrung zu kämpfen hatte, freundschaftlich in sein Haus aufnahm und durch ihn mehreren Studenten Privatunterricht ertheilen ließ. Hiedurch wurde der Entschluß, den er schon früher durch Töllners Überredung gefaßt hatte, zum akademischen Lehrer sich zu bilden, noch mehr befestigt. Doch die Zukunft vereitelte diesen Plan, indem sie ihm eine Laufbahn anwies, die ohne Zweifel angemessener für ihn war, und in welcher er bei weitem größeren Nutzen gestiftet hat, als er in der Sphäre, die er sich selbst anweisen wollte, jemals würde vermocht haben.

Gedike hatte das Glück, von dem verehrten Spalding zum Privatlehrer seiner Söhne nach Berlin berufen zu werden, und er ging im Jahre 1775 dahin ab. Unter den Augen eines solchen Mannes zu leben, der wol von Keinem, der auch nur seine «Bestimmung des Menschen» kennt, jemals wird vergessen werden, und durch ihn so manche anziehende Lebens-Verhältnisse zu erfahren, dies mußte für Gedike's ganzes Gemüth von den bedeutendsten und erfreulichsten Folgen sein. Denn ein besseres Loos kann einem jungen Manne nicht werden, als in die Verbindung mit einem Manne zu kommen, den er eben so freudig als gezwungen hochachten, und dessen vollendete Suporiorität er mit kindlichem Sinne anerkennen muß. Die Nähe eines solchen verehrten Greises

verscheucht jedes unlautere Gefühl aus der jungen Brust, die Eitelkeit weicht dem edeln Stolze, nur Jenem gefallen zu wollen, nur seines Wohlwollens sich werth zu machen, die Leidenschaften bilden sich zu reinem, klarem Feuer, und die Sittlichkeit, des Gesetzes kaum mehr bedürfend, wird zur fröhlichen Gewohnheit, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Fände der Jüngling, selbst der wildeste und verworrenste, nur immer einen einzigen Mann, der ihn zur entschiedenen Hochachtung zwingen könnte, es wäre dadurch alles gewonnen für die Bildung seines Wesens.

Im folgenden Jahre wurde Gedike Subrektor am Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin *), doch trennte ihn dieses Amt keinesweges von dem Hause, in dem er bis dahin gelebt hatte, und die Freuden des Familienlebens, für die er bis zum letzten Augenblicke seines Daseins die reinste Empfänglichkeit besaß, gewährten ihm den besten Lohn für die mühevollsten Arbeiten.

Man wurde jetzt immer aufmerksamer auf ihn, und er stieg schnell von einem bürgerlichen

Amte

*) In der Berliner Monatsschrift vom Januar 1804 findet sich folgende historische Notiz über dasselbe: „Seit einigen Jahren heißt es das Friedrichsgymnasium. Der große Kurfürst, welcher 1660 auf dem Werder eine neue Stadt anlegte, schuf auch schon 1681 eine Schule daselbst; aber König Friedrich I. erhub sie 1701 zu einem Gymnasium. (Daher kam hier die doppelte Säkularfeier, innerhalb 20 Jahren.) Der Patronus ist jedoch der Magistrat." — Eine ausführliche Geschichte des genannten Gymnasiums hat Gedike (1781) selbst geliefert.

Amte zu dem andern, denn schon 1778 erwählte man ihn zum Prorektor, und 1779 zum Direktor der Anstalt.

Es ist wol nicht zu bezweifeln, daß Gedike schon damals mit sich selbst und seiner Ansicht des Lebens in Klarheit zu kommen suchte, daß er daher sich nicht etwa durch Zufälligkeiten oder durch die Verkettung der Dinge weitertreiben ließ, sondern, selbsthandelnd, die Zufälle und die Zusammenkunft der Dinge zu beherrschen suchte.

Der Mensch ist sich selbst schuldig, den Menschen in sich zu bewahren, aber er hat die Verpflichtung an den Staat, der ihn schützt und nährt, sich ihm als Bürger zu widmen. Die Aufgabe, daß der Bürger seine Pflichten im ganzen Umfange erfülle, ohne daß dabei der Mensch verletzt werde, ist die schwerste, die das Leben überhaupt darbietet, und man darf mit Sicherheit behaupten, daß die Mehrzahl der Menschen dahingehe, ohne sie gelöst zu haben. Es trifft sich oft, daß der Staat und die Bürgerwelt einen Aufwand von Kraft erfordert, der den Menschen beinahe zu erschöpfen droht, oder sie nimmt eine Summe von Zeit für sich hin, die unverhältnißmäßig größer ist als die, welche dem Menschen für sich selbst zu seiner eignen Entwickelung, Bildung und Freude an sich, übrig bleibt. So geht denn oft in dem heftigen und verworrenen Drange des Geschäftslebens, das schönere Leben an sich verloren, das Geräusch der Bürgerwelt läßt die Stimme des inneren Menschen nicht laut werden, und so geht

oft der Mensch aus der Welt, ohne die eigentliche Welt in sich gefunden zu haben. Er giebt sich zur Ruhe, ohne Ruhe im Innern und Klarheit, und wird er diese wol je erlangen können, wenn er sie nicht auch in diesem Leben wenigstens schon ahndete? Man erinnere sich dabei des alten Ausspruchs: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse? — Es sind tief eindringende, rührende Worte, die auch hier, im Conflikt der Bürgerwelt und des reinen Menschenlebens, sehr oft ihre Anwendung finden, und an deren Bedeutung der bessere Beobachter nur zu häufig erinnert wird, wenn die Menschen in diesem Kampfe unterliegen.

Doch, so schwer es auch ist, jene Aufgabe, die uns das Geschick bietet, zu lösen, so wäre es doch eine fast irreligiöse Verzagtheit, einen solchen Kampf überhaupt vermeiden zu wollen. Gedike floh ihn nicht, sondern fühlte Muth und Kraft in sich, ihn mit männlicher Seele zu bestehen, und wir werden in der Folge sehen, ob er besiegt oder siegend aus diesem Streit hervorging.

Im Vertrauen auf seine gute Sache, auf seine Wissenschaft, auf seinen Fleiß und seine ununterbrochene Gesundheit, fing er sein mühsames Geschäft an, das um so bedeutender, aber auch um so beschwerlicher war, da es hier darauf ankam, eine fast ganz gesunkene Anstalt wieder empor zu heben, oder gewissermaßen eine ganz neu-

zu erschaffen. Es ist bekannt, und mehrere seiner Privatbriefe bestätigen es, daß bei dem Antritte seines Direktorats sich nur 12 Schüler in den drei obern Klassen vorfanden, eine Zahl, die bereits im folgenden Jahre auf 94 gestiegen war, so daß es uns kaum mehr wundern kann, wenn sie sich 13 Jahre nachher auf 310 belief. Die Mittel, die er anwandte, um seiner Anstalt Wichtigkeit und Glanz zu geben, waren die rechtlichsten, welche nur gefunden werden können, denn er verschmähte mit wackerm Stolze jeden falschen Schein, jedes Blendende, und ging nur auf geradem Wege zum Ziele. Er schien zum Schulmanne, und besonders zum Vorsteher einer gelehrten Anstalt geboren zu sein, denn Kraft im Äußern und Innern, vielseitige Kenntnisse und unermüdlicher, besonnener Eifer bezeichneten alle seine Schritte. Daß er dabei zuweilen unrichtig beurtheilt, daß insonderheit seine männliche Kraft und Furchtlosigkeit nicht selten für Härte und Rauheit gehalten wurde, läßt sich eben so leicht begreifen, als daß es, wie billig, keinen Eindruck auf ihn machte, ob man solche Urtheile über ihn fällte.

Ich finde unter seinen nachgelassenen Papieren einen Brief an eine von ihm sehr hoch geachtete Frau, aus welchem ich folgende Stelle hier aufzeichne, weil sie die Art andeutet, wie Gedike sich selbst zu beurtheilen versuchte. Der Brief ist ohne Datum, er fällt aber entweder in das Jahr 1782 oder 1783.

— «Glauben Sie von einer oder der andern

Seite mich noch nicht genug zu kennen, so braucht es nur einen Wink von Ihnen, um mich ohne Heuchelei und Verstellung *) gerade zu gegen Sie zu erklären. Denn daß manche Leute, die mich nicht genau kennen, sich zum Theil sehr irrige Begriffe von mir machen, das weiß ich. Zwar auf meinem guten Namen sitzt kein Flecken, und ich kann dem Trotz bieten, der mir einen aufzeigen kann, wärs auch nur aus meinen jüngeren Jahren. Aber ich weiß, daß man sich in mancher Rücksicht unrichtige Vorstellungen von mir macht. Viele halten mich für einen finstern, ungeselligen, mürrischen Mann, und thun mir darin sehr unrecht. Es kann sein, daß meine Miene zuweilen finster ist, meine Seele ist es gewiß sehr selten. — — — Ich liebe die Freude und Geselligkeit in einem hohen Grade, nur das Rauschende von beiden ist mir zuwider, und darum wünschte ich mir freilich eine Gattin, die hierin mir gleichstimmig denkt, und die stilleren häuslichen Freuden dem lauten Geräusch sogenannter Freuden, die für mich es nicht sind, vorzöge. Andere halten mich für einen kalten empfindungslosen Menschen, vielleicht weil ich weniger als andere meine Em-

---

*) Hier hatte er anfangs noch die Worte hinzugesetzt: „denn Verstellung habe ich seit jeher gehaßt, von meinen Knabenjahren an gehaßt", aber hinterher wieder ausgestrichen, ohne Zweifel weil er es nicht der Mühe werth fand, von einem Fehler zu reden, der ihm so ganz und gar von jeher fremd und durchaus unleidlich gewesen ist, daher denn auch die kraftvolle, charakteristische Wiederholung des Hasses gegen jene Unredlichkeit. Sie lag tief in seiner Seele und er begriff es kaum, wie sich ein Mensch zur Heuchelei erniedrigen könne.

pfindungen zur Schau trage und noch weniger Empfindung affektiren mag. Meine tägliche Erfahrung beweist mir, daß ich vielleicht mehr dahin zu arbeiten habe, weniger lebhaft zu empfinden, und mich weniger stark, sowol von angenehmen als unangenehmen Empfindungen überwältigen zu lassen. Ich muß indeß meine Schwachheit gestehen, daß ich, um mehr Mann und Philosoph zu scheinen, den Ausbruch meiner Empfindung oft mit Gewalt unterdrücke, und kälter und gleichgültiger zu scheinen suche, als ich bin. Sollte dies Verfahren auch in andrer Rücksicht tadelnswerth sein, so hat es wenigstens schon den großen Vortheil für mich gehabt, meine ehemalige bittere Empfindlichkeit bei unangenehmen Vorfällen zu dämpfen, die sonst so leicht aufsprudelte, wenn sie gleich eben so schnell wieder verflog. Bei meinem Amte wäre ich ein unglücklicher Mann, wenn ich nicht über diese Empfindlichkeit Herr zu werden gesucht hätte. Weniger Herr bin ich bis jetzt noch über eine mir noch immer anklebende unruhige Ungeduld, die mich bei meinen Geschäften sowol als bei meinen Erwartungen und Planen nicht selten peinigt, und mich im Grunde weniger leisten läßt, als ich sonst würde. Daß ich kein eigensinniger und unbiegsamer Mensch bin, wofür mich mancher, der mich nicht genau kennt, hält, das wissen meine Freunde und meine Kollegen am besten. Zwar war seit jeher eine gewisse Festigkeit des Charakters das Ziel meines Bestrebens, ob ich gleich fühle, daß ich dies Ziel noch lange

nicht erreicht habe. Auch liebe ich nichts mehr als Unabhängigkeit und hasse jeden Zwang. Meine ganze Seele sträubt sich gegen jeden, der mich unterdrücken, oder mich auf irgend eine oder die andere Art fesseln will. Gottlob, daß ich fast nie oder äußerst selten in der Lage gewesen bin, mich von der Seite zu zeigen, da ich, Gott sei Dank, das Zutrauen und die Achtung meiner sämmtlichen Vorgesetzten und Oberen eben so sicher als die Zuneigung meiner Freunde und Untergebenen zu besitzen glaube. Unser Gymnasium war sonst ein Sitz des Zanks, aber meine Kollegen gestehen es öffentlich, daß nie eine solche Einigkeit bei uns geherrscht, als jetzt, und ich suche dieselbe, so viel ich kann, auch dann nicht zu unterbrechen, wenn ich gegründete Ursache zur Unzufriedenheit habe, weil mir nichts weher thut, als das Bewußtsein, irgend einem Menschen wehe gethan zu haben, auch wenn ich dazu berechtigt und verpflichtet war. Eben darum bin ich so wenig unbiegsam, daß man mich vielmehr biegen kann wie und wohin man will, wenn man es nicht zu deutlich merken läßt, daß man mich biegen will, woraus ich sehe, daß ich noch nicht jenen Grad von Festigkeit des Charakters erhalten habe, den ich wirklich haben sollte und wollte. Denn nach streng überdachten Grundsätzen zu handeln, war immer mein Bestreben, und die frühe Gewöhnung dazu dank ich vornehmlich dem um mich in mehr als einer Hinsicht unendlich verdienten Professor Steinbart. — Ich erschrecke, daß ich so weitläuf-

tig über mich selbst gewesen bin, halten Sie dies, meine theure Fr — —, nicht für Eitelkeit, sondern bloß für eine Folge des Wunsches, mich gegen ein und das andere Vorurtheil zu sicheren, das, wie ich weiß, manche Leute sich von mir in den Kopf gesetzt haben. Ich mag durchaus nicht besser scheinen als ich bin, aber in keinem Fall schlechter als ich nach meinem eignen Bewußtsein zu sein glaube.»

So versuchte es Gedike sich selbst zu beurtheilen, und die Art, wie er dabei zu Werke geht, gehört mit zu seiner Charakteristik. Jemehr sich der Mann dazu gewöhnt hat, den Tadel der Mittelmäßigkeit und Alltäglichkeit zu verschmerzen, zu verachten oder zu ignoriren, jemehr wird ihm auch daran gelegen sein, den Wenigen, die er hochachtet und liebt, stets klar und deutlich zu erscheinen.

Als Gedike zwölf Jahre das Direktorat am Werder verwaltet hatte, wurde er zum Mitdirektor am Berlinisch-Cöllnischen Gymnasium erwählt, wobei er jedoch, so lange Büsching die letztgenannte Anstalt noch mitdirigirte, seine erste Stelle noch fort verwaltete. Nach zwei Jahren starb Büsching, und im Oktober 1791 verließ Gedike das Werdersche Gymnasium ganz, um als alleiniger Direktor des Berlinisch-Cöllnischen mit ungetheilter Kraft wirken zu können. — Schon neun Jahre vorher (1784) war er zum Oberkonsistorialrath, und 1787 zum Oberschulrath ernannt worden, 1790 wurde er Mitglied der königlichen

Akademie der Wissenschaften und Assessor der Akademie der Künste in Berlin, und 1791 Doktor der Theologie. Diese letztere Würde wurde vielleicht durch eine Anordnung des um das Berlinische Gymnasium hochverdienten Sigismund Streit veranlaßt, dessen Stiftung Gedike sogleich bei seiner Ansetzung an demselben genoß.

Mit Muth und Kraft verwaltete er alle seine Ämter, mit männlicher Standhaftigkeit unterzog er sich jeder Pflicht, die er als solche anerkannte, und er fand den Lohn dafür in seinem eigenen Bewußtsein, in der Hochachtung, die ihm jeder Mann zollte, der seine großen Verdienste zu berechnen verstand, und in dem sichtbaren Gedeihen des ihm anvertrauten Gymnasiums, für welches er bis zum letzten Tage seines Lebens thätig war. Und er hoffte, noch recht lange thätig zu sein, durch rastloses Wirken jeden Tag seines Lebens zu bezeichnen, doch leider täuschte ihn diese Hoffnung, die jeder der ihn in früheren Jahren gekannt, bestätigen mußte: denn seine Gesundheit schien unverwüstlich und eisern. Es ist mir mit Bestimmtheit erzählt worden, was in unsern Tagen der Schwäche nicht eben zu den gewöhnlichen Fällen gerechnet werden dürfte, daß er vom Jahre 1785, wo er sich von einem heftigen Fieber ergriffen fühlte, bis zum Jahre 1797 eines ununterbrochenen körperlichen Wohlbefindens genoß, bei welchem selbst die vielseitigsten Bestrebungen, die ermüdendsten Arbeiten Gedeihen finden konnten. In dem letztgenannten Jahre machte Gedike eine Reise nach

Italien, oder vielmehr er durchflog dieses herrliche Land mit einer Schnelle, die ihm den Genuß ohne Zweifel nicht wenig verkümmerte. Er wollte Turin, Florenz, Rom, Neapel und Venedig sehen, und hatte sich doch nur drei Monate zu dieser Reise ausgesetzt; denn die Sehnsucht nach Berlin, seiner Familie und seiner Lehranstalt, verließ ihn weder am Po noch an der Tiber. Doch bei einer solchen ununterbrochenen Anstrengung, bei der das Auge schwelgte, Geist und Phantasie auf die mannigfaltigste Weise erregt ward, während der Körper die größten Beschwerlichkeiten ertragen mußte, war es leicht vorherzusehen, daß auch die rüstigste Gesundheit nach und nach ihre Spannkraft verlieren würde. Noch mehr beschleunigte er diese Flugreise, als er in Venedig die Nachricht erhielt, daß sein Freund und Kollege, der Professor Michelsen, von einer schweren Krankheit befallen sei. Nun fand er noch weniger Ruhe und Freude in der Fremde, er reiste jetzt sieben Tage und sieben Nächte ohne Unterbrechung, und fast ganz ohne Schlaf, um nur recht bald wieder in der Haimath zu sein, und den Freund noch am Leben zu finden. Doch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, die Krankheit hatte den thätigen Schulmann schon früher weggerafft, ehe Gedike in Berlin ankam.

Seine Familie bemerkte seitdem mit zärtlicher Bekümmerniß, daß sein Gesundheitszustand nicht mehr die Festigkeit und Kraft besitze, deren er sich sonst zu erfreuen hatte. In Geschäften und gegen

Fremde äußerte er selbst davon nichts, denn er, der sonst von Hypochondrie und Kränklichkeit, diesen unseligen Gefährten so manches würdigen arbeitsamen Mannes, auch nicht die entfernteste Ahndung hatte, konnte und mochte sich noch immer nicht überzeugen, daß auch ihm ein ähnliches Loos beschieden sein solle. Ein ähnliches, sage ich, denn wenn auch seine Gesundheit wankend gemacht worden war, indem er besonders die heftigsten Gichtschmerzen zu bekämpfen hatte, so blieb doch die Hypochondrie, dieser δαιμων ἀλαστωρ der Modernen, stets fern von ihm. Vielleicht hätte seine kräftige Natur noch länger widerstehen können, wenn er sich entschließen konnte, seine Thätigkeit in etwas zu beschränken, und wenigstens eines von seinen vielen Ämtern niederzulegen. Allein er entschloß sich dazu nicht, weil es gegen seine Überzeugung war, und wir dürfen ihm vielleicht deshalb nicht Unrecht geben, weil es wol keinen hinlänglichen Ersatz giebt für das Widerstrebende einer Handlung, die uns mit uns selbst und unsern Grundsätzen uneins macht. Wer einmal den Entschluß mit männlichem Sinne gefaßt hat, einzugreifen in das Getriebe des äußeren und bürgerlichen Lebens, den läßt das fremde Element nicht leicht wieder los, und der Rückweg, stände er ihm auch noch frei, würde ihn schwerlich beglücken können, weil er einen inneren Unzusammenhang im Menschen verriethe, den auch das äußere Schicksal zu bestrafen pflegt. Wer aber vollends so tiefe Wurzel gefaßt hat auf jenem

Boden der Existenz, der will und kann nicht mehr zurück, denn er hat aufgehört, sich selbst als einzelnes für sich bestehendes Individuum zu betrachten, und ist gewohnt, sich nur in der Vereinigung mit dem Organismus der Bürgerwelt anzusehen. Hätte er wirklich auch hinterher noch den Muth, diesen Zusammenhang aufheben zu wollen, so würde es ihm doch keine Früchte tragen, da diese nur als das Erzeugniß der Freiheit, nicht der Willkühr und Eigenmächtigkeit, gedeihen und Freude bringen können. So wollen wir denn auch unsern Gedike keinesweges tadeln, daß er beharrte auf allen den Punkten, auf denen er feststand, selbst dann nicht, wenn wir wirklich glauben dürften, daß seine fortgesetzte Thätigkeit in allen jenen Verhältnissen seinen Tod beschleunigt hätte, denn der Mensch soll sein Leben minder achten als die in ihm wohnende Überzeugung vom Guten und Rechten. Nur durch einen solchen feststehenden Glauben, durch ein solches erwärmendes Prinzip wird das Leben zu einem wirklich lebendigen Leben, da es ohne jene Kraft wahrhaft todt zu nennen ist, eine formlose Masse, welcher der prometheische Funke fehlt. Es ist nicht die höchste Aufgabe des Menschen, sein Leben bis zur größten Ausdehnung auszuspinnen, sondern demselben die beste und tiefste intensive Kraft und Bedeutung zu geben. Er soll keinen Theil seines Lebens verkaufen, und könnte er dadurch Millionen gewinnen, aber er soll es dem Glauben an das Gute ganz opfern und freudig

opfern. Wer möchte auch das Leben nach Jahren berechnen?

So verwaltete Gedike troz seiner geschwächten Gesundheit, seine so mannigfaltigen und bedeutenden Ämter ohne Unterbrechung weiter fort. Er sah es ungern, wenn man ihn von seiner verhehlten Kränklichkeit unterhalten wollte, und ohne in die gutmüthigen oder neugierigen Fragen danach einzugehen, leitete er dann das Gespräch schnell auf andre Gegenstände, durch deren Allgemeinheit eine individuelle Beziehung auf ihn selbst verhindert wurde. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1801, überwand er sich, von seiner geschwächten Gesundheit öffentlich zu sprechen, da die Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Aber, da er, wie so manche Männer, denen eine feste und kraftvolle Körperconstitution zu Theil ward, die Krankheit und Schwäche, man möchte fast sagen, haßte, so verscheuchte er gar bald den Gedanken, als könne dieser Zustand bedeutende Folgen haben.

Noch im Sommer 1802 machte er, durch einen weisen Auftrag veranlaßt, eine Reise in die entfernteren Provinzen des Preußischen Staats, um für die dortigen Schulen manche glückliche Veranstaltungen und Veränderungen zu treffen. Er erfüllte diesen Auftrag mit der redlichsten Gewissenhaftigkeit, und achtete nicht der großen Beschwerlichkeiten und Widrigkeiten, die eine solche Reise für ihn haben mußte. Aber selbst der mächtigste innere Wille vermag dem rauhen Andrange

des Äußeren und des Nothwendigen nicht immer zu wehren. Nicht bloß seine Gesundheit war hier von Neuem angegriffen worden, auch seine alte Heiterkeit, dies eigentliche Element des Lebens, war gestört worden. Nach seiner Wiederkehr mußte die Veränderung, die er erlitten, Jedermann, der ihn liebte, sehr schmerzhaft auffallend sein, denn sein Blick war fast leidend geworden und sein ganzes Wesen hatte von der rüstigen Haltung verloren, die man sonst gewohnt war, an ihm zu bemerken. Gegen das Ende des genannten Jahrs wurde er von einer Krankheit befallen, deren nervöser Charakter besonders zu Anfang 1803 seine Lebenskraft zu ergreifen und zu zerstören drohete. Aber noch immer glaubte er selbst an keine Gefahr, sondern verwaltete, von seinem Krankenzimmer aus, noch fast alle seine Geschäfte mit dem gewohnten Überblicke und der selbstständigen Klarheit. Ja, als bald darauf ihm einige erträglichere, schmerzenfreiere Wochen zu Theil wurden, so ergriff er seinen alten Lieblingsplan, in dem herannahenden Frühling eine Reise nach der Schweiz und Italien zu machen, mit neuer Lebhaftigkeit. Er hoffte alles von dieser Reise, und ahndete nicht, daß der Tod ihn bald über jede Furcht und Hoffnung hinüberheben würde.

Die alten Schmerzen kamen bald von Neuem wieder, er litt viel, aber er handelte rastlos weiter. Das öffentliche Osterexamen wurde von ihm selbst geleitet, und die oberste Klasse des Gymnasiums von ihm selbst geprüft. Sein steter Lieb-

lingsdichter, Horaz, erfreuete ihn hier zum letzten Male, und man bemerkte noch die Spuren des alten Feuers in seinem Vortrage desselben und in der Rede, mit welcher er die nach der Universität Abgehenden entließ. Er hatte noch einmal gesiegt über seine Krankheit und es schien ihn zu erheben, daß er es vermocht hatte.

Wenige Tage vor seinem Ende wurde ihm noch eine innige Freude gewährt durch das Zutrauen und die Achtung, die ihm sein edler König in dem folgenden Kabinetsschreiben bewies, welches ich unter den hinterlassenen Papieren des Verewigten gefunden habe. Es ist bereits in der Berlinischen Monatsschrift vom Januar 1804 mitgetheilt worden, doch kann ein so treffliches Merkmal von der Güte eines großen Deutschen Monarchen gegen einen wackern Unterthan, nie genug bekannt werden:

«Wohlgelahrter Rath, besonders lieber Getreuer. Die Pestalozzische Unterrichtsmethode, von der itzt so viel Rühmens gemacht wird, hat auch Meine Aufmerksamkeit erregt. Ich glaubte durch die Oliviersche Verfahrungsart beim ersten Unterricht der Kinder, von der man sagen wollte, daß sie mit jener eine große Ähnlichkeit haben sollte, nähere Aufschlüsse darüber zu erhalten; aber die Proben welche Olivier in Berlin davon abgelegt hat, haben Mich wenigstens in dieser Rücksicht nicht befriedigt, wenn es auch sonst noch zu früh sein sollte, über den Werth der Olivierschen Methode, die, nach allem was Ich davon erfahren

habe, von ihm selbst zu hoch angeschlagen zu werden scheint, ein Endurtheil zu fällen. Daher hatte ich mir gleich vorgenommen, einen Mann von anerkannten pädagogischen Kenntnissen und Erfahrungen, dem ich zugleich Wärme für alles was den Unterricht verbessern kann, und Unbefangenheit genug zutrauen konnte, um sich nicht vom Reize der Neuheit blenden zu lassen, zu veranlassen, die Pestalozzische Anstalt in der Schweiz zu besuchen, und die darin eingeführte Methode an Ort und Stelle selbst gründlich zu studiren. Es war sehr *natürlich*, daß Ich dabei sogleich auf Euch fallen mußte, weil Eure *anerkannten* Verdienste im pädagogischen Fache, Euch nicht bloß mein ganzes Vertrauen erworben haben, sondern auch diese Wahl bei allen Sachkundigen, denen das Fach der Erziehung am Herzen liegt, rechtfertigen werden. Eure gefährliche Krankheit hielt Mich aber ab, Mich früher darüber zu äußern. Da Ihr indeß soweit wieder hergestellt seid, daß Ihr zu Eurer Erholung eine Reise in mittägliche Länder unternehmen könnt, so wünsche Ich, daß Ihr solche auf der Hin- und Rückreise so einrichtet, Meinen obigen Auftrag in der Schweiz ausrichten zu können. Ich werde Euch mit Vergnügen den Kostenaufwand entschädigen, und Eurem Bericht unmittelbar entgegensehen, als Euer gnädiger König. Potsdam, den 23. April 1803.

Friedrich Wilhelm.»

Dieses huldvolle Schreiben erfreute den wackern Mann, der von jeher mit unbegränzter Liebe an

seinem Könige und Vaterlande gehangen, auf solche Weise, daß man beinahe hätte hoffen mögen, es werde dieses Gefühl zur Verlängerung seines Lebens beitragen können. Aber es war mit seiner Krankheit bereits zu weit gekommen, die Kräfte des Körpers nahmen zu sichtbar ab, und nur das innere Leben schien sich noch aufrecht zu halten.

Ich erinnere mich noch mit Lebhaftigkeit einer Unterredung, die ich wenige Wochen vor seinem Tode hatte. Ich fand ihn auf einem Krankensessel mit ruhiger und stiller Miene, die aber nach und nach lebendiger wurde, doch eben in dieser Lebhaftigkeit das Kranke verrieth. Seine ganze Körperkraft war gesunken, seine Haltung ohne Sicherheit, die Züge des Gesichts tief eingefallen, nur die Stimme und der Blick des Auges verrieth noch seine alte feste Manneswürde. Er unterhielt sich mit mir eine geraume Zeit über die Schulangelegenheiten, und es war Ordnung und Klarheit in allem was er sprach. Als er endlich auch seiner Krankheit erwähnte, die ihn jetzt an der gewohnten Thätigkeit hindere, und ich mit Lebhaftigkeit die Hoffnung äußerte, daß seine bevorstehende Reise in südliche Gegenden ihm die alte fröhliche Gesundheit wiedergeben würde, erwiederte er schnell und mit unterdrückterem Tone: «Wenn ich nur Kraft haben werde, sie zu unternehmen!» Es schien, als sträube sich eine gewisse Gattung des Mannesstolzes gegen diese wehmüthige Idee, doch sprach er sie aus.

Wenige

Wenige Tage darauf schien es sich noch beträchtlicher mit ihm verschlimmert zu haben, und ich glaubte schon absterbende Züge an ihm wahrzunehmen. Es war ein tief betrübender Anblick, und gewiß theilte ein Jeder, der ihn sah, dieses Gefühl der Theilnahme und Befürchtung. Nur er selbst hatte noch immer keine Vorahndung seines Todes, noch immer waren seine Gedanken alle auf das Wohl seiner Familie und seiner Lehranstalt gerichtet. So konnte ihn vielleicht der Augenblick des Endes seiner irdischen Laufbahn überraschen, aber keinesweges schrecken, denn wenn wir das Bewußtsein in uns haben, daß unser Leben stets rein blieb und verständig geordnet, und bezeichnet mit würdigen Thaten, die des Vaterlandes und der Menschheit Heil zum Zwecke hatten, so vermag keine Furcht vor dem Tode uns zu beschleichen und unser Gemüth zu verwirren. Im Gegentheil werden wir den Tod, der nur bei dem roheren und irrig lebenden Menschen Entsetzen erregen kann, mit einer herzlichen Neigung lieben lernen, indem er allein unserm ganzen zeitlichen Leben, die erfreuliche Begränzung und die unerschütterlich feststehende Bedeutung giebt. Das in Zeit und Raum eingeschlossene irdische Leben ist arm und eng, und selbst der gebildetste, stets nur dem Edeln nachstrebende Geist, vermag nicht immer sich mit Freiheit und Freudigkeit in dem schweren und drückenden Elemente zu bewegen. Weit entfernt also den zu beklagen, dem es verliehen ward, sich durch die scheinbare Dunkelheit des

Todes zu dem reineren, freudigern Lichte zu erheben, wollen wir nur diejenigen betrauern, denen er mit seiner edeln Wirksamkeit entrissen wurde, und, so viel wir vermögen, mit beitragen helfen, daß sein rühmliches Andenken unter uns erhalten werde zu einer tröstlichen Aufmunterung. Mit diesen Gefühlen wollen wir denn auch des Endes unsers verehrten Gedike gedenken, welches am 2. Mai 1803, Abends gegen halb elf Uhr erfolgte. Es soll uns nicht zu einer verworrenen und eben deshalb irreligiosen Trauer veranlassen, sondern wir wollen selbst in diesem sanften und stillen Ende, welches ihm zu Theil wurde, einen Lohn für sein nützlich thätiges Leben finden. Ist der Vollendete auch unserm Auge entzogen, so lebt doch sein Geist fort in den Werken, die er uns hinterließ, und sein dankbares Vaterland wird es nie vergessen, was es ihm schuldig ist.

Geschrieben am 31. Julius 1807.

II.

Gedike als Gymnasien-Direktor.

Wenige Schulleute haben seit Luthers und Melanchtons Zeiten auf die ganze Lehrverfassung und die Methode der höheren Schulen ihres Vaterlandes und selbst der kleineren benachbarten Staaten so entschiedenen Einfluß gehabt, als Friedrich Gedike. Was er in einem nicht sehr langen aber dafür desto reicher beschäftigten Leben that, schuf und bildete, ist zum Theil aus dem Zeitalter zu erklären, in welchem er auftrat; welches vielleicht kein Schulmann der Preußischen Monarchie wie er verstand und würdigte, und auf welches daher auch keiner so stark als er zu wirken wußte.

Die Zeit der geistigen Entwicklung Gedike's fällt vornehmlich in die Siebziger des vorigen Jahrhunderts. Es war die bedeutungsvolle Zeit, wo besonders der Preußischen Monarchie die Saat reifte, welche unter Friedrich durch die denkenden Männer, die in seinen Staaten so gern aufgenommen wurden, schon früher ausgestreut war. Der Ruhm des großen Königs war bereits fest ge-

gründet — man scheute keinen äußeren Feind mehr, und wie er selbst jetzt nur den Wissenschaften und schönen Künsten zu leben schien, so ließ er es gern geschehen, wenn aufgeklärte und patriotische Staatsmänner seine Nation auszubilden strebten. Denkfreiheit war sein Gesetz; sie durfte unter ihm das Heiliggeachtete wie das Unheilige antasten und längst verjährte Formen vor ihren Richterstuhl ziehen. Dies hatte zunächst auf die Kirche und deren Verwalter, aber bald auch auf die Schulen höheren und geringen Ranges den stärksten Einfluß. Es konnte nicht fehlen daß viele der aufgeklärteren und gelehrteren Theologen ihrem Stande sich zu entziehen strebten, wie sie schon früher ihrer ganzen Wissenschaft als einer nur auf ein negatives Resultat führenden entsagt hatten *). Es war ihnen entweder die ganze Theologie oder doch das amtliche und bürgerliche Bekenntniß derselben verleidet; doch waren ihnen die Wissenschaften im Allgemeinen dadurch nicht zuwider geworden, sie liebten jene nur um so mehr, da sie theils das Dunkel nun durch sie erhellt sahen, oder sie nun in ihnen für den hingeschwundenen Glauben die Trösterinnen erblickten. Aus den meisten der jungen Männer welche auf diese Weise angethan waren wurden Schulmänner, und so gewann ein Stand, welcher bisher nur als ein kläglicher Anhang der Geistlichen sein

*) Wohl uns, daß die neuere, in dieser Hinsicht ungleich bessere Zeit, schönere Resultate bietet! F. H.

dürftiges Dasein gefristet hatte, Mitglieder, welche nicht mehr ihre Schulstelle als das Fegefeuer ansahen, durch dessen Läuterung sie zu einer geistlichen Pfründe überzugehen trachteten. Es waren Männer darunter, welche der schwere Kampf der Überzeugung durchdrungen hatte, und die fortan in sich selbst fest und abgeschlossen waren.

Zu Männern der Art gehörte auch Gedike, ja er war vielleicht eines der Häupter des neuen Bundes. Er hat sich mündlich und bei Gelegenheit auch schriftlich darüber unverholen, wie er selber war, ausgesprochen, und man wird mir daher gern die Beweisführung des Gesagten erlassen.

Aber dies war nur ein Zeichen seiner Zeit; das zweite war, daß Deutschland, am meisten durch Klopstock, Gellert und Lessing aufgeregt, damals angefangen hatte, mit leidenschaftlichem Eifer auf die Kultur des Geschmacks in eigentlich deutscher Literatur hinzuarbeiten. Der Pedantismus, mit welchem bisher die deutschen Gelehrten das Studium der Griechen und Römer betrieben hatten, war seit Friedrichs Thronbesteigung besonders durch französisch gebildete Menschen so scharf und schneidend angefochten worden, daß sie sich dessen zu schämen anfingen. Herrliche deutsche Muster, durch die Alten sichtbar gebildet, aber nicht bloß zu Sammlern ihrer Phrasen und Varianten entwürdiget, vereinigten sich, um der Welt zu zeigen, wie die Alten gelesen, wie sie benutzt werden mußten, um den göttlichen Funken zu nähren und zu beleben, und durch sie zugleich hoffnungsvoll den

schlummernden Genius der deutschen Sprache zu beschwören. So dachten die besseren jener Zeit, während die seichteren, mit einer halbfranzösischen Bildung zufrieden, die alten Heroen der menschlichen Kultur nicht selten mit unwürdigen Waffen bekämpften, um ihrer Trägheit das Pölster zu bereiten. Gedike schloß sich den besseren an, und blieb bis ans Ende seiner Tage ein Freund der alten Literatur und ihrer geschmackvollen Lesung; und hat wenn er auch leider der Welt schon so frühe abstarb, die heiseren Stimmen überlebt, welche sich selbst in dem Revisionswerk nicht selten so unberufen als vorlaut hören ließen. Er hatte sich gewöhnt, die widersprechendsten Meinungen zu verhören und die Begründung derselben zu prüfen. So konnte er in dem Streit zwischen Sprach- und Sachkenntniß ruhig die Gerechtsame beider Parteien gegen einander abwägen; so konnte er mit Festigkeit und Unbefangenheit über den formellen und materiellen Nutzen der einzelnen Gegenstände des Schulunterrichts urtheilen, und als Vorsteher von Lehranstalten sich die Gesetze schreiben, welche die Bedürfnisse der Zeit mit dem einen, was der Menschheit Noth thut, in Harmonie bringen sollten.

Jene drei Männer welche vorzüglich auf seine frühere Bildung wirkten, und insonderheit Spalding, ein brüderlicher Geist Gellerts, hat als deutscher Schriftsteller so entschiedenes Verdienst, daß er schon als bloßer Übersetzer der Werke Englischer Weltweisen und Gottesgelehrten mit dank-

barer Verehrung genannt zu werden verdiente. Schon in dem Hause dieses Mannes beschloß er, sich auch bald der gelehrten Welt bekannt zu machen, und zwar durch eine Übersetzung des schwersten Griechischen Lyrikers, des Pindar, durch welchen sein starker und feuriger Geist von jeher besonders angezogen war. Gedike's Übersetzung des Pindar gefiel dem philologischen Publikum und erregte von einem so jungen Gelehrten ungemeine Erwartungen. Auf die Olympischen Siegshymnen folgte die Verdeutschung der Pythischen (1779) welche noch mehr Feile im Ton, und tiefere Kenntnisse in den Anmerkungen verrieth, und mit um so vorzüglicherem Beifalle aufgenommen wurde, als damals das Studium der Griechischen Sprache lange nicht so verbreitet war als jetzt, was in den Preußischen Lehranstalten mit ein Verdienst Gedike's ist, welcher in den Berlinschen Schulen, denen er selbst vorstand, jenem Studium einen neuen Schwung gab und auch in den übrigen durch sein beschämendes Vorbild Nacheiferung erweckte. Ausserdem fielen die metrischen Anforderungen an einen Übersetzer des Pindar damals noch weg. Wie wenige — ich will nicht sagen, verstanden, sondern — ahnten auch nur damals etwas von den Pindarischen Sylbenmaaßen! Kein Wunder also, wenn eine Übersetzung damals bewundert wurde, welcher man den starken Numeros und ein starkes poetisches Gepräge nicht absprechen konnte. Kein Wunder überdies, wenn solche Sprachkenntnisse, als in den Anmerkungen nieder=

gelegt waren, zu jeder gelehrten Schulstelle zu berechtigen schienen.

So hatte Gedike noch nicht sein fünf und zwanzigstes Lebensjahr erreicht, als er sich schon an die Spitze eines Gymnasiums in der Hauptstadt gestellt sah. Dessen ungeachtet konnte seine Lage nicht eben Neid erwecken; das Ganze mußte erst geschaffen werden, und es gehörten in der That Gedike's Jugend, seine Festigkeit und seine Hoffnungen dazu, um nicht den Muth zu verlieren. Zwar war gleich mit seiner Ansetzung an das Gymnasium (1776) die Zahl der Lehrer von vier bis zu sieben erhöhet, indem noch außer einem Mitarbeiter ein Schreib- und ein Zeichenmeister angestellt waren; zwar war es jetzt wenigstens möglich geworden, die Anstalt in fünf Klassen zerfallen zu lassen, da man früher nur ihrer vier hatte, wenn man auch dem Namen nach von fünf Klassen sprach, aber die erste und zweite für immer zusammen unterrichtete. Allein was war selbst mit dieser kleinen Zahl von Lehrern, unter denen doch nur vier bis fünf studirte waren, anzufangen, zu einer Zeit, wo man den alten pedantischen Schlendrian zu verschmähen anfing und der Geist der Zeit eine weit größere wissenschaftliche Ausdehnung erheischte? So stand der junge Direktor an der Spitze meistens ungleichartiger Naturen, denen es schwer sein mußte den Prometheischen Funken einzuhauchen. Wie weit sah er sich noch von dem Ziel entfernt, welches er sich vorgesteckt hatte! Sein lebendiger Eifer wünschte aus

seinem Gymnasium eine Anstalt zu bilden, welche von Seiten der Methode und der Masse dessen, was hier geleistet und getrieben wurde, ein Vorbild für andere Anstalten abgeben könnte. Aber wie viel Mühe machte es, auch nur das Nothwendige zusammen zu bringen! Wie gern hätte er seine eigene Natur getheilt, um hier und zugleich auch dort zu leisten. Wie gern unterrichtete er in den ersten wie in den untersten Klassen, um auf die Gesammtmasse wohlthätig einzuwirken, und durch einen liberaleren Geist der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände nicht bloß die Fortschritte zu mehren, sondern noch mehr schon dem Knaben seine Studien werth zu machen, und seinen Privatfleiß zu wecken! Aber dessen ungeachtet waren noch immer mehrere und jüngere und talentvollere Lehrer ein Bedürfniß der Anstalt. Durch seine angelegentlichen Bemühungen bei dem Magistrat wurden bald hinter einander noch drei angestellt, auf deren Wahl er selbst den größten Einfluß hatte, und die daher höheren Forderungen zu entsprechen vermochten.

Diese bedeutende Verbesserung war erst möglich, als die Einkünfte des Lehrerpersonale erhöhet waren. Dies wurden sie am meisten durch die steigende Frequenz und durch die Aufhebung der allen Gemeingeist zerstörenden Einrichtung, welche noch jetzt bei manchen Mittelschulen der Provinzialstädte herrschet, daß nehmlich die Lehrer das Schulgeld einzelner Klassen beziehen, welches für sogenannte Privatstunden, das heißt für

die letzte Stunde Vormittags und Nachmittags gezahlt wird. Statt dessen richtete Gedike eine Lehrkasse ein, in welche das gesammte Schulgeld gesammelt und in bestimmten Zeitmassen, nach Zurücklegung eines gewissen Überschusses für etwanige Ausfälle, unter die Lehrer vertheilt wurde. Die Gehalte der Lehrer verbesserten sich daher mit der zunehmenden Frequenz, welche am meisten als Gedike's Verdienst anzusehen ist. Wie sichtbar sie gedieh, ist bereits oben erzählt worden. Aber es vereinigten sich auch viele Umstände, um das größere Publikum für Gedike und seine Anstalt zu gewinnen. Sein ganzes Wesen, und besonders die feste männliche Gestalt, die starke Stimme, und der biedere ungeschminkte Ton seiner Rede athmeten Sicherheit und Selbstvertrauen und flößten eben darum auch anderen Vertrauen ein; dazu kam, daß er in seinem Vortrage in Materie und Form von allem Pedantismus frei war, und die natürliche Lebendigkeit desselben das Feuer verkündete, mit welchem er seinen Beruf als Schulmann liebte, für den er durchaus gebohren zu sein schien. Dazu kam ferner, besonders wenn er die alten Dichter (Pindar, Horaz, Sophokles,) seine Lieblingslektionen erklärte, ein gewisser poetischer Anhauch, welcher über dem Ganzen verbreitet war, und nicht bloß seine Schüler mit fortriß, sondern auch auf dem öffentlichen Osterexamen, auf denen er gern und viel auftrat, alle Zuhörer für ihn gewann, selbst diejenigen, welche entweder nie alte Literatur getrieben hatten, oder als Ge-

schäftsleute ihr schon seit langen Jahren abgestorben waren. Nicht leicht hatte Gedike ein öffentliches Examen gehalten, ohne daß der vortheilhafte Eindruck, welchen er zurückgelassen hatte, anwesende Väter bestimmte, ihm Söhne anzuvertrauen.

Bald nahmen aber auch die meisten seiner ihm untergeordneten Lehrer denselben Ton in den Lehrstunden und auch auf den öffentlichen Schulausstellungen an. Manche derselben lernten von ihm das große Lehrertalent, für jede Wissenschaft, für jeden Lehrgegenstand welcher nun einmal zu ihren Lectionen, wenn auch nicht eben zu ihrem Fache, gehörte, und auch sonst nicht eben Reiz für sie hatte, sich eine gewisse Schwungkraft zu geben, oder diese durch ein künstliches Feuer so lange zu ersetzen, bis sie ihrem Wesen eigenthümlich anzugehören schien.

So behielt Gedike bei seinen öffentlichen Anordnungen immer das Publikum im Auge, auf welches er überdies durch Deutsche, allgemein verständliche und durchaus praktisch-pädagogische Programme wirkte, welche meistens vorzüglichen Beifall ärndeten und deren einige mehr als eine Auflage erlebt haben. Die Frequenz seiner Anstalt belohnte ihn für diese Aufmerksamkeit gegen das Publikum. Er kam bald auch in manche höhere Verbindungen, welche nicht nur seinen Namen bekannter machten, sondern auch seinen Einfluß bedeutend vermehrten. Der Freiherr von Zedlitz war damals Minister des geistlichen De-

partements, ein Mann von lebhaftem, feurigen Geiste, ein Freund der Wissenschaften und der Denkfreiheit. Gedike war frühzeitig in seine nähere Bekanntschaft getreten, und man weiß, daß er die Auszeichnung genossen hat, der Lehrer des Ministers in Gegenständen der alten Literatur, besonders der griechischen Sprache, gewesen zu sein. Er war daher täglich in seiner Gesellschaft, und manche Anordnungen im geistlichen Departement sind offenbar eine Frucht des Einflusses Gedike's. Ohne Zweifel war es auch der Freundschaft jenes hohen Gönners zuzuschreiben, daß Gedike schon im 29sten Jahre seines Alters (1784) Oberkonsistorialrath mit Sitz und Stimme ward.

Übrigens benutzte Gedike diese neue Erhebung seines Ranges auch nur dazu, um den Direktor seines Gymnasiums zu heben. Man kann überhaupt sagen, daß alle Erweiterungen seines Einflusses nur den einen Gedanken verfolgten, den Direktor groß zn machen — es war einmal der Punkt, auf welchen sich, mit einer löblichen Einseitigkeit des Strebens, alle seine Anstrengungen bezogen. Sein Geschäftskreis hatte sich aber dadurch sehr vermehrt; er hatte die schriftliche und mündliche Prüfung aller derjenigen Kandidaten zu besorgen, welche in der Mark Brandenburg Schulleute an gelehrten und Mittelschulen wurden. Mit dieser Prüfung waren besonders auch Probelectionen verbunden, welche er an seinem Gymnasium geben ließ. Welche herrliche Gelegenheit hatte er aber auch jetzt gewonnen, auf die Schu-

len der Provincialstädte wohlthätig einzuwirken, indem er theils die Geprüften auf die Mängel und Lücken in ihren Kenntnissen, auf die Unvollkommenheiten und Fehlgriffe ihrer Methode u. s. w. aufmerksam machte, theils dadurch, daß er ihnen die Norm für die Materien des Unterrichts in den Schulen, an welche sie gesetzt wurden, vorzeichnete, und sie über Lektionsplan, Lehrverfassung, Eingreifen der wissenschaftlichen Pensa in einander für die einzelnen Klassen, disciplinarische Einrichtung, und so manche Dinge, woran es angehenden Schulleuten zu mangeln pflegt, belehrte. Hatte er doch auch die beste Gelegenheit ihnen gleich in seiner Anstalt seine pädagogischen Maaßregeln und die die Schulmethode betreffenden Rathschläge in Anwendung dargestellt zu zeigen, was in diesen Dingen mehr fruchtet und beweiset, als die schönsten Lehrplane auf dem Papier. Man kann denken mit welchem Eifer Gedike sich dieser neuen Geschäfte unterzog, und wenn er in denselben Gelegenheit hatte, angehende Lehrer in ihrer Blöße kennen zu lernen, so darf man sich nicht wundern, wenn er den selbstgenügsamen Ignoranten zuweilen ein wenig unsanft aus dem Schlummer weckte. Er liebte seinen Stand, und wünschte ihn nur in guten Subjekten dargestellt zu sehen.

Drei Jahre nach seiner Erhebung in das Oberkonsistorium ward auf den Vorschlag des Ministers Zedlitz, der ohne Zweifel hierauf von Gedike geleitet war, ein Oberschulkollegium für die Preußische Monarchie errichtet. Verbesserungen

der Preußischen Schulen in Materie und Form war der Hauptzweck dieses Kollegiums, und es ist nicht zu verkennen wie wohlthätig es gewirkt hat.

Unter den vielen Edicten, welche durch Meierotto's Mitwirkung von Gedike als Oberschulrath vorgeschlagen und ausgearbeitet waren, und auf die gelehrten Schulen und Universitäten einen besonders starken Einfluß gehabt haben, heben wir hier nur zwei aus, deren Nützlichkeit ihm gewiß selbst nicht in dem Grade eingeleuchtet hätte, wenn er nicht als Vorsteher eines großen Gymnasiums darauf geführt wäre. Sie betreffen theils die Errichtung einer Examinationskommission für alle zur Universität abgehende Jünglinge, um durch schriftliche Arbeiten und eine mündliche Prüfung ihre Reife für die Universitätsstudien zu untersuchen; theils die Prüfung junger Kantonpflichtigen welche studieren wollen, in Absicht ihrer Studienfähigkeit. Werden diese eminent befunden, so verwendet sich das Kollegium an die militärische Behörde, um ihnen die Freiheit vom Soldatendienste auszuwirken. Von diesen beiden Edikten erschien das erstere bald nach der Errichtung des Oberschulkollegiums (1788) und es bedarf wohl keines Beweises, wie wohlthätig beide für das Land sind, dem wohl durch nichts weniger gedient sein kann als durch mißrathene Studierte. Um so mehr muß man sich wundern, daß das Examen, welches über die Reife oder Unreife der Abiturienten bestimmte, von einigen Universitätslehrern, welche gleichfalls angehalten waren, dies Examen

mit jungen Leuten vorzunehmen, welche ohne vorhergegangene Prüfung auf der Schule die Universität bezogen, vielfach bespöttelt und auf eine unwürdige Art betrieben ist; indem sie theils den Maasstab so gering annahmen, daß Mancher dem Gymnasium entlaufene Secundaner (selbst Tertianer) demselben gewachsen war, theils in Gegenwart der jungen Studenten das Ganze für Pedanterie ausgaben, und diese wohl gar dazu aufforderten, an ihre zurückgelassenen Freunde auf der Schule zu schreiben, damit sie sich lieber auf der Universität als auf der Schule prüfen lassen möchten, um leichter davon zu kommen. Kein Wunder wenn diesen darauf vom Oberschulkollegium ein höherer Maaßstab zur Pflicht gemacht wurde, und sie dafür auf Gedike und das Oberschulkollegium, welches sie vom ersten Entstehen als die Vernichterinn ihrer vermeintlichen akademischen Privilegien mit eifersüchtigen Augen betrachtet hatten, einen verfolgenden Haß warfen.

Im Jahr 1790 ward Gedike Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Der Minister von Herzberg hatte bald darauf den patriotischen Gedanken, einen Ausschuß der besseren, das heißt, der deutschen Mitglieder zu vereinigen, um durch sie auf die Vervollkommung der deutschen Sprache zu wirken. Gedike hielt hier einige treffliche Vorlesungen, die den Vorträgen seiner würdigen Kollegen Meierotto, Teller, Zoellner u. s. w. nicht nachstanden. — Es würde überflüssig sein hinzuzusetzen, daß diese neue Auszeichnung dem Namen

Gedike's und unmittelbar auch dem Ruhm des Gymnasium, welches er dirigirte, zulegte; (vielleicht hatte er selbst sie nur aus der letzteren Beziehung wünschenswerth gefunden) und es war nur eine Zugabe ähnlicher Art, wenn bald darauf die Akademie der schönen Künste und mechanischen Wissenschaften ihn gleichfalls zu ihrem Mitgliede und Beisitzer ernannte.

Diese Erhebungen, welche einander so schnell folgten, und deren jede nachfolgende ihm geworden zu sein schien, weil er die erstere gefunden hatte, scheinen auf den ersten Blick nur ein ehrgeiziges, rastloses Streben in's Weite anzudeuten, einen zwar talentvollen aber unruhigen Geist, welcher von einer ungezügelten Ruhmsucht getrieben wird. Aber so sehr er auch die Celebrität lieben mochte, wovon auch die gemeinschaftliche Redaction der Berlinischen Monatsschrift zeugen könnte, so haschte er doch nie nach dem bloßen Schein; in jedem seiner vielfachen Amtsverhältnisse gab er überall den unermüdet thätigen Mann, der seine Pflicht über alles liebte und allen Forderungen seiner verschiedenartigen Berufspflichten Genüge leistete. Das bezeugen ihm die gründlichen und noch jetzt bewunderten Relationen und Akten, welche er als königlicher Rath in zwei Kollegien ausarbeitete; die gehaltvollen Vorlesungen, welche er in den Akademieen bei öffentlichen Sitzungen derselben hielt; aber noch mehr die Menge seiner Arbeiten für das Gymnasium und die unermüdliche Thätigkeit, welche ihn als Director desselben auszeichnete.

Da Gedike anfänglich weniger Lehrer am Werderschen Gymnasium hatte, als er für den erweiterten Lectionsplan bedurfte, so unterrichtete er selbst sehr viel, und zwar gab er in den beiden ersten Klassen die bedeutendsten Stunden im Griechischen und Lateinischen; außerdem lehrte er allgemeine Encyclopädie, Poëtik, Geschichte der Philosophie u. s. w. Er selbst gesteht an mehreren Orten seiner Schulschriften, daß ihm manche Lehrstunde, besonders in diesen letztgenannten Gegenständen drei bis vier Stunden Präparation gekostet habe. Man hat keinen Grund an der Wahrheit dieser Worte, die ein Charlatan gewiß vermieden hätte, zu zweifeln, und seine Schüler erinnern sich, daß sie in seinen Stunden über sehr mannigfaltige Dinge belehrt wurden, deren Vortrag ihm gewiß nicht geläufig gewesen sein konnte. Auch war es nicht selten, daß er gestand, daß ihm manches selbst nicht ganz klar sei, und daß er noch in diesem oder jenem Buche genauere Nachweisungen zu finden hoffe. In der nächsten Stunde trug er alsdann denselben wissenschaftlichen Gegenstand noch einmal vor, klarer und anschaulicher als in der ersteren, und nannte dann gewöhnlich selbst die Quellen, welche ihm den Gegenstand in ein helleres Licht gesetzt hatten. Es liegt übrigens hier nicht in unserem Plan, ihn von Seiten seiner Methode und als Docenten zu schildern und zu beurtheilen. Er hat in seiner Schulschrift von Ostern 1786 «Über den mündlichen Vortrag des Schulmannes» seine Gedanken darüber dem Publi-

kum mitgetheilt, und wir dürfen sagen, daß er, was er dort empfiehlt, selbst ausübte. Belebung der Selbstthätigkeit in und außer den Lehrstunden, Wirkung des Denkvermögens, selbst der Phantasie und des Witzes, waren sein vornehmstes Streben, und man kann daher denken, daß seine Vorträge eben so lehrreich, als anziehend für die jungen Leute waren.

Diese Arbeiten als Lehrer, welche wohl schon hinlänglich sein könnten, um die Thätigkeit eines Mannes, welcher auch wissenschaftliche und schriftstellerische Arbeiten liebt, zu beschäftigen, waren vielleicht kaum die Hälfte dessen, was für das Gymnasium zu thun war. Wenn man sich eine Lehranstalt denkt, welche mehr als dreihundert Schüler hat, und an die Wünsche, Anfragen, Rücksprachen denkt, welche Ältern, Vormünder und Verwandte bei dem Vorsteher einer Anstalt ihrer Angehörigen wegen anzubringen haben; wenn man an die Menge der kleinen Prüfungen denkt, welche Vorsteher von Schulanstalten mit jedem neuankommenden Schüler anzustellen haben, um ihn nach seinen Fähigkeiten und Vorkenntnissen in diejenige Klasse zu setzen, für welche er paßt, so kann man sich davon leicht eine Vorstellung machen, was dies bei einer stark besuchten Anstalt zu sagen habe. Rechnet man aber dazu daß Gedike noch manche andere selbst neugeschaffene Arbeiten hinzufügte, deren einige nicht minder zeitspielig sind, so möchte man fragen, wo er die Zeit für alle seine Arbeiten gefunden habe. Zu diesen selbstge-

schaffenen Arbeiten, mit welchen er die Directionsgeschäfte vermehrte, gehörten besonders fast tägliche Inspectionen in allen Klassen des Gymnasiums, beständige Kontrollen der fehlenden und anwesenden Schüler durch ein eigenes Tagebuch, in welchem bei den drei unteren Klassen auch Lob und Tadel einzelner Schüler bemerkt wurde; ferner alle disciplinarischen Untersuchungen, und die Ausziehung der vierteljährlichen Censuren, für welche er eigene Bücher einrichtete, um jeden einzelnen Schüler von den Lehrern in den Rubriken: «Aufführung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Progressen» beurtheilen zu lassen. Aus diesen oft sehr buntscheckigen und ungleichartigen Bemerkungen der einzelnen Lehrer, bildete Gedike darauf einen Auszug, welcher auf einem dazu gedruckten Schema abgeschrieben, dem jungen Menschen bei der vierteljährlich vor mehreren Klassen und sämmtlichen Lehrern angestellten Censur vorgelesen und übergeben wurde. In den drei unteren Klassen ward nach diesen Censurzetteln, welche ihrem Inhalt nach in sechs Ordnungen oder Nummern zerfallen konnten, zugleich die Rangordnung in den einzelnen Abtheilungen bestimmt, und man kann daher begreifen, wie wichtig diese Zettel als ein disciplinarisches Hülfsmittel für die Beförderung einer guten Aufführung und die Belebung des häuslichen Fleißes seyn mußten.

Auch die häuslichen Arbeiten der Schüler und deren Revision waren ein Gegenstand der Privatthätigkeit Gedike's. Er hatte auf seinem Gymna-

sium zuerst mit besonderem Eifer den jungen Leuten die häusliche Ausarbeitung der wissenschaftlichen Lectionen, die Anfertigung von Übersetzungen u. s. w. zur Pflicht gemacht, und außer den Durchsichten der Lehrer, vor deren Forum diese Arbeiten gehörten, revidirte er sie noch besonders vierteljährlich, um über den Fleiß oder Unfleiß der Einzelnen zu einem Hauptresultat zu gelangen, von welchem er für die öffentlichen Censuren Gebrauch machte. Außer diesen Revisionen der häuslichen Arbeiten hielt er es gleichfalls für ein Geschäft, welchem er sich als Director unterziehen müßte, ein Examen mit allen denen anzustellen, welche in eine höhere Klasse versetzt zu werden wünschten. Da er allein vollständig das Ganze übersah und die Pensa der einzelnen Klassen kannte, so mußte er auch am sichersten den Maaßstab für das Einzelne und das Ganze im Kopfe tragen. Man kann auch nicht leugnen, daß er sich über die Fähigkeiten und die Summe der Kenntnisse der jungen Leute sehr schnell und sicher zu orientiren wußte.

Wir haben schon oben gesagt, daß nicht leicht ein Gymnasiendirector den Geist der Zeit so aufzufassen und zu würdigen verstand als Gedike. Es ist nicht zu leugnen daß er ihn benutzte, aber wiewohl er sich ihm scheinbar annährte, so suchte er doch ihn zu leiten und zu veredlen. Dies bewies er besonders in seinem Lectionsplan. Vielwisserei und Encyclopädismus gehörten freilich zum Geiste der Zeit, und Gedike sah sich daher genö-

thigt, manchen Gegenstand in seinen Plan aufzunehmen, dessen ein Director vor funfzig Jahren noch hätte entbehren können. Aber er sah auch den Übelstand ein, welcher für die strengen Wissenschaften und die gründlicheren Kenntnisse in der Grammatik daraus erwachsen mußte. Daher war er unablässig bemüht, wo er konnte, zu vereinfachen und einen wissenswürdigen Gegenstand durch den andern zu lehren, um die Zeit für ihn zu retten. So war es ein Lieblingsgedanke, Mythologie und Antiquitäten durch die Lateinischen Exercitien und Extemporalien beizubringen. Wenn sich auch hier, wie sonst der alte Spruch durch die Erfahrung bestätigte, daß Niemand zweien Herren zugleich dienen könne, so verdient doch der Gedanke als Wunsch alles Lob, und er ist wichtig genug, um allen Schullehrern bei der zunehmenden Masse des Wissenswürdigen, welches ein Schulplan vereinigen soll, an's Herz gelegt zu werden. Die vorzüglichsten Subjecte lieferte er für den Geschäftsdienst, junge Juristen und Kameralisten von vorzüglicher Gewandtheit im Arbeiten. Selbst die, welche aus den mittleren Klassen zum mechanischen Geschäftsdienste abgingen und in mancherlei Departements angestellt wurden, empfahlen sich ihren Vorgesetzten durch Bildsamkeit und Leichtigkeit im Arbeiten und zeigten nicht selten, daß sie, auch ohne die Universität bezogen zu haben, für die höheren Dienstarbeiten Brauchbarkeit sich anzueignen wußten. — Übrigens hatte sein Schulplan vier Hauptsprachen, Deutsch, Latein, Französisch

und Griechisch als durchlaufende Lectionen für alle, Hebräisch nur für die künftigen Theologen, und in mehreren Stunden, als in den Griechischen, Französischen, mathematischen und arithmetischen, hatte er Parallelismus, damit hierin nach den Fähigkeiten und Fortschritten eine Versetzung Statt fände, weil in diesen Objekten am meisten die Verschiedenheit der Fortschritte hervortritt. In den übrigen Lectionen ward die Rangordnung der Klassen nach dem Latein bestimmt, nach welcher auch die Schüler Primaner, Secundaner u. s. w. hießen, und Gedike arbeitete stets dahin, daß die Fortschritte der jungen Leute überall gleichmäßig waren, indem er die Versetzung dessen in eine höhere Klasse erschwerte, welcher in einem der genannten Parallelobjekte noch zu weit zurückgeblieben war. Dies traf in Absicht des Griechischen sogar die künftigen Juristen, welche davon in der ersten Klasse nicht mehr dispensirt wurden; dafür aber ärnteten sie als Abiturienten in der im Programme abgedruckten Censur besonderes Lob, wenn sie hierin, wie in den anderen Lehrobjecten, bedeutende Fortschritte gemacht hatten.

Auch auf die gelehrten Schulanstalten, besonders des Preußischen Staats, hat Gedike auf eine eingreifende Weise gewirkt, und zwar durch die Einrichtung eines philologisch-pädagogischen Seminariums für gelehrte Schulen, welches bald nach der Gründung des Oberschulcollegium sein Dasein erhielt. Durch die Stiftung dieser Pflanzschule ist der Gedanke ausgeführt, junge Gelehrte, welche sich dem

höheren Schulstande widmen wollten, nach der Beendigung ihres akademischen Cursus zu vereinigen, ihnen zur Ausbildung ihrer Methode durch Unterricht am Gymnasium Gelegenheit zu geben, sie zugleich zur Anfertigung von pädagogischen Abhandlungen in Deutscher und von philologischen in Lateinischer Sprache zu verpflichten, häufige Conferenzen und selbst Lateinische Disputirübungen über die philologischen Abhandlungen, welche wie die pädagogischen von allen Mitgliedern vorher gelesen und schriftlich beurtheilt werden, mit ihnen anzustellen, um auf jede mögliche Weise für ihre theoretische und praktische Ausbildung thätig zu werden. Sie bekamen zu dem Ende zehn Stunden am Gymnasium übertragen, in welchen sie in verschiedenen Klassen von der ersten bis zur letzten hinunter und in mancherlei fast halbjährlich wechselnden Lehrgegenständen zu unterrichten hatten. Waren sie alsdann hinlänglich vorbereitet, so hoffte er, sie durch seine Empfehlungen bei entstandenen Vakanzen anzustellen, am meisten aber durch ihr eigenes Verdienst, da den Magistraten der Städte ihr Patronatsrecht nicht beeinträchtiget werden konnte. Er hat sich hierin nicht betrogen gesehen. Durch die gute Auswahl derer, welche die Aufnahme in's Seminar wünschten, gelang es ihm, meistens nicht nur gelehrte, sondern auch einer praktischen Ausbildung für den Schulstand fähige Kandidaten zu vereinigen und die Zahl derselben bald von fünf bis zu acht zu erhöhen, welche dessen ungeachtet in zwei bis vier Jahren entweder

auswärts oder an den gelehrten Schulen Berlins eine Stelle fanden. Die herrliche und vielleicht nur in Berlin in dem Grade mögliche Gelegenheit, sich vielseitig auszubilden, in allen Wissenschaften und in dem Vortrage jeder einzelnen ein Muster aufgestellt zu sehen, und mannichfaltig vergleichen und wählen zu können, mußte dieses Institut zu einem der vorzüglichsten der Art heben, und man würde die Namen seiner Mitglieder von dem Jahre 1788 bis auf die neuesten Zeiten (denn es besteht auch nach dem Tode seines Stifters) nicht durchlaufen können, ohne überall auf Männer zu stoßen, welche nicht nur in der gelehrten Welt als Schriftsteller, sondern auch im praktischen Leben als geschickte und talentvolle Schulmänner geachtet sind.

Übrigens gewann Gedike durch das Seminar für sein Gymnasium neue Lehrer, welche ihm allein angehörten, nur unter ihm standen, und die er durchaus nach seinem Gefallen benutzen konnte. Das nächste war, daß er noch eine neue (sechste) Klasse errichtete, was die zunehmende Frequenz und die Erweiterung des Lehrplans schon längst wünschenswerth gemacht hatte. Ihre Besoldung bestritt das Oberschulkollegium, welches tausend Thaler jährlich dazu ausgemittelt hatte. Dadurch, daß er beinahe täglich sie in ihren Lehrstunden besuchte, ihnen bald längere bald kürzere Zeit zuhörte, und es hinterher an zweckmäßigen Bemerkungen nicht fehlen ließ, nahm er Gelegenheit, wohlthätig auf sie einzuwirken, und wer tadelnden

Bemerkungen entgehen wollte, mußte nicht nur sich sorgfältig vorbereiten, sondern vor allen Dingen über die Zweckmäßigkeit dessen was er vorzutragen Willens war, sich schon vorher Rechenschaft ablegen, so daß also der junge Docent in einer fortdauernden Spannung erhalten wurde.

In einer so vielseitigen Thätigkeit hatte Gedike die Achtung des Publikums und die Bewunderung aller derer sich erworben, welche die Masse seiner Geschäfte begriffen, und den unermüdlichen Fleiß zu würdigen verstanden, mit welchem er ihnen Genüge leistete. Er hat in derselben Gattung von Berufspflichten bis an sein Ende gelebt und gewirkt, wiewohl sich mit dem Jahr 1793, nachdem er vierzehn Jahr das Directorat des Friedrichwerderschen Gymnasium mit Ruhm verwaltet hatte, der Kreis änderte, in welchem er bisher gewaltet hatte. Büsching starb in diesem Jahre, nachdem er schon zwei Jahre vorher Gedike'n zum Mitdirector des Berlinschen Gymnasiums oder des sogenannten Grauen Klosters angenommen und mit Einwilligung der Patronen, des Magistrats der Residenz, als seinen dereinstigen Nachfolger dem Gymnasium und dem Publikum vorgestellt hatte. So war also auch seine Nachfolge an diesem Gymnasium keinem Bedenken weiter unterworfen.

Die Direction des Berlinischen Gymnasium führte Gedike auf dieselbe Weise wie er das Werdersche geführt, und wer an der einen Anstalt den Geist geahnt hatte, welcher von ihm auf das Ganze

ausging, würde ihn in der zweiten wieder erkannt haben. Aber etwas hatte sich doch geändert. Das Gymnasium war schon vorher unter Büsching in einem blühenden Zustand und konnte folglich auf alle Vermehrung der Frequenz Verzicht thun. Der gelehrte Ruf der Professoren desselben war entschieden und stand nicht bloß in der Stadt, sondern auch in der literarischen Welt fest gegründet. Es waren meistens Männer, welche in ihren Wissenschaften gediegen waren, und des weiten Purpurmantels ihres Directors nicht bedurften, hinter welchen schwächere vielleicht willig sich geflüchtet hätten. Man kann sagen es waren Männer darunter (ich nenne hier nur die Namen Ditmar, Michelsen, Heindorf, der Vater, Fischer, Spalding u. s. w.,) welche in einzelnen Zweigen der Gelehrsamkeit tiefere und verbreitetere Kenntnisse besaßen als Gedike; aber es war gewiß keiner darunter, welcher es nicht Gedike'n gern einräumte, daß er von allen am besten zum Director passe, und daß Natur und Bildung sich vereiniget hätten, ihn gerade als solchen groß zu machen. Die Vereinigung mit solchen Männern wußte Gedike auch zu schätzen. Fast noch angenehmer war es ihm, daß während seines Directorats bei entstandenen Vacanzen bald hinter einander vier neue Professoren, Heindorf der Sohn, Köpke, Stein und Delbrück angesetzt wurden, deren erster noch sein Schüler gewesen war, so wie die drei anderen im Seminar von ihm zu Schulleuten gebildet waren.

Eine an Lehrern so reiche Anstalt, als das Berlinische Gymnasium, bedurfte übrigens nicht so sehr eines neuen Docenten, wiewohl ihr auch darin Gedike ward, als vielmehr eines Mannes, der ein so zusammengesetztes Ganze mit Weisheit und bewährter Amtsklugheit leitete. Einen solchen hatte man an Gedike gefunden. Weder Großes noch Kleines entging seiner Aufmerksamkeit. Unabläſſig war er bemüht, den Lectionsplan zu verbessern, und hier und dort eine Lücke auszufüllen. Nur wenige Lectionen blieben immer denselben Lehrern angewiesen — er wechselte gern und oft, besonders in den untersten Klassen, und am meisten bei den Mitgliedern des Seminars, damit kein Schlendrian einreiße und sich mehrere an demselben Gegenstande versuchen möchten, um Lehrern und Schülern einen neuen Sporn zu geben. Doch ließ er natürlich demjenigen, welcher in einem Object vorzüglich bewandert war, oder den ordentlichen Lehrern, welche einmal ein Hauptfach hatten, gern dasselbe Objekt, welches von einem anderen entschieden schlechter vorgetragen worden wäre. Dabei inspicirte er beinahe täglich die Klassen, hielt darauf daß weder von Lehrern noch von Schülern die Zwischenminuten zu lange ausgedehnt wurden, und trieb selbst die zögernden Knaben in die Klassen. Hauptversetzungen wurden alle halbe Jahre in sämmtlichen Klassen vorgenommen, nach einem voran gegangenen Examen, welches er in den vier oberen Klassen gewöhnlich selbst hielt, oder ein dazu von ihm beauftragter

Lehrer halten mußte. Es folgte darauf zu Ende des halbjährigen Cursus eine Conferenz sämmtlicher Lehrer, wo die Versetzung nach Stimmenmehrheit der Lehrer der Klasse beschlossen wurde. Gedike war immer oder doch meistens auf der Seite der strengeren, und fürchtete nichts mehr als eine zu rasche Versetzung; nicht selten, sagt man, traf es sich, daß er dem ganzen Kollegium mit immer neuen Gründen gegen die Versetzung eines Einzelnen die Spitze bot; Beweises genug, daß er am Berlinischen Gymnasium gewiß auf eine durchaus gründliche Vorbereitung der jungen Leute hinarbeitete. Nichts ist bei diesen Conferenzen von den Lehrern mehr bewundert worden, als das herrliche Gedächtniß, mit welchem er nicht bloß vier bis fünfhundert Namen (denn so hoch belief sich die Zahl der Schüler dieser Anstalt, die der Kölnischen Schule mit eingerechnet) im Kopfe festhielt, sondern sich auch der Censur-Bemerkungen erinnerte, welche die erwachsenen jungen Leute, als sie noch in den unteren Klassen saßen, veranlaßt hatten. Er behielt ihre vollständige Geschichte, und würzte daher sehr oft die öffentlichen Censuren der Schüler durch die Erinnerung an das, was sie früher gewesen waren, der Hoffnung die sie früher erregt und hinterher nicht befriedigt, oder auch der früheren Fehler, die sie zu ihrem Lobe abgelegt hätten. Bemerkungen dieser Art schienen um so mehr Verwunderung zu verdienen, weil er mit den unteren Schulklassen weniger in unmittelbarer Berührung stand, indem einer der

Professoren das Prorectorat derselben führte und ihm also die Mühe, sich mit den kleinen Knaben in nähere Bekanntschaft zu setzen, ersparen konnte. Aber Gedike wollte alles selbst betreiben, überall nur mit eigenen Augen sehen, oder konnte doch wenigstens den Gedanken nicht ertragen, daß ein anderer ein Geschäft seiner Direction allein betrieb, welches dieser nur als Untergeordneter mit ihm theilen sollte.

Sogleich mit Gedike's Directorat hatte das Gymnasium eine Klasse mehr bekommen, indem er die sehr zahlreiche dritte Klasse, die, wie alle Klassen der Anstalt in zwei Abtheilungen (Groß- und Klein-) zerfiel, theilte, und als eine abgesonderte Klasse unterrichten ließ. Die Mitglieder des Seminars, welche beschäftigt werden mußten und die Frequenz hatten diese neue Klasse nothwendig gemacht. Das Gymnasium hatte jetzt also sieben Klassen, was in anderer Hinsicht theils den Lectionsplan erschwerte, theils die Übersicht des Ganzen mühsamer machte. Wie manches war nun, besonders in Absicht der Lectionen und der Pensa für die einzelnen Klassen zu bedenken, wie manches Neue zu berücksichtigen! Zunächst erforderte es einen festen Überblick dessen was überhaupt in jeder Klasse bis zur obersten hinauf von Lehrern und Schülern geleistet werden sollte, und eine kluge Auswahl der Objecte, ein festes bestimmtes Maaß des zu Lehrenden und zu Erlernenden, welches nur von dem Haupte als ein waltendes Gesetz ausgehen konnte. Jede untere Klasse mußte

gewissermaßen das Fundament der sie aufnehmenden höheren seyn, das Ganze eine ungestörte Progression von dem Leichteren zum Schwereren ohne Sprung und Lücke. Offenbar war dies in den wissenschaftlichen Lectionen weit schwieriger als in den Sprachstunden, wo sich die Abstufungen in jeder Rücksicht leichter ergeben, als in jenen. Aber Gedike zeigte sich hier wie dort in der Anordnung des geistigen Entwicklungsgeschäftes, als ein Feldherr, dem allein nur das Ganze vorschwebt, und der durch seine Instruktionen jedem seiner Untergebenen den Platz anweiset auf welchem er, wissend oder nicht wissend, zu dem Ganzen einwirken soll. Bei den großen Conferenzen, besonders auf Ostern, welche das neue Schuljahr einleiteten, gab er jedem Einzelnen entweder mündlich oder schriftlich diese seine Anweisung. Maaß und Ziel, Methode, Lehrbücher und Hülfsbücher, waren ihm in diesen Instruktionen vorgezeichnet. Mehrere Lehrer besitzen noch jetzt dergleichen von seiner Hand, und halten sie werth als ein, wenn auch nur kleines, doch gewiß schätzbares Denkmal seines anordnenden Herrscherstandes.

Daß aber im Ganzen so viel Übereinkunft in den Grundsätzen des Unterrichts und der Methode unter den Lehrern der Anstalt herrschte, war am meisten die Frucht der monatlichen pädagogischen Sessionen, in welchen die Mitglieder des Seminars Abhandlungen, pädagogisch-scholastischen Inhalts vorlasen, und an deneu sämmtliche Lehrer

der Anstalt Theil nahmen. In diesen kamen nach und nach, wie wohl jedem die Wahl des Thema frei stand, alle Gegenstände des Unterrichts und deren zweckmäßige Behandlung vor, und da nach Beendigung der Vorlesung, jeder Anwesende namentlich aufgefordert wurde, über das Ganze und das Einzelne sein Urtheil zu fällen, so konnte es nicht fehlen, daß die verschiedenartigsten Ansichten der Sache lautbar wurden, welche zu den lebhaftesten Diskussionen reichlichen Stoff boten. Fast immer war es der Fall, daß Gedike's Bemerkungen nicht bloß deswegen weil er der Director war, sondern weil sie sich auch dem Widerstrebenden wegen ihrer Wahrheit aufdrängten, den Ausschlag gaben. In diesen Sessionen bewies er auch wie groß seine Achtung für fremde Meinungen, wie frei von Empfindlichkeit er selbst dann war, wenn er und seine Anordnungen unmittelbar selbst angegriffen wurden. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Versammlung von Männern, welche ihren Beruf nicht als ein Gewerbe sondern als eine Kunst liebten, welche, wie er, über Methode nachgedacht und auf anderen Schulen, auf welchen sie selbst vielleicht gebildet waren, eine ganz andere Ordnung der Dinge kennen gelernt hatten, zuweilen Ansichten herrschten, welche von den seinigen gänzlich abwichen. Rechnet man dazu die Kühnheit junger Gelehrten, die sich fühlten und in dieser Angelegenheit auch durch unwiderlegliche Gründe besiegt seyn wollten, so kann man sich wohl denken, daß in einem solchen Verein der humane,

Wahrheit bezweckende Widerspruch nicht zu den Seltenheiten gehören mußte.

Ein seltenes Talent hatte Gedike auch in Besorgung ökonomischer Dinge. Drei Klassen verwaltete er mit Leichtigkeit und großer Ordnung. Es entging ihm nichts, was dahin gehörte. Auf die kleinsten Reparaturen der Klassengebäude, selbst zerschlagener Fensterscheiben, Bänke, Schemel u. s. w. achtete er, und war darin seinem berühmten Vorgänger Büsching gleich, welcher in seiner Lebensgeschichte von sich erzählt, daß er als Director der Anstalt selbst die Untersuchung der Oefen, die Beobachtung der Spinngewebe und Unreinigkeiten nicht unter seiner Würde gehalten. Eben so war er an seinem Platze, wo schneller Entschluß gefaßt, rasch und gewandt diese oder jene Anordnung getroffen werden mußte, so wie man überhaupt den Gelehrten mit dem Geschäftsmann nicht leicht so lebendig und organisch verbunden sehen wird, als es in Gedike der Fall war.

In Absicht der Disciplin folgte Gedike dem Grundsatze, Vergehungen lieber zu verhüten als zu bestrafen. Da die beiden Gymnasien, denen er vorstand, nur Unterrichts- nicht Erziehungsanstalten waren, so ließ sich mit einer guten Schulpolizeiordnung ausreichen, für welche er und sämmtliche Lehrer mitwirken mußten. Doch hielt er die Aufrechthaltung derselben am meisten für sein Werk; daher seine täglichen Inspectionen in den Stunden, seine häufige Anwesenheit in den Zwischenminuten. Auch waren in den Klassen

selbst

selbst durch Stimmenwahl der jungen Leute, außer dem Ersten in der Klasse, welcher in der Abwesenheit des Lehrers eine Art Aufseher seiner Mitschüler war, eigene Censoren da, welche, als ein Ausschuß der Klasse, den Primus unterstützten, und Stille und Ordnung zu erhalten bemüht waren. Den Faulen und Nachlässigen spornte er durch Furcht vor Beschämung, so wie er den Fleiß durch Erregung des Ehrtriebes weckte, den groben Widerspenstigen ließ er in den vier unteren Klassen nach Befinden der Umstände körperlich züchtigen, in den oberen Klassen strafte er ihn durch Degradation in eine tiefere Klasse auf einige Tage, oder durch Einsperren. Selten relegirte er, weil er fast nie an einem jungen Menschen verzweifelte. Übrigens war er bei disciplinarischen Geschäften innerlich ganz kalt, nie in Leidenschaft gesetzt, weil er von dem Gedanken innig durchdrungen war, daß ein Schüler nie seinen Lehrer beleidigen könne, da er moralisch und intellectuell zu tief unter ihm stehe. Sehr oft wiederholte er dies, besonders jüngeren Docenten, daß ein Lehrer, welcher sich über einen jungen Menschen ärgern könnte, eine ganz falsche Ansicht der Sache verrathe und sich selbst auf einen unrichtigen Standpunkt stelle. Die Seele der Gedikischen Schulordnung war ein durch Ehrtrieb gesporner Fleiß, dem alle Schüler der Anstalt huldigen mußten, und so hatten sie also weder in den Lehrstunden, von welchen in schriftlichen Wiederholungen Rechenschaft gegeben werden mußte, noch außer den Lehrstunden, wo diese

Arbeiten geleistet werden sollten, Zeit zu Fehltritten und Ungesetzlichkeiten. Es reihete sich Arbeit an Arbeit; und selbst die Ferien ließen sie nicht los. Denn da fast jeder Lehrer der Klasse eine Arbeit dafür aufgab, so veränderte sich in den Ferien bloß die Gattung ihrer Geschäfte, indem jetzt nicht von anderen auf sie eingewirkt wurde, sondern sie aus sich selbst schöpfen und durch ihren Privatfleiß hervorbringen mußten.

Außerdem aber waren die Gedikischen Censureinrichtungen eines der kräftigsten Mittel seiner Schuldisciplin. Der lobende oder tadelnde Inhalt der Censur bestimmte in den unteren Klassen, oder der eigentlichen Schule für jeden einzelnen seinen Rang in der Klasse, und da bei diesen Censuren auf die Aufführung ganz besonders Rücksicht genommen wurde, so ward der Knabe schon durch die Furcht vor Schande oder Zurücksetzung, wenigstens zur äußeren Legalität geführt. Auch die Jünglinge in den oberen Klassen hatten diese Censur aus denselben Gründen zu fürchten; selbst die Abgehenden, welche nicht nur ihr Examen zur Universität in Spannung und Gehorsam hielt, sondern auch die Furcht vor einer scharfen Beurtheilung im Programm, welche mit diesem zugleich in tausend Hände kam.

So arbeitete, wirkte und bildete Gedike, dessen Gedächtniß in den Annalen des gelehrten Schulwesens der Preußischen Staaten nie untergehen wird. Vornehmlich in der Hauptstadt, in welcher er lebte und wirkte, wird der Name dieses

Mannes stets hochgefeiert seyn. An seinem Beispiel und Vorbilde werden sich noch lange die Mitglieder eines Standes erwärmen, welcher sonst wenig äußere Aufmunterung genießt, und selbst in der Königsstadt ihrer noch weniger genießen würde, wenn nicht Gedike und Büsching und Meierotto einst neben einander Directoren Berlinischer Schulanstalten, auch dem Leichtsinnigen und Widerstrebenden durch Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Talente tiefere Verehrung abgenöthiget hätten. Männer dieser Art verdienen nicht nur die dankbare Hochachtung derjenigen, auf welche sie, als ihre Amtsgenossen oder Anhänger, einen Theil ihres schwer errungenen Ruhmes vererbten, sondern sie sind achtungswerth genug, um den spätesten Geschlechtern als unalternde Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden *).

*) Dieser Abschnitt hat einen mir sehr werthen Freund zum Verfasser, dessen Namen ich ungern verschweige, weil das Publikum in ihm einen sehr geschickten und erfahrenen Schulmann kennt, der mehr als ein Decennium Gedike's Wirken genau zu beobachten Gelegenheit hatte, und von diesem, seinem Verdienste gemäß, hochgeachtet wurde. — Einige Abkürzungen dieses Aufsatzes veranlaßte der beschränkte Raum. In einigen, jedoch wenigen Punkten, möchte auch wol mein Urtheil von dem meines Freundes verschieden seyn. F. H.

III.

Gedike als Schriftsteller.

Bei diesem Abschnitte wird es vielleicht keiner sehr ausführlichen Auseinandersetzung zu bedürfen scheinen, denn die Zeit, für welche Gedike schrieb, hat ihn größtentheils schon gewürdigt, und nicht selten gerecht gewürdigt. Der deutlichste Beweis liegt darin, daß seine Zeitgenossen nicht bloß mit Aufmerksamkeit ihn anhörten, wenn er durch gedruckte Schriften zu ihnen sprach, sondern auch, ihre Schwächen und Mängel einräumend, seine Lehren nicht selten befolgten, und ausübten was er vorschrieb. Was er sprach, verhallte nicht, und keine seiner Schriften ist ganz ohne Wirkung gewesen; ja mancher wurde vielleicht von dem Publikum ein höherer Werth beigelegt, als von ihm selbst geschah, der sich sicher nie ohne edle Strenge richtete. Wenigen Schriftstellern in Deutschland ist es so gut geworden als ihm, und in der That mußte ihn selbst ein jeder aufmerksame Blick, den er auf das literarische Getreibe seiner Zeit warf, überzeugen, daß ein ganz besonders glückliches

Loos ihm zugefallen sey. Es gab und giebt Autoren, vor deren entschiedenem und großem Charakter die Mehrheit der Lesenden erschrickt, und die sie nicht lieben mag, weil sie sich mit ihnen nicht befreunden kann, andere die sie zwar mit der Zunge ehrt, aber im Herzen haßt, weil sie die gewaltige Erregung und das Aufgebot der Kräfte scheut, die ihr zugemuthet wird, andere, die sie ganz übersieht und deren Schriften in der Nacht der Buchladen ungenutzt vermodern, wie ein Diamant in einer Todtengruft vergraben. In Deutschland, — so darf man ohne Übertreibung sagen, — entscheiden fast immer Zufälligkeiten über das Schicksal eines Autors, und man ist gewohnt, dem Publikum es als Verdienst anzurechnen, wenn es einmal eine Ausnahme macht, und in Wahrheit sich bemüht, auf das Verdienst eines Autors bei der Schätzung desselben, Rücksicht zu nehmen. An Beispielen zur Bestätigung des Gesagten fehlt es nicht, wie Niemanden unbekannt seyn kann, der in der Geschichte der Literatur des verflossenen und des beginnenden Jahrhunderts kein Fremdling ist.

Gedike zeigte sich in seinen Schriften als ein Mann, der nicht nur das Zeitalter hinlänglich erkannt und begriffen hatte, sondern auch von demselben erkannt und begriffen zu werden wünschte. Da dies jeder Schritt bezeugte, den er auf seiner literarischen Laufbahn that, so fehlte es ihm gleich anfangs nicht an Anerkennung von Seiten des Publikums, mit dem er sich so sehr viel Mühe

gab, und es entstand dadurch ein so freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Darsteller und Leser, eine so erfreuliche Wechselwirkung von Autorität auf der einen, und Dankbarkeit auf der andern Seite, wie wir es in den neuesten Zeiten, wo Verschlossenheit und Kälte herrschender geworden sind, fast gar nicht mehr gewahr werden.

Der erste Vorwurf, den man unserm Gedike gleich bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller gemacht hat, ist seine anfängliche Hinneigung zu dem jetzt fast verschollenen Basedowianismus. Die Seichtigkeit, Oberflächlichkeit und Trivialität desselben fällt uns jetzt allerdings so klar in die Augen, daß wir dadurch leicht verführt werden dürften, Gediken Unrecht zu thun, dessen frühere Bildung in eine höchst sterile und pedantische Zeit fiel. Der bessere und lebendigere jugendliche Kopf, mußte sich endlich auf eine unleidliche Weise dadurch gedrückt und gepreßt fühlen, und so konnte Aufwallung und Indignation ihn für den Moment leicht verkennen lassen, daß er die bisherige unbequeme schlechte Methode gegen die schlechte von der bequemern Gattung vertausche. Doch selbst in jenem schnell vorübergehenden Lebensabschnitte, in welchem diese Täuschung hätte Statt finden können, war Gedike keinesweges ein entschiedener materieller Basedowist. Er, der schon angefangen hatte, den Geist der alten Welt, in Griechischen und Römischen Dichtern und Philosophen, zu ahnden, ließ sich dies Heilige auch damals nicht rauben, sondern verschmähete redlich

jene dargebotene bequeme Halbwisserei und superficiellen Encyclopädismus. Nur von einzelnen Theilen des Basedowianismus, die Form des Unterrichts betreffend, ließ er sich hinreißen, aber auch diese genügte ihm bald nicht mehr.

Es ist hier der Ort, eine Stelle aus der Rede eines sehr geachteten Berlinischen Schulmanns anzuführen, mit welcher derselbe bei Gelegenheit des Streit'schen Stiftungsfestes im Jahr 1804, Gedikens Andenken feierte: Sed, ut dixi, adjutore alieno hae literae facile carent apud animum generosiorem et quavis data occasione se insinuant. Qua sua dulcedine cum primum Gedikii ingenium imbuissent, ad ceteras, quas tractaret, disciplinas, earum fontes derivavit, nec passus est expertem harum opum esse humanarum divinarumque rerum scientiam. Quo factum est, ut, cum maturior ejus juventus ipsaque scholastici muneris primordia, quae capessivit, vixdum adolescentiae stadium emensus, incidisset in Basedovianum illum novandae et emendandae paedagogicae rationis, non quidem furorem dicam cum obtrectatoribus, impetum tamen, nihil ille noster demere sustinuerit de harum literarum honore et dignitate.

Gedikes griechisches, lateinisches und französisches Lesebuch ist gewiß, wenigstens einmal, in den Händen jedes deutschen Lehrers und jedes

deutschen Schülers gewesen, und man kann berechnen, daß außer Joachim Lange's Grammatik, kein Schulbuch eine so große Celebrität gewonnen hat, als den seinigen zu Theil wurde, wenigstens nicht in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert. Allein gerade diese lange Gewöhnung an das Vorhandene, was sich uns jetzt so bequem und wohlfeil darbietet, und uns den Unterricht in den Anfangsgründen der Sprache so sehr erleichtert, die Unscheinbarkeit und Prunklosigkeit dieser Bücher und das so oft wiederholte Handhaben derselben, dies alles könnte vielleicht bei manchem Lehrer — Vergeßlichkeit des Dankes veranlassen, den wir dem Verfasser für die Mühe und Sorgfalt schuldig sind, die er aufwenden mußte, um sie so zweckmäßig zu liefern als sie wirklich sind. Und dennoch, wer verdiente wohl von jedem Lehrer, den seine Pflicht, auch nur einige Male in der Woche, zum Sprachunterricht, in die untern Klassen ruft, mehr Dank als Gedike? Da man aber an diese Bücher so sehr gewöhnt ist, wie etwa an ein nützliches Hausmöbel, wobei man fast nie an den Erfinder denkt; wem wird er wol seltener gebracht als gerade ihm?

Hiezu trägt ohne Zweifel der erste Anschein bei, als seyen dergleichen Bücher leicht und ohne sonderliche Anstrengung zu Stande zu bringen, der erste glückliche Einfall sey höchstens zu rühmen, die Ausführung gäbe sich fast von selbst. Wie irrig aber dieser Anschein ist, beweist der Umstand, daß fast alle Bücher dieser Art, welche man sonst ver-

sucht hat, ja auch hinterher fast jede Nachahmung derselben, mehr oder minder misglückt ist. Es ist der Aufmerksamkeit sehr werth, wenn wir hören, wie Gedike zu der Ausarbeitung seines lateinischen Lesebuchs gekommen ist, und welche Grundsätze ihn dabei geleitet haben.

«Die Verbindung des lateinischen Elementarunterrichts, sagt er, mit dem Sachunterricht durch Sprechmethode, hat ihre großen Unbequemlichkeiten und nachtheiligen Folgen. Bloße Übung der ersten Anfänger in den Elementen der Grammatik und unzusammenhängendes Vokabellernen sind eine Folterbank für den jugendlichen Geist. Der Lehrer muß also bald den Anfang machen, etwas Zusammenhängendes mit seinen Schülern zu lesen, um eben dadurch und dabei Kenntniß der unentbehrlichsten grammatischen Elemente und einen allmählig wachsenden Reichthum an Wörtern zu befördern. Aber was soll man lesen?

Bloße Sentenzensammlungen können sehr leicht seyn, aber anziehend und unterhaltend für die Knabenseele sind sie gewiß nicht *). Diese Gleichgültigkeit, oder vielmehr der Widerwille des kindischen Alters gegen moralische Sentenzen, ist sehr natürlich und psychologisch. Denn das Kind

*) Deshalb ermüden Bröder, Werner, Plagemann u. s. w. durch die meisten ihrer Aufgaben den lebendigen Knaben so sehr. Dieser will den Baum mit den frischen Blüthen und Blättern, nicht aber das Blätterskelett, und wahrlich todt wie dieses sind jene Prinzipien sogenannter Lebensklugheit, (oder noch öfter der Lebensangst) wie sie dort zum Uebersetzen gegeben worden sind.

hat noch zu wenig Denkübung und Erfahrung, um alle die einzelnen Fälle, von denen diese allgemeinen Wahrheiten abgezogen sind, zu kennen, und selbst in Gedanken diese Abstraktion nachzumachen. Seine Ideen sind fast alle mehr oder weniger individuell, und daher ist eben Individualisirung die wichtigste Hauptregel beim Elementarunterricht, auf der beinahe die ganze Theorie desselben beruht.» (Die hier folgende Metapher von dem immer wogenden Meer der Empfindung, auf welchem das kindische Alter schwimme, und von den in diesem Meer hie und da hervorragenden Felsen der Abstraktion, zu welchen der Lehrer es hinaufschiebe, stoße, zerre u. s. w., ist wol nur zur Verdeutlichung für einen gewissen etwas zu materiellen Theil des Publikums hinzugefügt, der sich gern an solchen Bildern labt.) «In der That hat die Sentenzenmethode, soviel ich einsehe, einen in sofern sehr nachtheiligen Einfluß auf die Denkkraft des Lehrlings, weil man ihm dabei sogleich die Resultate des Denkens hinwirft, statt ihn stufenweise durch Einzelideen dahin zu führen.» (S. Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderschen Gymnasiums, Berlin, 1781. S. 64 ff.)

Hier nun wirft G. die Frage auf, ob man etwa gleich einen klassischen Autor lesen solle, allein die Antwort ergiebt sich leicht, daß nämlich ein jeder derselben für den ersten Anfänger zu schwer sey, und zu viel historische, antiquarische, literarische Kenntnisse voraussetze. Eine Chrestomathie aus den klassischen Autoren für das kind-

liche Alter zu bearbeiten, sey fast unmöglich, da entweder dieselben Erinnerungen dagegen gemacht werden könnten, oder die Ährenlese zu gering ausfiele, wie es ihm selbst bei einem Versuch dieser Art gegangen sey, weshalb er auch diesen Plan wieder aufgegeben habe.

«Ich sah mich deshalb, fährt er fort, nach neuern Lateinischen Elementarbüchern um. Wir haben dergleichen eine große Menge. Ich fand indessen keins, das mir meinen Absichten und den Bedürfnissen der ersten Anfänger ein Genüge zu thun schien. Denn entweder waren sie zwar ächt-lateinisch, aber zu schwer für den Elementarunterricht und zu voll von Idiotismen; oder zwar leicht, auch wol interessant genug; aber in unlateinischem Latein. Dahin gehören unter andern manche Sammlungen biblischer Geschichten. Diese sind ohnehin den Kindern meistentheils schon zu sehr bekannt, als daß sie viel Interesse dafür haben sollten, und es ist überall noch die Frage, ob biblische Geschichte ein Gegenstand des ersten Unterrichts seyn sollte, worüber ich noch nicht völlig mit mir selbst einig bin.»

(Mich dünkt, diese Frage lasse sich allerdings mit Ja beantworten, sobald die Geschichte bloß ethisch genommen wird, woran aber natürlich nicht zu denken ist, wenn sie in eine für den Schüler noch kaum zugängliche Sprache gehüllt erscheint. Die Sache des Herzens und der Phantasie sollte mit deutschen Knaben stets deutsch verhandelt werden, auch hat vielleicht nur die deutsche

Sprache Kraft und Wärme genug, um sein Herz und seine Phantasie gänzlich in Anspruch zu nehmen, wie dies bei dem Vortrage der Moral und Religion geschehen soll und muß.)

«Was aber die lateinischen Sammlungen biblischer Geschichten anbelangt, so glaubt man gemeiniglich für die Latinität sehr gut gesorgt zu haben, wenn man dabei Castellios ganz unverdienter Weise so sehr gerühmte Bibelübersetzung nutzt. Und doch ist diese Übersetzung, so ächt lateinisch auch die einzelnen Ausdrücke sind, dennoch im Ganzen durchaus unlateinisch. Auf allen Seiten Wendungen, Wortstellungen, Ideenverbindungen, die dem Genius der lateinischen Sprache zuwider sind, und über dem Ganzen webt und weht der Hauch des hebräischen Sprachgenius. — Noch andre lateinische Lesebücher enthalten zwar sehr nützliche Sachen in einem guten und verständlichen Ausdruck; allein theils kommen zu viel Wörter für Begriffe des gemeinen Lebens, der Natur (?) und der Künste darin vor, deren Kenntniß dem Lehrling künftig wenig nutzt, weil sie bei der Lesung der klassischen Schriftsteller wenig oder gar nicht vorkommen; theils sind viele dieser Bücher zu stark und eben darum zu theuer, als daß sie so leicht in die untersten Klassen einer gewöhnlichen Schule eingeführt werden könnten, in denen meistentheils viele ärmere Lehrlinge sitzen, deren Eltern am wenigsten für ein lateinisches Buch etwas mehr als einige Groschen ausgeben mögen.»

Für den erfahrenen Lehrer, der die mannig-

faltigen, oft sehr unglücklichen Verhältnisse kennt, unter denen ein großer Theil der ihm anvertrauten Jugend den Wissenschaften obliegt, bedarf diese Berücksichtigung jener Conjuncturen keiner lobpreisenden Anerkennung; den modernen Alltags-Schöngeist, der weder im Ganzen noch im Einzelnen das Leben kennt, möge sie immerhin zu einem Lächeln veranlassen, weil er nicht begreift, wie jemals von mehr oder weniger Groschen die Rede seyn könne.

«Endlich hat man mehrere lateinische Elementarbücher, die aus dürren Formeln, oder aus langweiligen Gesprächen über gar zu alltägliche Dinge, und zu trockenen allgemeinen Moralen bestehen, dergleichen zum Exempel auch die bekannten Langischen *) und Corderischen Colloquia sind, mit denen wir uns leider bisher auch noch immer in der untersten Klasse beholfen haben. Mein eignes lateinisches Lesebuch wird zwar auch Moral enthalten, aber individualisirte Moral, d. i. Er-

*) Diese unseligen Colloquia werden hier noch viel zu gelinde behandelt, wenn sie bloß langweilig genannt werden. Sie sind mehr, sie sind wahrhaft lähmend und niederdrückend für den jugendlichen Geist, und selbst die reinste Fröhlichkeit der Kinder kann nicht vor ihnen bestehen. Es ist als träte ein schwarzgrauer Kobold, ein widerlicher Knecht Ruprecht zu ihnen, und lehrte sie, es sey ein gar zu jämmerlich Ding um das menschliche Leben, ein peinliches Arbeitshaus, in dem man nur vor Angst und Noth betet, und nebenbei auch Latein lernt. Es war aber auch nichts Erfreulicheres von einem Manne zu erwarten, der seine Vorrede zur Grammatik sogleich mit den trostlosen Worten anhebt, daß die menschliche Seele, ihrer Natur nach, von Grund aus verderbt sey. Ob die Aussicht vorhanden sey, daß etwa ein fleißiges Auswendiglernen der Paradigmatum sie einigermaßen vom gänzlichen Versinken in den Abgrund retten könne, wird nicht bestimmt genug angedeutet.

zählungen und Fabeln ohne hinzugefügte Moral, deren Heraussuchung dem Lehrling selbst unter Anführung des Lehrers selbst überlassen bleibt, welches eben eine der nützlichsten Übungen und Anregungen des jugendlichen Verstandes ist. Ferner, damit noch außerdem die Lesung des lateinischen Elementarbuchs auch für die nicht zum Studiren bestimmten Lehrlinge materiellen Nutzen habe, so soll es allerlei allgemein nützliche Materien aus der Kosmographie, Geographie, Naturhistorie u. s. w. enthalten, alles ohne eigentlichen systematischen Zusammenhang und in kurzen Abschnitten, weil der Anfänger leicht bei einem zu langen Pensum ermüdet, und durch jeden neuen Abschnitt seine Aufmerksamkeit aufs neue rege gemacht wird. Eben darum kann auch die Einkleidung nicht immer dieselbe seyn; sie soll bald erzählend, noch öfter dialogisch seyn. In Ansehung des lateinischen Ausdrucks werde ich mich sorgfältig bemühen, Reinigkeit und Leichtigkeit zu verbinden. Daß zur Präparation des Lehrlings ein erklärendes Register aller im Buche vorkommenden Wörter hinzukommen müsse, ist ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß.» (S. die oben angeführte Schrift S. 66 ff.)

Man sieht aus dieser angeführten Erklärung deutlich genug, daß Gedike sich seine Arbeit keinesweges leicht zu machen suchte, daß er ferner nicht mit unbestimmten und schwankenden Ideen, sondern nach einem festen und mit Besonnenheit angelegten Plane zu Werke ging, und man muß

gestehen, daß er denselben auch größtentheils mit Glück ausgeführt hat. Ausstellungen ließen sich indessen auch hier einige mit Recht machen, z. B. daß zuweilen das Schwerere dem Leichteren vorangeht, daß die für den regsamen Schüler unangenehme Formel: Haec fabula docet, dem Versprechen zuwider, doch oft genug vorkommt, daß die gleichfalls versprochene dialogische Form fast ganz fehlt u. s. w., doch darf hier die durch eine öftere mechanische Wiederholung beinahe widerlich gewordene Sentenz: Ubi plurima nitent, non ego offendar paucis maculis, mit Recht gebraucht werden, und gleichsam wieder zu Ehren kommen und zu Ehren bringen.

Daß dieselben Grundsätze, die den Verfasser bei der Ausarbeitung seines lateinischen Lesebuchs leiteten, ihm auch gegenwärtig waren bei der Verfertigung seines griechischen, französischen und englischen Elementarbuchs, ist selbst bei der ersten Ansicht derselben klar genug. Da hier überhaupt der Weg einmal gebrochen war, so mußte jetzt auch die Arbeit schon leichter werden.

Den Werth eines poetischen Werks bestimmt die öffentliche Meinung des gleichzeitigen Publikums fast niemals, den Werth einer scientifischen Schrift schon öfter, den Werh eines Elementarbuchs fast immer: denn dies soll sich an die Zeit anschließen, sie bessern und weiter fördern. Hat es dies wirklich gethan, und thut es dies wirklich noch, so ist sein Zweck erfüllt, und deshalb läßt sich denn auch der allgemeine

Beifall, den die Deutschen, Schweizerischen, Holländischen, Dänischen und Ungarischen Schulen diesen Werken brachten, bei dieser Gelegenheit als etwas recht sehr Bedeutendes anführen.

Den nächsten Zusammenhang mit diesen Elementarbüchern haben die Chrestomathien, ob sie gleich ein Decennium später erschienen. So wie jene durch das Bedürfniß der unteren Klassen erzeugt wurden, so diese durch das der mittleren. In der Vorrede zur lateinischen Chrestomathie sucht der Verfasser sein Unternehmen zu rechtfertigen, er giebt manchen Nutzen an, den die Lektüre derselben für junge Leute haben kann, und bestreitet manchen Einwurf, der gegen diese Gattung von Schriften gemacht werden kann, z. B. den, daß die Bildung der Schüler zum lateinischen Styl durch die Mannigfaltigkeit der hier zu findenden Schriftsteller erschwert werde, nicht ohne Glück. Doch möchte gerade dieser und ähnliche Einwürfe, die dort angeführt werden, nur zu den minder wichtigen gezählt werden können. Wie wenn überhaupt Seichtigkeit der Begriffe, superficielles Vielwissen, hochmüthiger Dünkel bei den jungen Leuten zu fürchten sey, wenn sie, auch nur für gewisse Jahre, sich ausschließlich mit Chrestomathienlektüre beschäftigen? Es ist nicht zu läugnen, daß diese Furcht für die Mehrheit der Schüler allerdings gegründet seyn kann, wenn nicht der Lehrer aus allen Kräften dagegen einzuwirken bemüht ist.

Der

Der tiefe Ernst des Lebens und der Wissenschaft soll dem jungen Menschen so früh als möglich klar gemacht werden, und es soll ihm nie einfallen mit der Arbeit spielen zu wollen. Daher ist denn auch Gründlichkeit die erste Pflicht des Lehrers, und das Bemühen, den Unterricht zugleich so angenehm als möglich zu machen, so schätzbar es an und für sich ist, muß ihr doch stets untergeordnet bleiben. Nun ist allerdings eine zu häufige Chrestomathienlektüre ganz dazu geeignet, den unerfahrnen Schüler sorglos und zerstreut zu machen, es kann ihm der Glaube entstehen, er habe hier die Blüthen der antiken und modernen Literatur, vereinigt vor sich liegen, und es könne ihm nicht fehlen, sie baldmöglichst und mit leidlicher Mühe sich anzueignen. Hier trete nun der Lehrer ins Mittel, und zeige, daß eben diese Chrestomathien nur als eine schwache Stütze des unreifen Alters zu betrachten seyen, daß sich hiebei keine wahrhafte Gelehrsamkeit erwerben lasse, sondern nur eine Propädeutik zu künftigem, höherem Wissen. Mit einem Worte, er nutze diese Lektüre, die so leicht Veranlassung zu seichtem Hochmuth werden kann, durch kräftiges Entgegenstemmen, als Anreizung zur Bescheidenheit, ja zu einer gewissen wissenschaftlichen Demuth, die dem Knaben gar wohl ansteht.

Übrigens lassen sich an den Gedikischen Chrestomathien, bei allen Vorzügen, die sie vor manchen ähnlichen haben, auch sonst noch Ausstellungen machen, die, meines Wissens noch nicht öffent-

lich zur Sprache gebracht worden sind. Sie betreffen nämlich Einiges in der Auswahl selbst. Was sollen dem jungen Menschen die Excerpte aus dem Florus, Aurelius Victor, Eutropius, diesen Mustern der Flachheit im Inhalt, und der Alltäglichkeit in der Form? Besser thäte man, meines Bedünkens, man ließe diese Schriftsteller auf Schulen gar nicht lesen, denn es ist in der That fast gar nichts aus ihnen zu lernen, und das Wenige, was etwa noch vorhanden wäre, soll man aus reinern Quellen schöpfen. Wenn nun diese, wie doch nicht zu läugnen ist, in der Römischen Literatur so reichhaltig strömen, warum sollten wir die Zuflucht nehmen zu jenen unlautern Behältnissen? Würde man nicht erröthen, einen deutschen Florus oder Eutrop mit Mühe zu lesen?

So wie es nun also Schriftsteller giebt, aus denen die Auszüge nicht wohl gebilligt werden können, weil schon ihr Ganzes keinen wahren Werth hat, so giebt es andere, die wegen ihrer innern Vorzüglichkeit und ihres durchaus gediegenen, in sich selbst einigen und beschlossenen Wesens, keinen Auszug vertragen. So z. B. der größeste Schriftsteller, der je unter den Römern aufgestanden ist, wobey es billig unnöthig sein sollte, hinzuzusetzen, daß ich Tacitus meine. Wer nur Scenen gelesen hat aus Äschylus und Sophokles, Shakspear und Cervantes, der ist nicht viel besser daran, als wer sie gar nicht gelesen hat. Derselbe Fall tritt bei jedem durchaus großen Schrift-

steller ein, er möge nun Dichter, Philosoph oder Historiker, oder alles dieses seyn.

Die dii minorum gentium unter den Autoren, z. B. Suetonius Tranquillus, der jüngere Plinius u. s. w. sind bequem zu Chrestomathien, auch Cicero, jedoch nicht als Redner, in welcher Eigenschaft er allerdings etwas Geschlossenes leistete, sondern als — ein nach der Philosophie Strebender. Als Letzterer fand er nur Wahrheiten, nicht die Wahrheit, als solche. Am allerverdienstlichsten wäre indeß wohl eine mit Geist und Sorgfalt unternommene Auswahl aus den Schriften des Marcus und Lucius Annäus Seneca. Hier ist nicht das Eine und das All; wohl aber das durch fragmentarischen Tief- und Scharfsinn und anziehenden Witz hervorgebrachte Viele, was in der That ganz so gut ist, als ein Vieles, dem der Anfang und das Ende abgeht, überhaupt seyn kann, und woraus sich dann von Neuem wählen läßt. Auch Gedike hat allerdings für seine Chrestomathie manches aus dem Seneca gewählt; jedoch könnte hier das Florilegium noch bei weitem reicher ausfallen. Überhaupt ist Seneca nicht so gekannt und nicht so gelesen, als er es um mancher sehr geistreichen Einzelnheiten willen wohl verdiente.

Auch in der französischen Chrestomathie ist die Auswahl im Ganzen sehr glücklich getroffen, wie sich dies von der stets besonnenen Ansicht des Herausgebers allerdings nicht anders erwarten ließ. Indessen sollte, wie mich dünkt, Voltaire's

oft so gehaltlosem, breitem Gerede, das dem unreifen Knaben leicht imponiren kann, und dem wasserreichen Raynal, der sich in seiner flachen, durch die unruhige Darstellungsart keineswegs gehobenen, Aufgeklärtheit, wie wir sie jetzt auf allen Gassen finden können, kein so weiter Raum verstattet seyn. Statt dessen hätte von Rousseau ein Mehreres mitgetheilt werden können, und der geistreiche Chamfort nicht übergangen werden sollen. Ein neuerer Chrestomathist würde aber vor allem den edeln Charles Villers nicht übergehen dürfen.

In der Vorrede zur lateinischen Chrestomathie verspricht Gedike auch eine poetische Anthologie aus den Römischen Schriftstellern. Diese ist aber leider nicht zu Stande gekommen, und statt derselben ist uns im Jahre 1793, von einem Magdeburger Schulmann, eine gegeben worden, die in der That nur in wenigen Bruchstücken den Namen einer Blumenlese, wohl aber sehr oft den einer Gras-, Kräuter- und Strohsammlung verdient. Die peinlichgedehnten Sach- und Worterklärungen in den Noten, bei denen ohnehin die wohlfeil zu habenden Exklamationen über das, was der Haufen so nebenbei poetische Schönheiten nennt, nicht gespart worden, sind dem bessern Lehrer eben so widerwärtig, als sie es dem fleißigen Schüler sind, der sich bemüht, selbst zu denken.

Eine griechische Chrestomathie, zu deren Abfassung sich Gedike in seinen letzten Lebensjahren

anschickte, ist durch seinen frühzeitigen Tod vereitelt worden.

Noch ist zu bemerken, daß auch das Publikum jene Chrestomathien nicht mit der Wärme aufgenommen hat, wie es die Lesebücher für die ersten Anfänger aufnahm. Die Letztern haben bis jetzt zehn bis dreizehn Auflagen erlebt, die erstern nur zwei bis drei.

Da Gedike, wie aus seinem ganzen Leben erhellt, sein Lehreramt mit einer warmen und ungetheilten Liebe umfaßte, so ist schon um deswillen leicht zu vermuthen, daß alles das, was er bei besonderen feierlichen Gelegenheiten dem Publikum, und vorzüglich dem ihn näher umgebenden vortrug, mit Lebendigkeit und Energie werde abgefaßt seyn. Und in der That wird man gern einräumen, daß unter allen seinen Programmen, die er vom Jahre 1779 bis 1803 erscheinen ließ, sich auch nicht eines finde, das nicht den Stempel der Gedikischen Schulschriften überhaupt trage. Dieses bezeichnende Merkmal ist stets: Einsicht, geleitet durch Erfahrung. Solche Schriften, die nur die Gelegenheit veranlaßt, werden gewöhnlich übersehen, und die meisten derselben, wie sie uns fast aus allen Gegenden Deutschlands zukommen, verdienen auch wirklich kein anderes Schicksal. Sie entstehen als Ephemeren und verschwinden als solche, denn sie sind größtentheils entweder das traurige Produkt geistiger Dürftigkeit,

der das Kreuz auferlegt worden ist, alle Jahre einmal ihr Nichts mit vielen Worten zu umhüllen, oder das Resultat engherziger Steifheit, veralteter Formen, denen das Wesen fehlt, und des feigen Nachgebens gegen die Schwächen des Zeitalters. Ein günstigeres Urtheil kann man von der Mehrheit deutscher Programme nicht fällen.

Gedike betrachtete jede öffentliche Prüfung, so wie auch das Streit'sche Stiftungsfest, für eine günstige Gelegenheit, seine gewonnenen Ansichten und Überzeugungen dem empfänglicheren Publikum mitzutheilen. Daher gleichen seine Programme zuweilen vollständigen Büchern, zu deren Ausarbeitung er die Zeit oft seinem Schlafe abtrotzen mußte, denn die Stunden des Tages waren schon längst fast alle den bestimmten Geschäften seiner mannigfaltigen Ämter gewidmet. Da fand sich kein Ruhepunkt, ein nimmer stillstehender Strom ließ seine Tage in Sorge und Arbeit dahinfließen. Der Schriftsteller, der diese Gattung von Geschäften nicht kennt, dessen Tage in süßer, freundlicher Muße still und gelassen hingehen, erschwingt schlechterdings keine Vorstellung von der Art und Weise, und den Verhältnissen, unter welchen Gedike schrieb und schreiben mußte. Hatte er ja einmal eine freie Stunde, so war er doch keinen Augenblick sicher, daß sie ihm nicht durch Anfragen, Zuspruch, Klagen, Geldzahlen aus den verschiedenartigsten, ihm anvertrauten Kassen, Rechnungen und Quittungen empfangen, die genau durchgesehen werden mußten, unterbrochen wurde. Und wie

selten konnte auch nur eine solche Stunde einem Manne zu Theil werden, der Oberkonsistorialrath, Oberschulrath, Direktor eines Gymnasiums und zweier Schulen, Verwalter der Streitschen Stiftung, Mitglied, und zwar ein sehr thätiges Mitglied, der Akademie der Wissenschaften und Künste, und Inspektor des königlichen Seminariums für gelehrte Schulen war, mit einem Worte, der fast erdrückt wurde von den unzähligen Geschäften, die ihm anvertraut worden waren.

Und dennoch lieferte Gedike, außer seinen andern größern Werken, jährlich wenigstens ein Programm, dem man es ansehen konnte, daß es mit Liebe geschrieben worden war, und dessen innerer Gehalt auch noch in späterer Zeit wird anerkannt werden. Nur der Form konnte seine beschränkte Zeit schaden; dem Inhalte fast nie; denn da er täglich, ja stündlich mit scholastischen Verhältnissen umgeben war, und seine Gedanken stets in ihnen den Mittelpunkt fanden, so war jeder Stoff, den er in den Programmen bearbeitete, längst von ihm durchdacht, und er selbst würde schwerlich, auch bei mehrerer Muße, etwas daran geändert haben. Früh schon hatte er die Sphäre für seine Kraft auch in schriftstellerischer Beziehung gewonnen, höchstens erweitern konnte er sie in der spätern Zeit, aber von dort aus weder hinaufsteigen, noch heruntersinken.

Die Reihe seiner Programme, von denen ich hier mehrere in das Gedächtniß der Leser zurückzurufen wünsche, fängt mit den «Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung (Berlin, bei Decker 1779.)« an. Die Ideen liegen hier noch in auseinanderfahrenden Richtungen da, und es fehlt der ordnende Geist, der sie zu einer synthetischen Einheit verbände. Indessen finden sich mehrere nicht unwichtige Bemerkungen und manche Notiz aus der Geschichte der deutschen Sprache zeigt Gediken auch hier als einen genaueren Forscher, dem es nur leider die Zeit nicht vergönnte, der Quelle tiefer nachzugehen. — Überhaupt geschah in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert, im Allgemeinen, durchaus nicht genug für die Geschichte und Kritik unsrer Sprache, und wenn wir einen Lessing, Klopstock, Voß und wenige andere edle Schriftsteller, die ihnen wenigstens in dieser Einen Bemühung ähnlich zu werden suchten, ausnehmen, wie Viele bleiben dann wol übrig, die wir an Gründlichkeit, Fleiß und Besonnenheit nur mit dem einzigen Morhof vergleichen könnten? *) Ja, wie wenige wissen auch nur, was hier bereits geschehen ist!

---

*) Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie (Lübeck und Frankfurt 1700.) verdient noch immer, wie bei seiner Erscheinung, eine besondere Aufmerksamkeit des Forschers in der Geschichte und Kritik unsrer Sprache (obgleich M. von der Poesie kein reines Urtheil hatte), und ich glaube auf die Theilnahme meiner Leser hoffen zu dürfen, wenn ich hiedurch eine neue Bearbeitung dieses so wenig gekannten Werks ankündige.

Eines der nächstfolgenden Programme (vom Jahre 1781) enthält eine kurzgefaßte, doch vollständige Geschichte des Friedrichswerderschen Gymnasiums, eine Schrift, die wegen ihrer Unscheinbarkeit wol schwerlich mit der dankbaren Aufmerksamkeit aufgenommen seyn möchte, als sie verdient, wenn nicht etwa der Umstand, daß er durch sie zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des genannten Gymnasiums einlud, die Leser gereizt hat. Wer aber jemals ein analoges Werk unternommen, zu dessen Ausarbeitung eine stete Umsicht, Vorsicht, Rücksicht, ein unverdrossenes Nachschlagen alter halbvermoderter Chroniken, und ein eiserner Fleiß gehört, der selbst tagelanges Wühlen und Vergleichen in alten, gleichsam vermoosten Papieren nicht scheuet, um — oft nur ein Paar Zeilen mit historischer Genauigkeit niederschreiben zu können, wer es ferner weiß, daß gerade diese Gattung der Anstrengung die lähmendste für Geist und Körper ist *), der wird wahrlich nicht ohne Rührung, für nützliche Schriften jener Art, dankbar zu seyn wissen.

S. 68. dieses Programms stehen einige interessante Worte, die auch hier eine Stelle verdienen:

*) So ist es, um nur ein großes und trauriges Beispiel anzuführen, bekannt genug, daß die Gesundheit unsers edeln Schiller zerstört wurde: nicht durch seine tiefen philosophischen Studien, nicht durch sein stetes Leben und Weben in poetischen Bildungen, nicht durch das rege Aufbieten jeglicher Seelenkräfte, sondern durch das monatliche Durchwühlen und Excerpiren der mancherlei alten Bücher und Chroniken, welches seine Darstellung der Geschichte des Abfalls der Niederlande, und die des dreißigjährigen Krieges nöthig gemacht hatte.

«Ich habe mit Freimüthigkeit über meine Vorgänger im Amte geurtheilt. Ich bin es zufrieden, daß über hundert Jahr, oder auch früher, einer meiner Nachfolger mit gleicher Freimüthigkeit über mich urtheile. Daß es mir nicht an Eifer fehlt, der mir anvertrauten Jugend aus allen meinen Kräften zu nützen, das bin ich stolz genug mich im Angesichte des Publikums zu rühmen. Die gütige Vorsehung hat meine Arbeit bisher gesegnet. O segne sie ferner, du Gott der Güte, und laß mich künftig die größte aller Menschenfreuden genießen, das Bewußtseyn, nicht fruchtlos gearbeitet zu haben.»

Es ist gewiß, dieses Bewußtseyn mußte Gediken selbst auf dem Sterbebette beruhigen, und wenn einst (im Jahre 1881) sein später Nachfolger, bei einem zweiten Jubiläum, die Geschichte jenes Gymnasiums fortsetzt, so wird erfüllt werden, was Gedike hoffte, daß von ihm ausgesprochen werde, er sey durchaus würdig gewesen des Platzes, den er bekleidete *).

Der Nachtrag, welchen Gedike im Jahre 1793

---

*) Auch für den von Berlin weit entfernt lebenden Schulmann ist die Geschichte des Friedrichswerderschen Gymnasiums wichtig, denn wir finden hier einen Joachim Lange, Claessen, Küster u. s. w. und interessante Nachrichten von ihnen. Der Erstere wird indessen fast zu sehr gerühmt, wenn auch gerade die hier berührte Seite, des Mannes einzige gute war. Der Zweite hat eine sehr merkwürdige Schrift geliefert, die aber nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint: Animadversiones philologico-theologicae, in quibus angelos hominesque impios inferni supplicii nunquam liberatum iri evidentissimis scripturae testimoniis demonstratur. Berol. 1720.

bei seinem Übergang vom Werder zum grauen Kloster zu dieser Schrift lieferte, ist größtentheils durch persönliche Rücksichten und Verhältnisse veranlaßt, und weniger für die Geschichte jenes Gymnasiums, als für den Biographen Gedikes wichtig, denn er ist es meistens selbst, ja fast ausschließlich, von dem in jenem Nachtrage die Rede ist. Es ist eine misliche Sache, sich vor das Publikum hinzustellen mit seinen Ansprüchen und Rechten, mit seinen Kämpfen und Siegen. Aber es kann in der That zuweilen eine solche Nothwendigkeit entstehen, eine solche Aufgabe zu lösen, und wohl dem, der dann Kraft und Würde, Ruhe und Bescheidenheit genug hat, um sie auf eine sich selbst und dem Publikum geziemende Art zu lösen. Man wird nicht in Abrede seyn können, daß Gedike mit imponirendem Anstand zu polemisiren oder vielmehr die Polemik zu verhüllen wußte. Ohne daher diese vielbesprochene Particulargeschichte von Neuem besprechen zu wollen, erinnere ich nur bei dieser Gelegenheit, in Beziehung auf G., an das alte Wort, daß Nothwehr allenfalls auch Selbstlob verstattet. Indessen enthält dieser Nachtrag auch noch zwei anziehende Reden, von denen die eine bei dem Abschiede vom Werderschen, die andere beim Antritt des Mitdirektorats am Berlinischen Gymnasium (1791) gehalten worden. In Beiden ist mehr als bloß temporäre Beziehung. —

Außer jener Geschichte des Gymnasiums waren in demselben Jahre 1781 noch zwei andere kleine Schriften von G. erschienen: Praktischer Beitrag zur Methodik des öffentlichen Unterrichts, und die Jubelrede von den Freuden des Schulmanns. Es finden sich in der letztern zwar einige Spuren von Eilfertigkeit, die indessen bei der Darstellung eines lebendigen Gefühls oft weniger schadet als nutzt, indem jene Eile nicht selten zur Befeuerung des Gemüths dient, und, wenn ich so sagen darf, wenigstens ein Analogon von Begeisterung erzeugt. Einer nicht geringen Anzahl von öffentlichen Lehrern, die so unglücklich sind, daß ihnen ihr Berufsgeschäft fast wie eine Strafe, wie eine Sisyphus- oder Danaidenarbeit vorkommt, möchte vielleicht der bloße Titel: «Von den Freuden des Schulmanns» als Ironie klingen, indem ihr eignes Leben als harte Antithese dasteht; aber G. fühlte in der That, was er hier schrieb, und er war selbst der beste Beleg zu dem, was er so herzlich vortrug. Wahrlich, man darf ihn in dieser Hinsicht ein sehr reiches Gemüth nennen, da seine Phantasie auch in die grauesten Wolkenzüge, die sich ja wohl in jedes öffentliche Leben zuweilen drängen, heitere Farben zu tragen wußte. Wo gäbe es aber wol mehr solcher Wolkenzüge und Regentage, als in dem Leben eines Schulmanns, der gewöhnlich in den ersten Jahren schon Poesie und Philosophie, Lebensfreudigkeit und Scherz in den engen Klassen einzubüßen pflegt, dessen beste Tugend, von jeder Regsamkeit ent-

blößt, sich zuletzt auf eine bloße, gleichsam mechanische Geduld reducirt, und der, wenn ihm etwa noch ein Rest von poetischer Wehmuth geblieben ist, das spärliche Honorar mit dem Gedanken einstreicht, es sey der Lohn für den verlorenen Blüthenstaub des Lebens. Wohl dem, der sich hier kräftiger fühlt, der, wenn er auch sein Amt nicht einem freudigen Triumphwagen zu vergleichen vermag, es dennoch nicht wie einen traurigen Arbeitskarren weiter schiebt. Mit festem Muthe läßt sich alles übersehen und überstehen, und auch der unbequemste Schulstand vermag der innern Welt keinen Eintrag zu thun, wenn diese nur in der That und Wahrheit einen Mikrokosmus bildet.

Im Jahre 1782 erschienen die Gedanken über die Gedächtnißübungen, welche besonders in unsrer Zeit neue Aufmerksamkeit verdienen, da durch mehrere öffentliche Stimmen die Erinnerung an die Mnemonik der Alten wieder rege gemacht worden ist. Man findet hier nämlich die wichtigsten Stellen der alten Schriftsteller, welche von dieser Kunst handeln, geordnet, und von einigen nicht unwerthen Bemerkungen begleitet. Möglich indeß, daß die Mehrheit unsrer Zeitgenossen, wenn auch nicht so geistreich als Themistokles, doch vielleicht unglücklich genug, lieber eine Kunst der Vergessenheit als des Gedächtnisses sich aneignen möchte.

Vertheidigung des Lateinschreibens und der Schulübungen darin, vom Jahre 1783. Es waren um jene Zeit mehrere Schriftsteller in Deutschland aufgestanden, die mit den Wissenschaften und dem Wissenswürdigen eine Reformation vorhatten, bei der wenigstens das Polster für die Bequemlichkeit nicht fehlte. Dem Prinzip der materiellen Nützlichkeit gemäß, wurden die Epopöendichter dem Erfinder des Spinnrades tief untergeordnet, und da der Versuch, den Pegasus vor den Pflug zu spannen, schon längst gemacht worden war, so lag es nahe genug, der Wissenschaft ein Gleiches zuzumuthen. Wie unter den Händen des Midas sich alles in Gold verwandelte, so sollte zu jener Zeit unter den Händen des Gelehrten alles wenigstens zu eßbarem Brodte werden. Auf diese Weise nun wurde die Reihe des Wissens- und Lernenswürdigen durchmustert, Manches konnte seine Nützlichkeit nicht gehörig dokumentiren und wurde deshalb verwiesen. Hiezu gehörte auch das Lateinschreiben, dem man außer der Nutzlosigkeit auch noch die Schädlichkeit vorwarf, wobei vielleicht die Erinnerung an die Pein, mit der man es selbst ehedem gelernt oder zu lernen versucht hatte, die Hitze der Anfechtung vermehrte. Gedike giebt sich in diesem Programm die Mühe, alle die Vorwürfe, die man gegen das Bestreben, latein schreiben zu lernen, vorgebracht, einzeln zu widerlegen, welches ihm größtentheils sehr wohl gelungen ist. Nur wäre zu wünschen, daß er sich weniger auf das Prinzip seines Gegners einge-

lassen, sondern es sogleich von vorn herein als schlechthin unstatthaft und unwissenschaftlich verworfen hätte. Doch auch auf diese Weise, indem G. sich selbst und der zu vertheidigenden Sache ein großes Recht vergiebt, ist es ihm gelungen, selbst dem eingenommenen Geiste Manches klar zu machen. Hieher rechne ich folgende Stelle, die um so mehr einen Platz verdient, da jener Streit auch jetzt noch häufig zur Sprache kommt. «Die Übung, einerlei Begriff unter mehrern verschiedenartigen Zeichen zu denken, einen Gedanken in mehrere Formen zu gießen, verschafft der Seele eine gewisse Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, und durch die Schwierigkeiten, zu dem jedesmaligen Gedanken den angemessensten Ausdruck zu finden, wird unstreitig die Urtheilskraft genährt und gestärkt. Wenn also auch ein großer Theil der zum Lateinschreiben angeführten Lehrlinge künftig im männlichen Alter gar keine Gelegenheit erhalten sollte, von ihrer erworbenen Fertigkeit Gebrauch zu machen, wenn diese Fertigkeit auch ganz wieder bei ihnen einschlummert, so sind dennoch die vortheilhaften Folgen, die auch diese Übungen in Ansehung des leichtern und schnellern Gebrauchs ihrer Fähigkeiten in ihren, wenn gleich noch so heterogenen, Geschäften haben, wichtig genug, um ihre Lehrer gegen den Vorwurf, sie ehemals mit einer ganz unnützen Sache beschäftigt zu haben, zu rechtfertigen.»

Selbst dann, wenn man die Sprache nur als eine Brücke betrachtet, über welche man in die

herrlichen versunknen Länder des Alterthums eingeht, so bildet sie doch, um in dem einfachen Gleichniß stehen zu bleiben, eine goldne Brücke, und man würde nicht wohlthun, sie abzureißen, wenn man auch schon in dem Lande, nach welchem man strebte, angekommen ist.

Übrigens hat wol die einfältige Eintheilung der Sprachen in todte und lebende nicht wenig beigetragen, jene Idee von der Nutzlosigkeit des Lateinschreibens in Umlauf zu bringen.

Ein besonderes Interesse erhält dies letztgenannte Programm, wenn wir uns an die Zeit erinnern, in der es geschrieben. Es war für G. die unglücklichste Lebensperiode, die er je zu bestehen hatte, und die er in der That, ohne lebendige Kraft und Poesie des Herzens — ich weiß kein andres Wort dafür — nicht würde haben bestehen können. Deshalb werden wir denn auch nicht ohne Theilnahme und Rührung lesen können, wenn er am Schlusse jener Schrift gesteht, daß er die naheliegende Frage: «wie es der Lehrer anzufangen habe, um seine Schüler auf dem kürzesten und sichersten Wege und ohne Nachtheil anderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu einiger Fertigkeit im Lateinschreiben zu bringen» noch zu beantworten aufschieben müsse, da es ihm jetzt an der erforderlichen Gemüthsruhe fehle, um diese wichtige Frage zu beantworten. Der ganze Aufsatz sey unter Umständen geschrieben worden, die Geist und Feder lähmen.

Ge-

Gedanken über die Beförderung des Privatfleißes auf öffentlichen Schulen. (1784) Sehr populäre und zweckmäßige Fragmente, z. B. «Jemehr Lehrstunden, desto weniger Zeit und Lust zum Privatfleiß.» — «Die Aufmerksamkeit in den Lehrstunden bei dem Vortrage des Lehrers ist gewissermaßen nur leidender Fleiß. Erst durch den Privatfleiß, wo die ganze Seele freier und leichter wirkt, wird die volle Selbstthätigkeit rege, und es ist gewiß, daß eine einzige Stunde selbstthätigen Fleißes einen jungen Menschen weiter zu bringen im Stande ist, als zehn Lehrstunden, in denen er sich bloß als eine Maschine verhält, in die der Lehrer mit mühsamer Geduld Kenntnisse hineingießt u. s. w.»

Über die Übung im Lesen. 1785. Nur wenige Blätter, aber keineswegs unwichtig, sondern als Einleitung zu der größern Schrift zu betrachten, in welcher G., wenn auch nicht die erste, doch vielleicht die kräftigste Stimme gegen die widerwärtige Buchstabir-Methode erhob. Wie schwer aber dergleichen eingerostete Gewohnheiten abzuschaffen sind, das erfuhr er auch, indem sein Werk bei weitem nicht das Glück machte, welches seinen andern Elementar- und Kinderschriften zu Theil wurde, ungeachtet seine an die Stelle der alten gesetzte synthetische Methode sehr klar vorgetragen worden war, und der Nutzen derselben selbst einem blöden Auge einleuchten mußte. G. hatte

versprochen, daß nach seiner Methode jedes unverwahrlosete Kind in sechs Wochen lesen lernen könne, und seine Gattin hatte den Versuch an ihrer ältsten Tochter mit vielem Glücke gemacht. Auch in mehrern andern Familien wurde diese Probe angestellt, und fast jedesmal mit günstigem Erfolg; aber die Menge nahm von dem Gedikischen Werk wenig Notiz, und fuhr in der alten seit Jahrhunderten eingelernten Melodie fort, ohne sich im Mindesten stören zu lassen, worüber sich G. zuweilen nicht ohne gerechte Bitterkeit zu äußeren pflegte. In der That ist Gedike's Werk so gut als vergessen, und es ist zu bezweifeln, daß seine Methode jemals bei den Alltagslehrern Eingang finden werde. Es liegt in diesen, (so hart es auch klingen mag) das Prinzip positiver Gemeinheit, und sie wollen es dem Kinde nicht leichter machen, als sie es vor 20, 30 oder 40 Jahren selbst gehabt haben.

Das Programm vom Jahre 1787: «Einige Gedanken über Schulbücher und Kinderschriften» nimmt den abgebrochenen Faden wieder auf, und sucht besonders durch scherzende Polemik gegen das Schlechtere, der guten Sache Eingang zu verschaffen. Indessen ist nur der, welcher den Ernst begreift, auch für den Scherz empfänglich. Der Haufen ist gesichert gegen Beides, da er sich nach keiner Seite hin frei zu bewegen im Stande ist.

1788 gab G. eine neue Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderschen Gymnasiums, in welchem er schon damals praktisch auszuführen strebte, was er vierzehn Jahre später in der Schrift: «Über den Begriff einer gelehrten Schule», theoretisch folgerecht auseinander zu setzen bemüht war. Ein Auszug aus diesen Schriften könnte allerdings von nicht geringem Nutzen seyn, doch würde er hier zu vielen Platz einnehmen. Nur eine Stelle, in der er den engherzigen Grundsatz der materiellen Nützlichkeit in Hinsicht auf die Erlernung der alten Sprachen zurückwirft, möge hier im Auszuge Raum finden: «Verweist man den Theologen, um ihm die Unentbehrlichkeit der griechischen Sprache zu beweisen, auf die griechischen Quellen der Theologie, woraus am Ende folgen würde, daß man, wie ehedem, statt aller andern ächtgriechischen Schriftsteller, nur das Neue Testament studieren müsse, so sollte man auch nicht vergessen, daß es auch für das juristische Studium griechische Quellen giebt, die weit über das Zeitalter Justinians hinausreichen. Ich meine, daß die Römische Gesetzgebung ursprünglich eine griechische Pflanze war, die nachher nur auf ihrem neuen Boden üppig emporwuchs, und eine Menge neuer Schößlinge und Ableger trieb. Aber alle diese Argumente zur Empfehlung des Griechischen sind im Grunde weiter nichts als Nothschüsse, durch die das lecke Schiff sich in den Hafen retten will. Lieber sey man doch so aufrichtig, dem Jünglinge gerade

heraus zu sagen, was vollkommene Wahrheit ist: «Du kannst ein verdienstvoller Geschäftsmann, ein vortrefflicher Richter und Sachwalter, ein berühmter Arzt, selbst ein beliebter und nützlicher Prediger seyn — ohne das Griechische, und du findest in allen diesen Fächern treffliche Männer genug, die es als Jünglinge lernten und als Männer vergaßen. Aber was folgt daraus? daß die Stunden der Jugend verloren waren, die du darauf wandtest? Dies wäre allerdings der Fall, wenn das Studium bloß als Mittel zur Kenntniß getrieben würde, wenn es nicht vielmehr als Mittel zu einem höhern Zweck dienen sollte, zur vielseitigen Bildung des Geistes. Bequemer Jüngling, eben die Argumente, mit denen du das Griechische von dir abwälzest, kannst du auch gegen das Latein geltend machen, das ja ohnehin nie gründlich erlernt werden kann ohne Kenntniß der griechischen Sprache. — — Wisse, daß der Geschäftsmann, der die Stunden, die er jenen Studien als Jüngling widmete, für verloren erklärt, und dir dabei den sehr wahren aber nur zu häufig falsch angewandten Weidspruch: Non scholae sed vitae! entgegenruft, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ohne es selbst zu wollen, ein Undankbarer ist, der nicht bloß sein Latein und Griechisch, sondern auch das vergessen hat, daß er einen großen Theil seiner Brauchbarkeit jenen Studien dankte, deren innerer Geist ihn selbst in seinen Geschäften unsichtbar umschwebt, ohne gerade zu zürnen, daß er die Materie und den für ihn

abgestorbenen Körper dieser Studien in die tiefe Grube der Vergessenheit gescharrt hat, in die ja so manche Kenntniß hinabsinkt, ohne daß wir darum bedauern, sie einst erworben und besessen zu haben.»

Was G. bei dieser Gelegenheit zum Ruhme der Englischen Nation hinzusetzt, daß bei ihr das Studium der alten Literatur am eifrigsten betrieben werde, ist keinesweges unbedingt zuzugeben, denn es gilt nur von einem Theile jener Literatur, der rhetorischen, und auch hier eignet man sich gewöhnlich nur die Römische Redekunst an, nicht die Griechische. Nur in den schönen Zeiten der Elisabeth und des ersten Jakob, konnte von einer wahrhaften Blüthe der Wissenschaft und Kunst in England die Rede seyn. In spätern Zeiten hat die unselige Begierde nach Reichthum, und eine ins Große getriebene Rechenkunst zu sehr um sich gegriffen, und in der That konnte es der letztern eben nicht schwer werden, den Leuten zu beweisen, wie selten die Wissenschaft und Kunst der Alten, auf eine ersprießliche Weise sich metallisch umsetzen lasse. Mit der «anrostenden Sorge des Spargutes» verträgt sich selten die höhere Sorge für Geist und Gemüth.

Für uns giebt es wol keinen herzlicheren Ermunterungsgrund zum Studium der Alten als den: Wir vergessen in ihnen am sichersten die Gegenwart, die mehr geeignet zu seyn scheint, Schmerzen als Freuden zu geben.

Übrigens bedenke man wohl, daß G. weder

bei der Einrichtung des Friedrichswerderschen noch des Berlinisch-Cöllnischen Gymnasiums, so vorzüglich sie auch waren und sind, sein Ideal erreicht zu haben glaubte. Er setzt selbst hinzu, daß es mit einer Schule in Eldorado noch ganz anders bestellt seyn könne, und so wenig es auch den Anschein haben mag, so ist doch in diesem Scherze das sehr ernste Gefühl der Unbefriedigtheit allerdings verborgen. Vor der Nothwendigkeit des Wirklichen soll indeß ein Jeder den gehörigen Respekt haben, und G. hatte einen ganz besondern davor.

Unter den nächstfolgenden Programmen erinnere ich hier nur noch an die vermischten Gedanken über die Methode zu examiniren, (1789) die ausführliche Nachricht von dem durch G. errichteten Seminarium für gelehrte Schulen, (1790) über welches bereits in dem zweiten Abschnitte geredet worden ist. Ich selbst kann nicht anders als mit großer Liebe an die Zeit zurückdenken, in welcher ich ein Mitglied dieses Instituts war, eine Zeit, die mir stets als sehr bedeutend erscheinen wird, und deren erfreuliches Andenken ich in meiner Seele gern bewahre.

Im Jahre 1792 hatte G. den glücklichen Gedanken, Luthers Pädagogik im Auszuge aus den Schriften dieses herrlichen Heroen, herauszugeben,

allein, wie es scheint, hat das größere Publikum keine besondere Notiz davon genommen. Meiner eignen innigsten Überzeugung zufolge, ist in Luther der Geist einer durchaus vollendeten Menschenbildung vereinigt, wobei es sich von selbst versteht, daß weder Zeit noch Ort dieselbe können beschränkt haben. Die entschiedene Deutschheit, die allerdings ein bezeichnendes Merkmal bei ihm ist, widerspricht jenem Satze durchaus nicht, denn in der reinen Deutschheit ist stets die Hinneigung vom Nationellen aus, zu einer cyklisch geschlossenen, aber nach allen Seiten hin verbreiteten Bildung. Auch G. spricht in der Vorrede zu seinem Programm mit warmer Verehrung von dem hohen Manne, doch faßt er ihn vielleicht mehr in einzelnen Theilen als in seiner Gesammtheit auf.

1793 lieferte G. einige Gedanken über deutsche Sprach- und Stylübungen. Da ich selbst fest überzeugt bin, daß unsrer vaterländischen Sprache unter allen modernen Sprachen der erste Rang gebühre, so muß mir allerdings selbst G's Schäzzung derselben nicht ganz genügen können. Indessen ist die Art, wie er sie öffentlich lehrte und lehren ließ, gewiß nicht ohne Verdienst, da sie, wie überall, so auch hier auf Gründlichkeit ausging. Er erklärt schon in den frühesten Programmen, daß er zuweilen mit den Mitgliedern der obern Klasse ein deutsches Gedicht völlig so durchgehe und erklären lasse, wie ein griechisches oder lateinisches, eine Erklärung, die jetzt freilich nicht

mehr auffallen kann, damals aber allerdings sehr neu und befremdend war, und eben deshalb etwas Gutes wirkte.

Sehr zweckmäßig war es, daß G. fast ganz wieder zu der Gründlichkeit mancher älterer deutscher Rhetoriken zurückging, von denen es nicht zu läugnen ist, daß sie in den aufgestellten Grundsätzen und Regeln mehrentheils sehr recht haben. In der Ausübung irren sie freilich immer, sie sind zu unvermögend, um eine an sich richtige Idee zur Erscheinung zu bringen, und eine schwere, geschmacklose Zeit drückt jeden freiern Athemzug nieder. Demungeachtet läßt sich aus ihnen, und z. B. aus den von ihnen empfohlenen Übungen: Variatio, Imitatio, Amplificatio, Contractio, manches Gute für unsre Schüler gebrauchen. Selbst die trefflichsten Redner Griechenlands und Roms waren als Schüler an diese alten Formen gebunden, und hier ist nur davon die Rede, wie diese gelehrt werden sollen.

Im Jahr 1794 lieferte G. eine kurze Biographie des für das Berlinische Gymnasium so wohlthätigen Sigismund Streit, und zwar auf die einfachste Weise, durch Auszüge aus den Briefen des würdigen Mannes. Es ist eine recht sehr erfreuliche Lektüre, und mir schien es, während ich diese Briefe las, als stelle sich die gute alte Zeit, von der so oft die Rede ist, zu mir hin in ihrer schlichten treuherzigen Weise. Sie spricht sich überall in Streits Briefen aus, besonders aber in den

Worten: «Mir gehört nicht der geringste Dank. Denn es ist Gottes Gabe, der es mir nur aufzuheben gegeben, und welchem ich es wieder zurückliefere. Nur muß man auch Gottes Güte durch Erhaltung der Mittel zur Erhaltung der Schule wo möglich auf ewig wohl anwenden, und nicht auf sich und die gegenwärtige Zeit, sondern auf das Künftige und auf die Nachkommen sehen.»

In den drei folgenden Jahren feierte G. das Andenken der edeln und verdienstvollen Schulmänner: Büsching, Michelsen und Heindorf. Es haben Einige, welche G. nicht kannten, ihm eine gewisse Gattung von literarischem Egoismus vorgeworfen, und zwar soll Büsching der Erste gewesen seyn, dem man es hie und da nachgesprochen. Es giebt keine bessere Widerlegung dieses harten Wortes als die Hinweisung auf die eben genannten Schriften, in denen überall ein Geist der Liebe und Wahrheit die großen Verdienste der Abgeschiedenen würdigt. Nur der moralisch erkältete Mensch, der eben deshalb auch erkältend genannt zu werden verdient, vermag wissentlich eine Ungerechtigkeit gegen fremde Verdienste zu begehen, nicht G., der sein Leben an die Wissenschaft hingab, und dessen Herzen es ein wohlthätiges Gefühl seyn mußte, hochzuachten, wo Hochachtung verdient worden war.

Seine späteren Einladungsschriften, z. B. die Beantwortung der Frage: «Haben wir zu wenige

oder zu viele Schulen?» — «über die Hülfswörter und über die Tempora des Verbums» u. s. w. sind noch wol überall in zu frischem Angedenken, als daß eine Erinnerung daran vonnöthen wäre. Eine Sammlung dieser Schriften, oder vielmehr ein zweckmäßiger Auszug aus denselben ist gewiß der Wunsch der bedeutendsten Schulmänner, die Gedikes große Verdienste zu schätzen wissen.

Gedikes Übersetzung der olympischen und pythischen Siegeshymnen des Pindar ist bereits oben von meinem Freunde gedacht worden, und an das dort gefällte Urtheil möchte sich wol auch ein ähnliches über G's Bemühungen um Sophokles und Plato anschließen. Es kann seyn, daß man ehedem diese Werke überschätzte, so wie man sie jetzt vielleicht nicht genügend mehr anerkennt. Hat das alte Wort: In magnis et voluisse sat est überhaupt eine Bedeutung, so läßt es sich bei dieser Gelegenheit mit vollem Rechte anführen. So sey es denn auch nicht minder verstattet, an die Jahrszahl der genannten Schriften zu erinnern.

Ein edler deutscher Dichter ermahnt die Deutschen alles mit Ernst und Liebe zu treiben, was so wohl stehe, da sonst so Vieles entstelle. Dies gilt von Gedike im ganzen Umfange des Sinnes, und so sey auch stets Ernst und Liebe in der Beurtheilung dessen, was er leistete und zu leisten bemüht war.

IV.

Gedike wurde von den meisten seiner Zeitgenossen auch für einen bedeutenden Dichter gehalten, und es ist nicht selten bedauert worden, daß ihm seine beschränkte Zeit nur so selten verstattete, sich dieser Neigung hinzugeben. In der That zeigte sich die Liebe zur Poesie schon sehr früh bei ihm, und mit dieser Liebe auch der Wunsch, der nach und nach zu einem immer heftigeren Drange wurde, selbst etwas Gehaltvolles in dieser herrlichen Kunst zu leisten. Das Hartabstechende seines äußern und innern Lebens mußte schon den Knaben zu mancherlei bedeutenden Gedanken bringen, die vielleicht oft verletzend und schneidend genug für ihn seyn mochten. Doch sind eben diese Schmerzen bildend für den jungen Menschen, und er forscht tief in sich nach, ob es nicht Tröstung gebe für die Härte der Außenwelt, ob sich der Widerstreit derselben mit dem innern Leben nicht auflösen lasse. So auch Gedike. Ihn umgab in seiner Jugend nichts als Armuth, Mühseligkeit und Drangsal; doch in ihm regte sich ein feuriger Geist, der sich wol gar zuweilen in kühnen

Stunden aufgelegt fühlen mochte, sich selbst eine Welt zu schaffen, da ihm die gegebene, vorhandene, so gar wenige Freude bot. Sehr oft ist der erste Anflug der Poesie nur Resultat des Schmerzens über Unbefriedigtheit, und der Sehnsucht nach etwas Freundlicherem, Besserem, Höherem.

In der That entwickelte sich bei ihm ein nicht gemeines Talent, seine Gedanken in wohlklingenden und metrisch gemessenen Worten auszusprechen, und wenn ihm dasselbe manche einsame Stunde erheiterte, so hatte es für den dürftigen Jüngling auch noch den Vortheil, — warum sollte man es nicht anführen dürfen? — daß es ihm zuweilen zu einer — guten Mahlzeit, zuweilen auch wol zu einer kleinen Geldsumme verhalf. Man war hie und da aufmerksam auf ihn geworden, und da man seine Fähigkeit erkannt hatte, so gab man ihm nicht selten den Auftrag, Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenfeierlichkeiten u. s. w. nach Kräften zu besingen. Die Menschen in der Regel sind ohnehin gewohnt, den poetischen Genius, etwa wie einen kurzweiligen Affen anzusehen, der bei Gelegenheit und auf Geheiß seine Sprünge machen muß, damit man sich zur Erholung von ernsten Geschäften daran ergötzen könne. Und der arme Gedike war nun einmal gezwungen, seinen Pegasus vor den Wagen mancher Spieß- und Pfahlbürger zu spannen, um wo möglich einen Triumphwagen daraus zu machen. Für den Schmetterlingsstaub, der, nach der alten Sage, auf den Flügeln der Psyche ruht, und der

gewöhnlich bei dergleichen gewaltsamen Proceduren verloren geht, erhielt Gedike gewöhnlich einen — Gulden nebst etwas Wein und Kuchen.

Aber der nervige, feurigkraftvolle Jüngling vermag Vieles zu ertragen, und es ist keineswegs unmöglich, auch dergleichen Anstrengungen, wie die eben genannten, zuletzt mit Scherzhaftigkeit und heimlicher Ironie zu betreiben. Für den armen Knaben, der so oft ungekannt und unbeachtet im Winkel stehen muß, und wenn er ja einmal von der geputzten Gesellschaft um etwas gefragt wird, nur in alltäglichen currenten Gedanken antworten darf, wenn er nicht für einen wunderlich exaltirten Menschen will gehalten werden, mit dem nicht wohl zu conversiren ist, ein solcher ist schon nicht ohne Freude, wenn ihm einmal irgend eine feierliche Gelegenheit, bei der man seine poetischen Künste auffordert, Veranlassung giebt, die platte Welt zu vergessen, die um ihn ist, und sich zu berauschen in erhabenern Ideen, die das halb erstarrte Herz wieder mit milder Lebenswärme erregen. Die Groschen, für die die Welt jene Gedanken umsetzt, werden ihn freilich wieder an das gemeinere Werkeltagsleben erinnern; aber der kräftigere Jüngling erschrickt vor demselben durchaus nicht, wenn ihm nur zuweilen ein freier Blick in das gelobte Land der Kunst verstattet ist. — Fest auf der Erde stehend soll der Mensch zu dem Himmel hinaufschauen; aber nicht irre umherflattern zwischen beiden, wie der moderne Schöngeist.

Auch nicht neu ist in dieser Hinsicht Gedikes Schicksal, denn er theilt es, um nur Ein Beispiel anzuführen, mit dem guten Musäus, der seinem Genius nicht minder die Flügel berupfen mußte, um sich damit warm zu erhalten in der armen frostigen Zeit. Wie mancher andere bedeutende Schriftsteller der neueren Periode mag im Verborgenen ein gleiches Loos haben!

Der Leser wird eine Auswahl jener Gelegenheitsgedichte in diesem Werke mitgetheilt finden, denn in der That sind manche darunter, die die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen werth sind. Das jugendliche Feuer, das reine Herz, das wir in denselben erkennen, die oft nicht unglückliche Nachbildung griechischer und römischer Muster, das Ringen mit der Sprache, die zuweilen dem Streben fast gehorcht, und nicht ganz ohne Fülle und Nachdruck tönt, dies alles und vorzüglich eine gewisse, dem Verfasser selbst durchaus unbewußte Naivetät, die zuweilen mitten in dem Streben nach Erhabenheit durchbricht, ist die Veranlassung gewesen, diese Jugenderzeugnisse dem Leser zu übergeben. Nicht aber *jeglichem* Leser, denn ein objektiver poetischer Werth kann jenen früheren Versuchen keinesweges zugesprochen werden; wohl darf ich sie *dem* Leser übergeben, der sich bereits mit Wärme für Gedike interessirt. Ein solcher wird dem Manne, den er ehrte, gern nachsehen in die Zeit der Jugendlichkeit, wird ihn gern begleiten auch in manches arme Jahr, und sich erfreuen an den einzelnen poetischen

Bildern, mit denen er sein unscheinbares Leben ausschmückte.

In den reifern Jahren blieb das isolirte Streben nach Erhabenheit ein charakteristisches Merkmal der Gedikischen Gedichte, und nicht selten möchte wol mehr ein mathematisch als dynamisch Erhabenes erreicht worden seyn. Jene unbewußte Naivetät verlor sich, doch wurden die Gedanken gedrängter, der Ausdruck geschmückter. Ohne Zweifel verlangte Gedike selbst, als Dichter, nicht höher zu stehen, als die Mehrheit seiner Zeitgenossen standen, und es sind auch fast alle seine Gedichte Erzeugnisse der Zeit, doch ist er wirklich besser als sie war. — Was aber begehrte das Zeitalter? Wahrheit weniger als Pracht, bescheidenen Schmuck weniger als Putz. Die sinnige Einfachheit, ein ursprünglicher Zug bei den ächt altdeutschen Dichtern, wurde nicht sonderlich mehr geschätzt, und man schien derselben gleichsam nur noch eine historische Merkwürdigkeit einzuräumen. Ein großer Theil der damaligen Poeten schien seine Kunst nur als eine Art von Liebäugelei und Koketterie zu betreiben, und wer es darin dem andern zuvorthat, erhielt den Preis. Das Publikum fand sich durch jene poetischen Buhlerkünste geehrt, und belohnte sie nach Kräften; bezeigte es sich aber ja einmal spröder als sonst, so ruhten die Freunde des Dichters nicht eher, als bis sie es in langen populären Recensionen ihm eingeredet hatten, der Autor sey in der That klassisch, und süblim genug. Das deutsche Publikum hat

von jeher die Eigenschaft gehabt, Rath anzunehmen; auch wol guten Rath, wenn er ihm gegeben wurde. Hätten nur die Hauptsprecher immer einen solchen ertheilen können, und wollen: auch die Masse der Lesenden Deutschen wäre jetzt unendlich weiter. Wohl indessen der Zeit, daß auch Lessing, Winkelmann, Klopstock und Göthe zuweilen zu ihr sprachen, damit doch das eigentliche Wesen, das Palladium der Deutschen, nie ganz verloren gehen konnte: Gründlichkeit, Tiefe.

Wenn Hunderttausende rings umher über die Größe eines Dichters einig sind, und zu allem, was er an sie ergehen läßt, Ja sprechen, so mag es für den Einzelnen allerdings bedenklich und schwer seyn, ein kraftvolles Nein dazwischen zu reden. So ist es denn gekommen, daß wir zu den klassischen Schriftstellern und Poeten vom ersten Range, Männer gezählt sehen, die oft nur ein einzelnes Talent dürftig ausgebildet, aber desto prunkender zur Schau trugen, deren Poesie ein bloßes irdisches Wollen, ein eitles Sichselbst-Entfliehen, ein buntes Wortgebäude ohne Seele ist. Da findet sich kein reines Bild der großen Natur, kein genialisches Auffassen des Menschenlebens, oft selbst nicht einmal ein inniges Gefühl, eine warme Vollherzigkeit. Dennoch heißen sie in den meisten unsrer Lehrbücher der Ästhetik: klassische Dichter, weil man sich nun einmal daran gewöhnt hat, sie also zu nennen. Mit andern Worten: Man thut das Unrechte, weil es das Bequemere ist.

In neueren Zeiten, wo sich in der That ein freierer

freierer Geist geregt, hat man manche dieser literarischen Götzen herabgeworfen, und die Unbedeutenheit oder Nichtigkeit der gerühmten Verdienste klar genug dargethan. Aber ein großer Theil des Publikums ist dabei in die Irre gerathen, und weiß seitdem nicht recht, wie es mit dem ganzen kritischen Wesen daran ist, und welche Parthei es ergreifen soll: denn von Partheien hat es nun einmal gehört. Es giebt aber jetzt keine andere, als die es ewig gab und ewig geben wird: die Parthei der Gründlichkeit und die der Seichtigkeit.

Gewiß gehörte Gedike zu der Parthei der erstern, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst; dennoch konnte es ihm zuweilen begegnen, daß auch er einigen damals sehr gefeierten Dichtern zu viel Einfluß über seine eignen Produktionen gestattete. Man nimmt in seinen Gedichten zuweilen ein Misverhältniß zwischen der intensiven und extensiven Thätigkeit wahr, ein oft überströmendes Feuer, welches dann plötzlich wieder mit kühler Mäßigung und abgemessener Berechnetheit abwechselt. Die Form steht mit dem Inhalte oft nur in einem zufälligen Verhältniß, es fehlt jene entschiedene Nothwendigkeit, warum das Ganze so ist und schlechthin nicht anders seyn kann. Er strebt fast immer nur nach dem vollsten tiefsten erhabensten Ton, darum fehlt aber auch zuweilen der leitende Übergang, das sanfte Ineinanderfallen der Gedanken und Worte, es ist als fasse er die poetische Harfe, um sie ganz mit allen ihren Akkorden in der Gewalt zu haben, mit beiden Händen,

zu stark an, sie, die nur mit den zarten Fingerspitzen sollte berührt werden. Dies gilt von den meisten seiner lyrischen Gedichte, die wir deshalb lieber im Allgemeinen als Ergießungen eines denkenden Geistes, eines empfänglichen von regem Streben beseelten Gemüths ansehen wollen; wobei die metrische Form zuweilen nur zufällig ist. Die Gedanken, die er uns hier mittheilt, sind oft neu und kühn, und wenn sie gleich fast immer die Farbe des Zeitalters an sich tragen, so ist doch auch dabei billig anzuerkennen, daß es von nicht geringer Kraft zeigt, in der Zeit, die Zeit zu objektivisiren.

Auch im Epigramme hat sich Gedike versucht, und in der That zuweilen mit einem Glück, das uns wünschen läßt, er möge uns mehrere hinterlassen haben. Nur scheint er diese poetische Gattung zu einseitig, nämlich bloß als modernes Sinngedicht aufgefaßt zu haben, da er doch ohne Zweifel mehr Talent für das reine Epigramm, d. h. die Überschrift hatte. Leichte Beweglichkeit, verständige Fröhlichkeit, der sich so leicht fast jeder Moment des Lebens als Pointe darbietet, ist zu der ersten Gattung erforderlich, zu der zweiten entschiedene Oberherrschaft der Vernunft, klare Ansicht, oder besser Übersicht der Lebensverhältnisse, als einer Gesammtheit. Ein solches Epigramm ist die poetische Kritik der Sittlichkeit, und, wenn es den höheren gerechten Forderungen wirklich entspricht, eben so wohl als eine kleine vollständige Welt zu betrachten als ein

Heldengedicht mit der ausführlichsten Expansion. Ich möchte sagen, in dem reinen Epigramm herrsche die tugendhafteste Poesie, wenn das Wort nicht befremden könnte.

In Gedikes Familiengedichten spricht überall das herzliche Gefühl und die rege Empfänglichkeit für die Freuden des Familienlebens. Die reine Fülle derselben erkannte er ganz, ja, es dürfte nur sehr wenige Ehemänner und Hausväter geben, die sich in dieser Hinsicht mit ihm vergleichen ließen. Nur der gute und kraftvolle Mann, der den Stürmen des Lebens eine gestählte Brust bieten kann, nur der in Wort und That bewährte vermag den Reiz des stillen anspruchlosen häuslichen Genusses ganz zu empfinden, und nur er ist würdig ihn zu fühlen. Der müssig Weichliche, Verwöhnte strebt wohl auch danach, doch ihre Quelle liegt für ihn zu tief. Er kennt das Wort nur; nicht die Sache.

Es ist zu beklagen, daß so viele neuere meistens sehr schwächliche Schriftsteller jene Freuden so oft mit kaltem Pathos genannt, so oft mit herzloser Weitläuftigkeit geschildert haben, wodurch nur ein flaches oder unreines Bild in der Seele des Lesers entstehen konnte. Es ist deshalb zu fürchten, daß vielleicht nur wenige noch recht wissen, welch eine Bedeutung es hat, wenn man im rechten Sinne von den Freuden der Häuslichkeit und des Familienlebens redet. Es sind die Freuden der freiesten und doch bestimmtesten Neigung, der angenehmsten geistigen Gewöhnung, die das

Leben mild begränzen und beruhigen, welches ohne diese innere Mäßigung und Geschlossenheit entweder weichlich zerfließen oder üppig zerflattern würde.

Nicht auf dem offnen Markt, im Gedräng der fremden Menschen soll die reine Flamme unsers besseren Wesens leuchten, wie auch das Feuer der Vesta nicht dort brannte, sondern in einem stillen verborgenen Heiligthume. Nur im Kreise unsrer Familie, vor allen aber an der Seite einer geliebten Gattin sind wir ganz wir, das heißt wahrhafte, vollständige Menschen.

Gedike's Familiengedichte sind oft nur Andeutungen, aber, besonders für die, welche ihn persönlich kannten, sehr interessante Andeutungen. Immer wurden sie nur wenige Stunden vor den kleinen häuslichen Festen gedichtet, kein Ausdruck konnte lange gewählt werden, und wie das Herz sich gerade in dem Moment ergoß, so schrieb die Feder nieder. Daher sind oft nur gleichsam Exponenten der Empfindung gegeben worden, die indeß den Faktor ahnden lassen, der in der tiefen Mannesbrust lag.

Fasse ich endlich das Urtheil über Gedike's Bestrebungen in dieser Hinsicht, in wenige Worte zusammen, so lautet es: Er war kein Dichter im eigentlichsten Sinne des Worts; aber er hat einige Gedichte geliefert, die diesen Namen in der That verdienen, und ihn ohne Zweifel überleben werden.

Ein durchaus dichterisches Gemüth hätte die Art zu leben und zu wirken, welche Gediken vom

Schicksal beschieden war, sicher nicht ertragen ohne Verletzung. In dieser rastlosen Thätigkeit nach außen hin, wo es ihm höchstens an schönen stillen Festtagen einmal als süßester und seltenster Genuß verstattet war, einen längern Blick in seine eigne innere Welt zu werfen, in einem solchen Gewirre von oft feindseligen Beschäftigungen hätte eine zartere, poetische Natur nicht Stand halten können. Gedike vermochte es, und dennoch gelang es ihm, den Musen zuweilen ein Lächeln abzugewinnen, und wohl dem Manne, dem sie auf diese Weise die herbe Rauhheit des Lebens mildern. Denn wenn schon die fröhlichen Griechen in tiefem Gefühl erkannten: «Ach! was haben die Menschen doch Schönes ohne die Grazien!« wie viel mehr müssen wir den Sinn dieses Wortes einsehen, denen so manche Quelle der Lebensfreude versiegt ist, die jenen noch so reichlich zuströmte, wofür uns indeß unsre heiligere Religion und ein tieferes Gemüth reichlich Ersatz bieten.

Die Poesie ist, wie das Glück, ein reines Geschenk des Himmels, und die lautere Brust des edeln bewährten Mannes ist es werth, dieses herrliche Geschenk zu empfangen.

V.

Es ist in den vorgehenden Blättern Gedike's äußeres Leben geschildert, und dabei der mannigfaltigen und zum Theil glänzenden Veränderungen gedacht worden, die es bezeichneten. Wir haben ferner gesehen, wie er in seinen Ämtern und Würden waltete und würkte, wie er endlich als Schriftsteller seine Ideen verbreitete, seinem gesammten Vaterlande zu nützen, und wie er in allen diesen Verhältnissen sich als einen höchst thätigen und achtungswürdigen Staatsbürger zeigte. In allen diesen Beziehungen offenbarte sich schon das Gemüth, das Wesen in ihm, und es ist bereits im Vorigen stets darauf hingedeutet worden, denn ich bin nicht gesonnen, den Menschen so ganz vom Staatsbürger zu trennen, und am wenigsten bei Gedike, dessen Streben allerdings darauf hinausging, einen Vereinigungspunkt für beide zu finden, ein Streben, das in sich selbst schon Belohnung findet. Verweilen wir noch auf einen Augenblick bei jenem Gedanken, so finden wir, daß sich jene Trennung des Menschen und Bürgers allerdings in dem Leben und in der Reflexion

findet, so wie sich in der letztern auch der Gegensatz des Idealismus und Realismus zeigt, den nur eine höhere und religiösere Ansicht in Eins aufzulösen und zu versöhnen weiß *).

Wollen wir indessen in dieser Schilderung, den Menschen in ihm, für einen Moment isolirt betrachten, so mögen die eben bezeichneten Gedanken als Vorrede angesehen werden.

Die Armuth war es zuerst, die ihn erzog, und mit ihr die Freiheit, die sich nicht selten mit jener vereinigt. Das Bedürfniß ist ein harter

*) Selbst der Künstler soll sich mit seiner Kunstwelt nicht als Antithese der Bürgerwelt hinstellen wollen, ein Irrthum, der besonders mehreren Jünglingen unserer Zeit fast zur Gewohnheit geworden ist und sich bei ihnen gleichsam verhärtet, ja, ich möchte sagen: versteinert zu haben scheint. Die Kunst ist das Bild des Unendlichen im Endlichen. Sie dürfte ihre Endlichkeit verlieren, d. h. sie würde aufhören als Kunst zu erscheinen, wenn sie den Gegensatz ihrer Idealität mit der Realität außer ihr verlöre. Muß nicht auch jeder Organismus den Grund der Erde haben, auf welchem er ruht? so bedarf auch die Kunst ihren unorganischen Gegensatz des wissenschaftlichen und nützlichen Mechanismus, und der Philosoph, der ihr diesen Boden entzieht, erscheint nicht anders als der Naturkundige, der den Paradiesvogel ohne Füße mahlt. Die Spötter der Nützlichkeit verstehen ihr eignes Spotten nicht, und sie irren gar sehr, wenn sie es in solchen Momenten mit der Kunst gut zu meinen glauben. Allerdings ist der Mahler mehr als der Farbenreiber, ja, es kann im Grunde von keiner Parallele zwischen ihnen die Rede seyn, das geben wir alle zu: aber der Mahler muß auch nicht gar zu preziös seyn, um nicht, wenn es an guten Reibern fehlt, selbst in die Verlegenheit zu kommen, den Mörser in die Hand nehmen zu müssen. — So schrieb ich bereits vor mehrern Jahren, als ich an meinen Andeutungen für Freunde der Poesie arbeitete, und ich halte es für gut, diese Ansicht auch hier zu wiederholen. Der Hochmuth ist das Element des Bösen, und er bestraft sich am Ende mit jammervoller Verzagtheit, oder mit einem Ekel vor dem Leben, in welchem kaum mehr die Kraft zu einer Klage ist, vielweniger zum Trost.

Lehrer, aber ein sicherer; nur ist es zu beklagen, daß bei ihm so oft die Mittel zum Leben als der Zweck desselben angesehen werden. Ist der Arme nicht auch ein kräftiger Mensch, so ist sein Leben unersprießlich und hat kein Gedeihen. Er betrachtet seine Gegenwart mit Misbehagen und seine Zukunft mit Angst, den Menschen umher räumt er zu leicht eine Superiorität ein, die ihnen nicht zukommt, und der kernige Jugendstolz, der dem besseren Jünglinge so wohl stehet, weil er, wenn er wirklich der ächte ist, und aus einer unschuldigen und starken Brust hervortritt, nie ohne religiöse Bescheidenheit seyn kann, jene muthige Lebensfreudigkeit ist bei dem unkräftigen Armen nicht zu finden. Ihm mangelt die reine Theilnahme und Lust an der Wissenschaft, denn er überschlägt schon jetzt, wie sie ihn dereinst nähren solle, sein Fleiß ist ein Kind der Furcht, die in ein hohles Leben hineinschauet, und in jenem ein Mittel zu finden glaubt, es einst zu füllen. Ihm mangelt die produktive Phantasie, die in keiner beengten, von den scharfen Ecken des äußeren Lebens verwundeten Brust wohnen kann, ihm mangelt selbst der Sinn und die Empfänglichkeit für die Kunst, und mit ihr entbehrt er auch der Grazie des äußern Anstandes, so daß sein ganzes Auftreten nicht selten die unangenehmsten Gefühle des Beobachters erweckt. Mit einem Worte, es kommt zuletzt mit solchen Jünglingen wol gar so weit, daß ihr ganzes Wesen ein testimonium paupertatis ausdrückt und ihr Auge einen demüthigen Bettelbrief.

Wie erfreulich ist daher der Gegensatz, den hier der kräftig kühne, freie Arme bildet. Er entbehrt manches äußeren Gutes, mancher Behaglichkeit des Lebens; aber ihm giebt dieses Entbehren weder Verdruß, noch Wehmuth, sondern er findet darin eine große Aufgabe des Schicksals, die er mit Anstand zu lösen hat. Widmet sich ein solcher armer Jüngling dem Studiren, dann vorzüglich wohl ihm; denn in der Wissenschaft, und in der reinen Liebe zu ihr ist das erhebende Prinzip, das ihn über den Drang der Gegenwart emporhält, und die Philosophie der Griechen, Römer und Deutschen findet leichten und sicheren Eingang bei ihm, und stärkt und beruhigt ihn. Es giebt wol wenig bedeutende Männer, die in ihrer Jugend nicht einmal der alten stoischen Lebensweisheit huldigten, und wenn sie auch hinterher über manche Übertreibung lächeln, die dabei begegnen kann, so ist doch einzuräumen, daß ohne die Kraft, die zu jener Übertreibung vonnöthen war, keine nachmalige reinere Bildung möglich geworden wäre.

Ein solcher Jüngling wird die Freundschaft der Würdigen suchen, und finden; denn sie wird fast immer in wissenschaftlicher Beziehung ihren Anfang nehmen, sich dann immer weiter und weiter entzünden, und zuletzt sicher und fest dastehen. Wer es nun selbst erfahren hat, welch eine Fülle von Genuß in einem so wackern jugendlichen Verhältniß ist, der wird nicht anstehen einzuräumen, daß in ihr allein, für gewisse Jahre des Lebens

wenigstens, hinreichender Ersatz sey für manche Entbehrung des Äußeren, ja, daß man die letztere oft kaum mehr anerkennt.

Auch Gedike fand diesen Ersatz in sich und in den Studien, denen er sich mit ungetheilter Liebe hingab. Aber er bedurfte auch dieser geistigen und körperlichen Kraft in hohem Maaße, denn sein früheres Leben war in der That mehr als arm; es war dürftig. Er hat es oft in spätern Zeiten mit heiterer Miene erzählt, wie ihm oft das Nothwendigste gemangelt habe, wie seine Wohnung, Nahrung und Kleidung so ärmlich gewesen sey, daß ein Biograph kaum unternehmen mag in ein Detail sich einzulassen. Der Wohlhabende hat so selten einen Begriff davon, wie sich dieses Leiden der Dürftigkeit so breit ausdehnt über jeden einzelnen Tag, wie widerwärtig die Entbehrung mancher kleinen oft nur wenig geachteten Bedürfnisse, in das Leben selbst eingreifen kann. Wie angenehm ist nicht die abgeschlossene Einsamkeit eines freundlichen Zimmers, das ein junger Studirender das seinige nennen darf und wo er sich vor jedem störenden Geräusch sichern kann; Gedike hatte keines und war fast immer in die Nothwendigkeit gesetzt in Gesellschaft mit heterogenen jungen Leuten zu denken und zu arbeiten. Wie widrig ist es für den Jüngling, in dem nur einiger ästhetischer Sinn wohnt, wenn ein grobes Kleid, das ihn nur vor Wind und Wetter schützt, ihn stets an die Rohheit des äußern Lebens erinnert. Denken wir nun ferner an die gemeine

und armselige Nahrung, indem er, nach seinem eignen Geständniß, oft nur einmal in der Woche eine gewöhnliche Fleischspeise erschwingen konnte, so werden wir gewiß den Jüngling hochachten müssen, den dies ewig wiederkehrende, ich möchte sagen, eintönige und gemeine Leiden nicht niederzudrücken vermochte.

Zu seiner Ehre also ist dieses Umstandes hier ausführlich erwähnt worden, ich wiederhole es, nur zu seiner Ehre, denn diese frühere Armuth, die bei jedem minder energischen, und minder sittlichen Charakter, so leicht manche traurige Folgen für seine spätern Jahre hätte bewirken können, erzeugte bei ihm nur Gutes und Gedeihliches. Niemals bewies er dem Reichen, als Solchem, Achtung, niemals verscheuchte er den talentvollen und fleißigen Armen, ja selbst Dürftigen von dem Studium der Wissenschaften. Die Gelegenheit, in dieser Beziehung etwas Ersprießliches zu wirken, zeigte sich ihm auch sehr oft, denn sein Wort galt bei den Eltern der ihm anvertrauten Knaben und Jünglinge fast alles. Wie oft bereitete er dem unwissenden, arroganten, reichen und vornehmen Jünglinge eine eben so schmerzliche als heilsame Demüthigung, wie oft hob und stärkte er das zurückgedrängte Selbstgefühl des fleißigen Unbegüterten. Hiezu bot sich ihm besonders bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen eine bequeme Gelegenheit dar, die er auch nie ganz unbenutzt ließ. Wenn dann endlich die jungen Männer nach der Universität entlassen wurden, so waren seine

Zeugnisse von ihnen, die er gedruckt dem Publikum übergab, der redendste Beweis von der höchsten Unpartheilichkeit. Ohne die geringste Menschenfurcht tadelte und lobte er in denselben was zu tadeln und zu loben war, und der Sohn eines regierenden Grafen hätte ihm nicht zartere Worte abgewinnen können, als der Sohn des armen Tagelöhners, wenn er die strengen und tadelnden wirklich verdient hatte. Doch diese ruhige Gerechtigkeitsliebe war es nicht allein, die wir hier anführen dürfen, die thätige Theilnahme an den Schicksalen seiner Zöglinge möchte wohl noch größeres Lob verdienen, denn sie floß aus dem Innersten eines warmen Herzens. Er, der Mann, der alles sich selbst verdankte, seiner Wissenschaft, seinem Lehrertalent, seinem Fleiße, der für sich selbst nie bat, er bat oft mit herzlicher Wärme das gesammte Publikum um Unterstützung einzelner Jünglinge, wenn Armuth und Dürftigkeit sich ihren höheren Studien entgegensetzte. Um einen solchen Zweck zu erreichen, ließ er sich keinen Weg verdrießen, mochte er auch noch so weit und unangenehm seyn. In einer Zeit, wie die unsrige ist, und die war, in der er lebte, wo sich uns die Überzeugung (mögen wir uns auch noch so sehr dagegen sträuben) gewaltsam aufdrängt, daß die Menschen in der Regel keiner Freundschaft und Liebe mehr fähig sind, (weshalb es auch so gar sehr widerlich ist, daß die Masse selbst doch immer noch mit jenen heiligen Namen um sich wirft) in einer solchen Zeit bitten zu müssen, —

kann wol für den tieffühlenden und zugleich edelstolzen Mann ein traurigeres Geschäft gedacht werden? Man bedenke nur die Art, wie sich der gewöhnliche Mensch, wenn er um etwas gebeten wird, zu benehmen pflegt, wie er da oft so gar kein Hehl hat mit seiner gemeinen Sinnesart, wie er sich wohl gar darüber ein wenig ergötzt, einmal etwas abschlagen zu können. Diese Menschen — und sie sind nicht zu zählen — bindet nur Gewohnheit, Gewinnsucht oder die Nothwendigkeit des Bedürfnisses an einander.

Aber Gedike ließ sich durch nichts abschrecken. Er half, wo er helfen konnte, und wenn er nicht helfen konnte, so hielt ihn das Bewußtseyn schadlos für die fehlgeschlagene Hoffnungen.

Der Umgang mit guten und gebildeten Menschen erzieht allein und mit Sicherheit zur Sittlichkeit, in der man auf keine andere Weise unterrichten kann als durch Beispiel. Gedike fand Menschen, die seine ganze Hochachtung verdienten, das Schicksal führte sie ganz nahe in seinen Kreis, und gern gewährte er ihnen das Gefühl, welches er ihnen schuldig war. So entstand in ihm ein lebendiger Trieb nach Freundschaft, die er finden mußte, weil er so redlich danach strebte. Wie manche achtungswerthe Männer, die nicht bloß Berlin, sondern dem gesammten Deutschland bekannt sind, wären hier zu nennen; doch, um der Lebenden zu geschweigen, werde hier nur eines Freundes erwähnt, dessen edles, thätiges Leben durch einen zu frühen Tod leider schon gebrochen

ist. Ich meine Unger, mit dem Gedike anfangs nur in schriftstellerischer Verbindung stand, den er aber hinterher von Jahr zu Jahr immer mehr schätzen und lieben lernte. Den geselligen Talenten dieses verdienstvollen Mannes, seiner stillen heitern Laune, und seinem treffenden angenehmen Witz gelang es oft, Gedike's strengen Ernst zu mildern und ihn auf eine unbemerkte Weise, von zu ernsten Vorstellungen hinweg, und zu erheiternden hinüberzuleiten. — Die Menschen könnten einander viel seyn, wenn sie nur recht wollten; diese beiden Männer wollten wirklich und so mußte es ihnen wohl gelingen.

Doch nicht immer fand Gedike's Streben nach Freundschaft diese erfreuliche Befriedigung, und auch ihm mußte es zuweilen begegnen, sich in manchem Menschen, dem er Vertrauen gewidmet hatte, zu täuschen. Doch er wurde nicht irre, und die Idee der Menschheit blieb stets klar in ihm; denn die Liebe für die Gattung kann durch einzelne ihrer unwürdige Individuen nicht verlezt werden. Der schwächere Mensch allein, bei dem die Liebe nur etwas Zufälliges ist, wird durch unangenehme Einzelnheiten in seinen Erfahrungen, von der Liebe selbst ablassen.

Der wissenschaftlich Gebildete bedarf der Freundschaft schlechthin, fast wie der physische Mensch des Lichts und der Luft, und man kann hinzusetzen, daß man es auf die Länge wol kaum der Mühe werth finden würde, die leztere zu schöpfen, wenn nicht eben die Freundschaft und

Liebe dem Leben Bedeutung gebe. Aber auch nur der wissenschaftlich Gebildete ist des Genusses reiner Freundschaft fähig; ja, es giebt Zeiten, in denen man sich fast versucht fühlen möchte, die Freundschaft für eine Tochter der Wissenschaft zu halten, so wie die Liebe für eine Tochter der Poesie. Doch ist sie wol öfter noch die Mutter derselben.

So wie man gewöhnlich die Freundschaft findet, ist sie eher eine Qual und Pein, denn im bürgerlichen Leben gilt doch wenigstens das Gesetz und der Zwang, der dem rohen Menschen so zweckmäßig die verstaubten Flügel zusammenbindet, aber wenn ein solcher ein nach seiner Art freundschaftliches Verhältniß eingeht, so öffnet er sich leider ganz, und ohne Rücksicht läßt er dem verworren trüben innern Lebensstrom den freien Gang. Die Freundschaft und Liebe roher Menschen ist fast immer nur eine Art von verhaltenem Grimm, wobei die wechselseitige Erlaubniß gegeben wird, sich durchaus keinen Zwang anzuthun, so daß in der That der Feind eines rohen Menschen es besser hat, als der Freund.

Nur der, welcher des Gefühls der wahren Freundschaft fähig ist, nur der vermag zu lieben. Diese lebendigste, mächtigste und heiligste aller Empfindungen ist leider so vielfältig und nicht selten so verworren besprochen worden, daß man beinahe neue Worte erfinden, oder wenigstens die alten umbilden müßte, um mit ganzer Eindringlichkeit davon zu reden. Ohne sie ist des Men-

schen Leben eine breite Masse, der die Form und Gestaltung fehlt, ohne sie gelangt der Mensch nicht zu dem Bewußtseyn seiner Gesammtheit, ohne sie zu keiner Freudigkeit an sich selbst und in sich selbst, ohne sie geht sein Streben an etwas Unbestimmtes oder Unwürdiges verloren, oder der Mensch verhärtet und erkältet sich selbst gewaltsam, wenn er der unwürdigen Gegenstände inne wird, auf die bisher sein Streben gerichtet war. — — In Gedike's Gemüth mußte die Leidenschaft der Liebe desto höhere Flammen schlagen, je reiner, kräftiger und unschuldiger noch sein Herz war. Er war ein stiller, fleißiger, gelehrter Mann von sieben und zwanzig Jahren, als ihn zum ersten Male jenes Gefühl ergriff, das er bisher nur, dem Namen nach, aus griechischen und römischen Dichtern kennen gelernt hatte. Aber den unvorbereiteten, energischen Jüngling, der seiner Phantasie nimmer das Schwelgen in süßen aber vagen Empfindungen verstattet, ergreift die Liebe nur desto tiefer. Sein ganzes Wesen war wie umgewandelt, und ein neues Leben, anziehender und blühender und farbiger als das, welches er bisher durchwandelt hatte, lag jetzt vor seinen Blicken.

Doch diese Aussicht verlor sich bald, denn ihn traf das härteste Loos, welches ein liebendes Herz nur treffen kann, ein Loos, von dem der Glückliche kaum ein entferntes Bild, kaum eine leise Vorstellung erschwingen kann: seine innige Neigung fand einige Jahre hindurch keine Erwiederung.

derung. Ja, selbst dann, als eine günstigere Aussicht sich ihm zeigte, als endlich die Hoffnung zur Erreichung seines heißesten Wunsches ihm ganz nahe zu treten schien, selbst dann noch hatte das Schicksal den bittern Schmerz der Fehlschlagung für ihn bereitet. Bei diesem Leiden hätte vielleicht auch ein kräftiges Herz brechen können, oder doch wenigstens seine innere Harmonie verlieren mögen, denn auch ein energisches Gemüth erträgt fast immer nur die Schmerzen mit Standhaftigkeit, die es als nothwendig zu seiner Bildung betrachtet, nicht die, welche es als einzelne herbe Verletzungen seines innern Wesens empfängt, und bei denen es ihm scheinen kann, als walte dabei nur ein Spott des Schicksals über ihm. Aber Gedike verzagte nicht, und bei allen Schmerzen, die er, so wie die Leidenschaft aus der sie flossen, nicht bekämpfen konnte, blieb er immer er selbst, und selbst in der traurigsten Zeit seines Lebens, als selbst seine Freunde ihn kaum mehr begriffen, blieb er sich selbst klar in seinem Gefühl und dem Ziel seines Strebens. Und so erschien denn endlich die Zeit wirklich, wo er es erreichte.

Ich habe hier den wichtigsten Abschnitt aus Gedikes innerer Lebensgeschichte mit kurzen Worten angedeutet. Ich könnte eine ausführliche Erzählung von dieser Periode geben, denn ich bin in dem Besitze aller Briefe, die, durch jene endlose Neigung veranlaßt, geschrieben wurden. Diese Briefe, die ein höchst anziehendes Gemälde von einer Liebe darbieten, wie wir sie nur in den

Werken der glühendsten Dichter zu finden gewohnt sind, bilden gewissermaßen ein Ganzes, und außer ihrer innern Lebendigkeit und poetischen Kraft und Wärme, haben sie auch für den tiefern Menschenbeobachter, der im Einzelnen die Gattung erkennt, einen unläugbaren Werth. Gedike selbst gesteht in einem Schreiben an eine ihm sehr werthe Freundin, daß jene Briefe einen vollständigen Aufschluß über seinen ganzen Charakter geben, er hat sie in spätern Jahren oft mit Rührung betrachtet, ja sogar gegen einen seiner Verwandten den Wunsch geäußert, daß sein zukünftiger Biograph sie dem Publikum mittheilen möchte.

Einige meiner Bemerkungen über G. als Menschen, die vielleicht Manchen befremden könnten, der ihn bloß als Gelehrten und Bürger von fern beobachtete, kann ich nur durch jene Blätter der Liebe belegen.

Von jenem Zeitpunkte an, in welchem ihm dies Gefühl der Liebe aufging, entwickelte sich sein ganzer innerer Mensch mit Freiheit und Bestimmtheit, und hinterher ist keine bedeutende Veränderung mehr mit ihm vorgegangen. Die wahre Liebe entscheidet immer für das ganze Leben, und der hat sie nie gekannt, der da meinen kann, sie nehme ab in der Ehe. Nur der, dessen ganzes Leben verfehlt war, konnte eine solche Meinung aus seiner inneren Unseligkeit hervorgehen lassen.

Ohne die Liebe wäre G. vielleicht auch der Religion entfremdet worden, denn wir wissen, in welcher Zeit er lebte. Es war die Zeit des fre-

chen Unglaubens, wo eine unheilige und oberflächliche Klügelei als freie Weisheit sich darzulegen bemühte, wo die, die ewig nur in den Propyläen wandeln, an dem innern Allerheiligsten zu zweifeln wagten, und wo oft eine innere Zerrissenheit oder auch wohl Hohlheit und Leere als Aufgeklärtheit galt. Aber, wie so manche einzelne wackre Männer, so nahm auch Gedike an diesem Unwesen keinen Theil, sollte auch der Anschein in einigen Fällen wider ihn sprechen. Die Religion lag tief in seinem Herzen und in seiner Liebe. Das entscheidet.

Gedike war Vater von fünf Kindern, die er mit einer Zärtlichkeit liebte, von welcher nur der einen Begriff hat, der selbst Vater ist oder war, oder es zu seyn verdiente. Kein Geschäft war ihm so wichtig, so heilig als ihre Erziehung, und niemals hat er Mühe, Anstrengung und Kosten gescheuet, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wir wissen, wie durchaus beschränkt seine Zeit war, dennoch wußte er für seine Kinder Zeit zu gewinnen. Außer daß sie täglich regelmäßigen Unterricht bei den geschicktesten Lehrern Berlins erhielten, gab er ihnen selbst noch am Abend spät eine Lehrstunde, in welcher er besonders die Wissenschaften von der erfreulichen Seite zu zeigen bemüht war. Selbst die Tischzeit suchte er für den Unterricht zu nutzen. — — Über das sittliche Betragen aller seiner Kinder hielt er sogar Tage-

bücher, die noch jetzt, als ein rührendes Dokument edler Vaterliebe, von seiner Familie aufbewahrt werden. Seinem Blicke entging fast nichts, er bemerkte jede Neigung, jeden Fortschritt, und wohl ihm, daß seine liebevollen Bemühungen belohnt wurden. Für die Sittlichkeit seiner Kinder war sein Leben selbst der beste Unterricht.

Man hat Gedike ein zu rasches Streben nach Celebrität, und eine zu große Liebe zum Erwerb vorgeworfen. Das erstere könnte man vielleicht, unter gewissen Einschränkungen, einräumen; denn allerdings klang auch ihm die Stimme des Ruhms reizend, und die kräftige Lebendigkeit, die in ihm wohnte, die Wichtigkeit und Lust, mit der er das Leben betrachtete, mußte ihn ohne Zweifel für jene Stimme noch empfänglicher machen. Doch er war nur stolz, nicht eitel, denn nur das Lob des Mannes, der selbst Lob verdiente, hatte Werth für ihn und konnte ihn erfreuen.

Der zweite angegebene Vorwurf ist nichtig, so wie fast immer, wenn ihn ein Dritter gegen einen Mann macht, der sich selbst klar ist, und keine Zufälligkeit in seinen Handlungen leidet. Dem Ehemann und Vater ist die Pflicht für reichlichen Erwerb zu sorgen, sonst wol noch nie bestritten worden, und ob er darin zu viel oder zu wenig thut, darüber entscheidet der Mensch am besten selbst. G. mag allerdings die Dinge, die wirklich in das prosaische Leben fallen, pro-

falsch genommen haben, aber man vergesse nicht, daß es auch eine sehr reine Prosa giebt, wie z. B. die in Xenophons Öconomicus.

Er liebte es zuweilen, die Neigungen des Herzens mit den Pflichten des Bürgers in Streit zu versetzen und den letztern, für den Moment wenigstens, den Sieg einzuräumen. So z. B. erlaubte er es sich fast niemals, um einer Einladung, eines Festes oder irgend einer Vergnügung willen, den öffentlichen Unterricht auszusetzen. Der innere Triumph, den er bei solchen Gelegenheiten bei dem Siege über seine Neigung fühlte, verschaffte ihm mehr Genuß, als irgend ein Fest ihm hätte gewähren können.

Es ist kaum glaublich, und dennoch buchstäblich wahr, daß Gedike, sogar an seinem Hochzeittage — und mit welchem Gefühle mußte er diesen so lang ersehnten Tag feiern? — sein öffentliches Amt so treulich verwaltete, daß er alle seine Stunden selbst hielt, Stunden, die in der That eine stets gegenwärtige Geistesanstrengung erforderten, und durchaus keiner bloß mechanischen Fertigkeit Raum verstatteten.

Wenn er aber gegen sich selbst streng war, so war er es auch gegen andere, denn nur der, der sich des erstern bewußt ist, darf ohne Erröthen das letztere. Man hat hie und da gemeint, er sey zuweilen auch wol zu streng gewesen, doch dieser Tadel zerfällt in sich selbst, als gehalt- und

bedeutungslos. Der gerechte Mann, der von sich selbst die Erfüllung jeglicher Pflicht fordert, darf sie auch von andern als unerläßlich fordern, und der bessere Schüler wird es dem strengen Lehrer Dank wissen, daß er ihn schon frühe lehrte, wie streng einst das Leben selbst gegen ihn seyn wird. Darum sey auch Gediken Dank gebracht, von Allen, die ihn kannten, ein Dank recht aus der Fülle des Herzens.

Wer in seinem ganzen Leben nur das Gute redlich will, und die Einigkeit mit sich selbst stets zu behaupten weiß, der erwirbt sich den höchst einfachen aber herzerhebenden Ruhm, daß man von ihm sagen darf: Er war ein Mann!

Auswahl aus Gedike's Papieren.

Dem Leser.

Da in der Biographie des verewigten Gedike, bereits an mehrern Orten von den folgenden Papieren die Rede gewesen ist, so bedarf es hier nur weniger Worte als Einleitung zu denselben.

Ich räume willig ein, daß ich bei der Auswahl dieser Papiere nicht immer sehr streng gewesen bin, und daß ich allerdings Manches aufgenommen habe, welches eine objektive Vorzüglichkeit und ein allgemeingültiges Interesse nicht bezeichnet. Da ich indessen bei dieser Auswahl besonders einen biographischen Zweck hatte, und mir daher alles von beziehungsreicher Wichtigkeit seyn mußte, was als Resultat des Gedikischen Charakters da stand, so wurde dadurch der Maaßstab zu der Beurtheilung seiner Papiere verändert. Überhaupt denke ich mir die Leser, wenigstens den größten Theil derselben, als schon mit Gedike befreundet, und wenn diese nur immer ihn finden, sein Wollen und Anschauen, so werden ihnen diese Papiere nicht unwichtig seyn können. Man findet hier:

Briefe an seine Gattinn, auf einer Reise durch Deutschland und Italien (vom Jahre 1797.)

Dem Leser.

Da in der Biographie des verewigten Gedike, bereits an mehrern Orten von den folgenden Papieren die Rede gewesen ist, so bedarf es hier nur weniger Worte als Einleitung zu denselben.

Ich räume willig ein, daß ich bei der Auswahl dieser Papiere nicht immer sehr streng gewesen bin, und daß ich allerdings Manches aufgenommen habe, welches eine objektive Vorzüglichkeit und ein allgemeingültiges Interesse nicht bezeichnet. Da ich indessen bei dieser Auswahl besonders einen biographischen Zweck hatte, und mir daher alles von beziehungsreicher Wichtigkeit seyn mußte, was als Resultat des Gedikischen Charakters da stand, so wurde dadurch der Maaßstab zu der Beurtheilung seiner Papiere verändert. Überhaupt denke ich mir die Leser, wenigstens den größten Theil derselben, als schon mit Gedike befreundet, und wenn diese nur immer ihn finden, sein Wollen und Anschauen, so werden ihnen diese Papiere nicht unwichtig seyn können. Man findet hier:

Briefe an seine Gattinn, auf einer Reise durch Deutschland und Italien (vom Jahre 1797.)

Briefe an Gönner und Freunde, (nur als Probe aus der unzähligen Menge, die sich gefunden, ausgewählt.)

Fragmente aus einem Reisetagebuch vom Jahre 1789. Auch diese stehen hier nur als Probe dieses interessanten Tagebuchs, worin überall ein sehr freies Urtheil über gelehrte Männer und gelehrte Institute zu finden ist. Manches darin ist zu individuell und kann dem Drucke nicht übergeben werden; Manches andere gebe ich vielleicht künftig.

Eine Sammlung der Gedikischen Gedichte, die ich in gewisser Hinsicht vollständig nennen darf, indem selbst die charakteristischeren poetischen Jugendversuche, und mehrere Familiengedichte nicht ausgeschlossen worden sind, worüber ich mich in der Biographie selbst deutlich erklärt habe. Außer diesen bisher noch nie gedruckten Gedichten, finden sich hier auch die bedeutendsten seiner späteren Poesien, die bisher auf die unbequemste Weise zerstreut waren, und eben deshalb dem entfernteren Publikum bei weitem nicht so bekannt geworden sind als sie es verdienen. G. selbst wünschte oft, eine ähnliche Sammlung zu veranstalten, aber der Tod vereitelte den Plan.

Was ein edles Gemüth wollte und ein denkender Geist in gemessener Sprache aufbewahrte, darf und kann selbst in den bewegtesten Wogen der Zeit nicht untergehen.

Im December 1807.

Franz Horn.

I.

Briefe aus Italien.

Vorerinnerung.

Es ist oben einer Reise gedacht worden, welche Gedike im Jahre 1797 nach Italien machte, wobei zugleich erinnert wurde, daß er dieselbe mit der größten Schnelle begann und endigte. Schon dieser Umstand läßt vermuthen, daß die Ausbeute aus den Briefen, die er von jenem herrlichen Lande her an seine Familie schrieb, nicht bedeutend seyn könne, sobald wir Bemerkungen über das Lokale, Temporelle und Nationelle erwarten, wozu sich ihm, wenn er sich selbst nur mehr Muße verstattet hätte, ohne Zweifel die trefflichste Gelegenheit würde dargeboten haben. Wir Deutschen sind bekanntlich nicht arm an Schriften aller Art die von jenem Lande handeln, die uns über das Eigenthümliche seiner Bewohner, seiner politischen Verhältnisse, die Stufe seiner intellektuellen besonders ästhetischen Bildung u. s. w. ausführliche und

gründliche Nachricht geben, und wir räumen um deswillen jenen Schriften einen nicht geringen Werth ein. Von dieser Seite betrachtet sind Gedike's Briefe aus Italien sehr unfruchtbar, denn sie enthalten in der That über jenes Land fast gar keine Notizen, und wenn nicht die Aufschriften: Mailand, Florenz, Rom u. s. w. uns an Italien erinnerten, so würde man sie ihres bloß individuellen Inhalts wegen aus jedem andern beliebigen Orte datiren können. Sind deshalb so manche Briefe interessant weil sie von Italien handeln, so sind Gedike's Briefe aus demselben Lande nicht minder interessant, weil sie nicht von Italien handeln. Es würde mich unangenehm befremden, wenn auch nur einer meiner Leser in dieser antithetischen Wendung Ironie suchen wollte, da ich im Gegentheil mit rechtem Ernst darauf aufmerksam machen möchte, (was freilich schon ein altes Wort ist, das aber nie veralten kann) daß der Mensch dem Menschen doch immer das Interessanteste sey, und daß die Verhältnisse der Liebe und Ehe, dem Herzen näher sind, und ihm höhere Freuden geben, als die Umgebungen, selbst die lebendigsten und mannigfaltigsten der Natur. Es ist mir sehr wahrscheinlich daß auch Gedike sehr oft dieses Gefühles inne wurde, doch vielleicht nie so tief als auf der genannten Reise, die er, um sich von seinen mannigfaltigen mühevollen Arbeiten zu erholen, unternommen hatte. Schon in Zehlendorf (2 Meilen von Berlin) fühlte er das Bedürfniß sich mit seiner Gattin zu unterhalten,

und er schrieb von dort aus den ersten Brief. Von Potsdam den zweiten, von Leipzig den dritten, von Gera den vierten. Man möchte darüber lächeln, wäre nur ein solches Lächeln nicht selbst des Belächelns werth.

Aus Nürnberg schrieb er den fünften vom 22. Jun. datirten Brief, aus dem hier Folgendes mitgetheilt werden mag: «Mein letzter Brief, theuerstes Weib, war aus Gera, und an D—s Onkel eingeschlossen, durch den Du ihn erhalten haben wirst. — — Dies ist nun eigentlich der fünfte Brief, den ich an Dich schreibe (aus Zehlendorf, Potsdam, Leipzig, Gera) und ich habe noch keinen von Dir. Aber Deine Schuld ist es ja nicht. Groß wird indessen meine Freude seyn, wenn ich in Zürich den ersten Brief von Dir erhalte. Ach, und die Freude des Wiedersehens, wie groß wird diese seyn! Doch ich spreche schon von Wiedersehn und bin noch keine Woche weg! — Aber warum sollte ich nicht schon daran denken, und durch diesen Gedanken mich immer wieder aufheitern, wenn ich einmal mich über die weite und täglich größer werdende Entfernung von Dir bekümmere? u. s. w.

Zürich. 30. Junius. 97.

Meinen letzten Brief aus Ulm wirst Du erhalten haben, theuerstes Weib. Von da bis hierher war es nicht möglich wieder zu schreiben, und hier hätte ich sogleich bei meiner Ankunft (am 27. Jun.) geschrieben, wenn es hätte etwas helfen können. Doch die Post geht doch erst morgen

Abend ab, und wie ich höre, kann dieser Brief leicht 14 Tage alt werden, ehe er in Deine Hände kommt. Ich würde nicht 3 Tage in Zürich geblieben seyn, sondern wahrscheinlich nur einen einzigen Tag, wenn ich, wie ich hoffte, hier einen Brief von Dir vorgefunden hätte. Wie würde ich mich gefreut haben, aber ich hatte mir vergebens mit dieser Freude geschmeichelt. Aber heute Abend kömmt wieder die Post, welche Briefe aus Berlin bringt, und bloß darum bin ich bis heute Abend geblieben um die Ankunft der Post abzuwarten. Aber ach! wenn auch diesmal meine Hoffnung fehlschlagen sollte! — Doch nein, das wird gewiß nicht geschehen. Auf jeden Fall bist Du nicht Schuld daran. Man hat mich hier freundschaftlich aufgenommen, aber dennoch wäre ich auf keinen Fall 3 Tage hier geblieben, hätte mich nicht der Wunsch, doch erst einen Brief von Dir zu erhalten, zurückgehalten. Von hier mache ich mich gleich morgen auf den Weg nach Italien, über den Gotthardsberg, wodurch meine Reise sehr abgekürzt werden wird. Die Entfernung von Dir wird also immer größer, aber eben darum wird auch meine Sehnsucht nach Dir und unseren Kindern immer größer. Man sagt von den Schweitzern, daß sie außer Landes leicht das Heimweh bekommen. Mir geht es jetzt in der Schweitz eben so, und kämen nicht sehr viele Ursachen zusammen, die mich bewögen, den angefangenen Plan fortzusetzen, so würde ich schon nach einigen Wochen in Berlin seyn. Aber ich werde

nun schon den Julius und den größten Theil des August's in Italien zubringen müssen, und ich verspreche mir davon allerdings sehr viel Vergnügen, aber wie viel größer würde mein Vergnügen seyn, wenn ich Dich zur Seite hätte. — — — — — — — — — — — — — —
Schreib doch ja oft, und zweimal in der Woche. Ich lechze nach Nachrichten von Dir und meinen Lieben.

Mailand. 7. Jul.

Bedaure mich, theuerstes Weib. Ich bin nun schon in Italien und habe noch keinen Brief von Dir. Und doch kann ich Dir nicht sagen, wie sehnlich ich nach Nachrichten von Dir verlange. Aber es scheint fast daß ich nicht eher als zu Rom einen Brief von Dir finden werde. Du kannst gewiß nicht dafür, davon bin ich überzeugt. Aber die Posten in diesen Gegenden gehen freilich nicht gar regelmäßig, und da alles durch eine dritte Hand geht, so ist es auch möglich, daß ein Brief ganz verloren gegangen. Ich hoffe, daß Du meine Briefe regelmäßiger erhältst. Mein letzter Brief war aus Zürich, wo ich eben in Erwartung eines Briefes 3 Tage geblieben war. — — — — — — — — Am 1. Julius fuhren wir bis Schweitz. Am 22. Julius über den Waldstädter-See nach Altorf im Canton Uri. Von hier ging unsre Gotthardsreise an. Mit Wagen kann man hier nicht mehr fahren, sondern die Bagage ward auf ein Pferd gepackt, und auf einem andern ward abwechselnd geritten, da mir das un-

unterbrochene Reiten zu beschwerlich war, und ich lieber zu Fuß einen großen Theil des Gotthard hinaufstieg.

Wir kamen am 2. Juli bis Wasen, am Fuß des Gotthard, wo wir in einer elenden Dorfschenke übernachteten.

Der 3. Juli war der merkwürdige Tag, wo wir den Gotthard erstiegen, und zugleich schon wieder herunterstiegen. Wir übernachteten in dem sogenannten Zollhause auf der Italienischen Seite. Am 4. Jul. befanden wir uns schon in Italien, oder genauer in der Italienischen Schweitz. Die deutsche Sprache verschwand allmälig. Wir kamen bis Bellinzona, einem artigen Städtchen in der Italienischen Schweitz. Bis hierher brachten uns unsere Pferde aus Altorf, die wir hier dem Treiber zurückgaben, so wie wir hier auch unseren aus Zürich mitgenommenen Lohnbedienten abdankten, da er selbst nicht weiter mitwollte, auch aus Mangel der Kenntniß des Italienischen nicht viel mehr helfen konnte.

In Bellinzona wurden neue Pferde gemiethet die uns am 5. Jul. bis Lugano brachten. Hier mußten wir uns einschiffen, und waren nach drei Stunden über den angenehmen Luganer See. In Capo di Lago konnten wir endlich nach 4 Tagen wieder fahren. Wir fuhren noch den Abend ab nach Como, einer Mailändischen Stadt, wo wir einige Stunden der Nacht auf schlechten Betten ausruheten. Endlich gestern Vormittag (6. Julius) trafen wir um 9 Uhr in der großen Stadt

Mailand ein, in der wir gestern und heute viel Merkwürdiges gesehen haben. Ich würde morgen schon weiter reisen nach Florenz, wenn nicht gerade morgen ein großes Nationalfest, nämlich das Föderationsfest der neuen Lombardischen Republik seyn sollte. Man würde mir es vermuthlich sehr verdenken, wenn ich diese Feierlichkeit nicht abwarten sollte. Wahrscheinlich erhältst Du diesen Brief einen Posttag früher, ehe Hr. B — dieses Fest in den Zeitungen beschreiben kann. Lies dann also den nächsten Zeitungstag nach Empfang dieses Briefes den Artikel aus Mailand, und denke dann daran, daß ich alles mit angesehen habe, wenigstens anzusehen suchen werde, was Hr. B — gar schön beschreiben wird. Es ist heute schon hier sehr lebhaft, da aus allen Städten der Lombardei Deputirte und Nationalgarden herkommen. Mit meinem Italienischen Sprechen geht es ziemlich. Ich kann wenigstens verstehen und mich verständlich machen. Indessen spreche ich wo ich kann, gern französisch, welches freilich hier auch die meisten gebildeten Menschen verstehn.

Wir sind übrigens beide recht gesund, und die allerdings nicht geringen Beschwerlichkeiten der Reise haben uns nicht viel angefochten. Meinen Wagen habe ich in Zürich stehen lassen, wo ich also auf jeden Fall wieder bei der Rückreise eintreffen muß. Aber ach! das ist noch lange hin, und doch kann ich Dir nicht sagen, wie sehr ich wünsche, wieder bei Dir zu seyn. Indessen wäre

es kindisch nun den einmal angefangenen Plan aufzugeben. — —

Florenz den 18. Julius.

— — — — — — ich selbst habe nun, da ich an 180 Meilen von Dir entfernt bin, erst einen einzigen Brief von Dir erhalten. Ich erhielt ihn in Mailand noch wenige Stunden vor meiner Abreise, und ich kann Dir nicht sagen, wie herzlich ich mich darüber freute, obgleich es der erste Brief war, den Du nur 4 Tage nach meiner Abreise geschrieben. Eine Stelle in demselben hat mich indessen sehr beunruhigt. Du schreibst, Du wünschtest nun bald zu erfahren, wohin Du Deinen zweiten Brief addressiren solltest! — — — — Wie unglücklich bin ich durch dieses Misverständniß! — — — Ich hoffe doch, in Rom mehrere Briefe von Dir vorzufinden, denn ich habe in Zürich Ordre gegeben, mir von dort alle Briefe, die nach dem allerersten kommen würden, nach Rom nachzuschicken. — — Ach! ich schmachte nach Nachrichten von Dir und unsern Kindern! — Übrigens geht es mir sehr wohl, außer daß es gewaltig heiß ist. Auch D*** ist sehr gesund.

Ich hoffe, daß auch Ihr alle gesund seyd, und das Vergnügen des Gartens recht genießet. Mit meiner Seele bin ich stets bei Euch. Sogar im Schlaf träume ich nichts als von Euch. Diese Nacht z. B. habe ich viel von unserm W** geträumt. Schreibe mir doch ja recht viel und recht oft. In einer so weiten Entfernung ist jede Klei-

nigkeit höchst interessant. Das Tagebuch, das Du zu halten angefangen, wird mir bei meiner Wiederkunft viel Vergnügen machen. Fahre also ja damit fort.

Dieser Brief wird wol 3 Wochen alt werden, ehe Du ihn erhältst, und dann habe ich gewiß schon meine Rückreise angetreten. Für jetzt geht es noch an 80 Meilen weiter, nämlich etwa 40 bis Rom, und von da auch gegen 40 nach Neapel. Mehr als 3 Wochen aber hoffe ich sollen mir beide Städte nicht kosten. Die Idee, mich von da an Dir immer wieder mehr zu nähern, hat etwas sehr süßes für mich. O die Stunde des Wiedersehens wird eine Stunde des Entzückens für mich seyn! Aber noch ist sie sieben bis acht Wochen fern. Doch wenn Du diesen Brief erhältst, vergehen etwa noch 4 Wochen, und ich bin wieder ganz dein.

Rom den 22. Julius.

Vorgestern, meine Theuerste, bin ich spät Abends in Rom, in dieser ehemaligen Hauptstadt der Welt, angekommen. Ich wohne bei Hrn N** der mich auf das freundschaftlichste aufgenommen hat. Er schrieb mir nach Florenz, er habe ein Quartier für mich bestellt, und als ich in der mir gegebenen Addresse ankam, so war es seine eigne Wohnung. Gestern und heute habe ich mich müde gelaufen, und eine Menge großer und schöner Gegenstände gesehen, von denen ich künftig lieber erzählen als jetzt umständlich schreiben will. Dir kömmt es ja jetzt doch vornehmlich nur darauf an,

zu wissen wo ich bin und wie mir's geht. Gottlob ich bin noch immer recht wohl und D*** auch. Übermorgen, oder wenigstens am Dienstag, reisen wir von hier nach Neapel, das noch 40 Meilen von hier ist. Dies ist dann der äußerste Grenzpunkt unserer Reise, und wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich, so Gott will, weder in Neapel noch in Rom mehr, sondern höchst wahrscheinlich schon um ein großes Theil näher an Berlin. Drei Wochen werden freilich vergehen, ehe Du diesen Brief bekömmst, und dann bin ich auf dem Wege nach Venedig. — — — — — — — — — Ich freue mich gar herzlich, daß Ihr alle gesund seyd. Ach! wenn ich erst wieder bei Euch seyn werde! Wirklich meine Seele ist viel mehr in Berlin in der Klosterstraße als in Rom. Ich habe mir die Trennung von Dir und meinen Lieben nicht so peinlich gedacht. Alles — alles erinnert mich an Dich. Wahrlich ich hätte große Lust selbst die Reise nach Neapel aufzugeben, wenn ich nicht besorgte, daß alle Welt es mir verdenken würde, so nahe gewesen und nicht hingereist zu seyn. Aber ich werde eilen von da zurück nach Rom, von Rom nach Florenz, von Florenz nach Venedig, von Venedig nach Zürich. So Gott will bin ich in der Mitte des Septembers wieder in Deinen Armen, also wahrscheinlich 4 oder 5 Wochen nachher, nachdem Du diesen Brief erhältst. Wer so viel häusliches Glück als ich genießt, sollte vielleicht gar nicht reisen. Doch eben diese Reise hat mich den Werth meines häus-

lichen Glücks doppelt kennen und schätzen gelehrt. O, meine Theure, wie habe ich es so innig gefühlt, wie viel ich entbehre, indem ich Dich entbehre. Aber ich genieße auch schon im Voraus der festlichen Freude des Wiedersehens, und dann will ich mit D*** in die Wette erzählen, wo, wenn, und wie ich an Dich gedacht, und mich in meinen häuslichen Zirkel versetzt habe. Lebe wohl, theures Weib, und grüße alle Verwandte und Freunde.

Rom den 25. Julius.

Erst vorigen Sonnabend, liebes Weib, habe ich an Dich geschrieben, und ich glaubte den 29. in Neapel wieder einen Brief an Dich auf die Post geben zu können. Aber dies geht nicht wegen der Posteneinrichtung, und ich kann nach dem Plan, den ich zu der Reise nach Neapel gemacht, von dort gar nicht schreiben. Du würdest also 14 Tage hinter einander ohne Nachricht von mir geblieben seyn, wenn ich mich nicht entschlossen hätte, noch heute, ehe ich abreise, (welches in einer Stunde geschieht) ein Paar Zeilen zu schreiben.

— — — — — — — — — —

Gebe der Himmel, daß ich bald wieder gesund bei Euch bin, und Euch alle gesund treffe. Im Wachen und Träumen beschäftigt sich meine Seele mit Euch. Beinahe mögte ich Dich fragen, ob in der Nacht zwischen dem 22. und 23. Jul. (zwischen Sonnabend und Sonntag) etwas mit dem Jungen vorgefallen. Ich hatte schreckliche Träume. Doch gewiß, es ist nur Traum, und es ist viel-

leicht seltsam, daß ich nur eine solche Frage that. Wahrscheinlich habt Ihr in jener Nacht ruhiger geschlafen als ich.

Übrigens bin ich gesund, und so heiter als ich es getrennt von Dir seyn kann. Ich lebte seit vorigem Freitag hier im Schooß der Freundschaft. Hr. N** und seine Frau beeifern sich mir den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. Heute ist der 5te Tag, daß ich hier bin. Diese Nacht schlafe ich 8 Meilen von hier in Velletri, und morgen Abend komme ich vielleicht schon in Neapel an. Dann ist das äußerste Ziel meiner Reise erreicht, und wöchentlich komme ich um ein großes Theil Dir näher. Ich bin so Gott will gewiß am Ende des Septembers bei Dir. Denn mich verlangt herzlich nach Dir.

— — — — — — — — — —

Die Hitze hier ist groß, aber wir ertragen sie leichter als die Italiener selbst. Lebe wohl, liebe Theure. Wenn Du diesen Brief erhältst, wird es wol nur noch 3 Wochen dauren, und dann bin ich wieder in Deinen Armen.

Hierbei folgt ein Brief an seine älteste Tochter Rosa, den ich ebenfalls hier mittheile:

Rom den 25. Julius.

Ich habe, liebes Mädchen, nur wenig Augenblicke noch Zeit und kann also nur ein paar Zeilen schreiben. Aber ich weiß, daß auch diese Dir lieb seyn werden. Wenn Du nur halb so oft

an mich denkst, als ich an Dich und Deine Geschwister, so bin ich gern zufrieden. Unsers Wilhelms Geburtstag werde ich nicht mitfeiern, aber vielleicht den Geburtstag unserer Sophie. Kurz, wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich Euch schon um die Hälfte wieder näher, und es werden dann wol nur noch 3, höchstens 4 Wochen verstreichen, bis wir uns wiedersehen. Das wird ein Fest seyn! Bis dahin bemüht Euch Eurer guten Mutter in jeder Rücksicht Freude zu machen.

Dein
treuer Vater F. G.

Neapel den 1. August 97.

Seit Donnerstag (27. Jul.) bin ich hier, meine Theure, und bin nun — mir schaudert selbst bei dem Gedanken — an 250 Meilen von Dir entfernt. Ich wohne hier dicht am Meer und habe die schönste Aussicht vor mir. Aber sie ist nicht schön für mich! O wenn Du bei mir wärst. Ja dann würde ich alles doppelt schön finden. — Ich bin auf dem Vesuv gewesen, bin herumgewandert in der ehedem verschütteten, jetzt aufgegrabenen Stadt Pompeji, bin in der Solfatara, Hundsgrotte u. s. w. gewesen, bin auf dem Meere umher gefahren u. s. w. Überall begleitete mich Dein Bild. Ich erzähle Dir mit Fleiß nichts von meiner Reise, weil dazu jetzt nicht Zeit ist, nachher aber desto mehr seyn wird. Ich weiß, Dir ist nur daran gelegen zu wissen wie mir's geht. Gottlob im Ganzen recht gut. Ich muß besonders die Freundschaft meiner deutschen Landsleute

rühmen, vornehmlich die Freundschaft unseres N. die mir aus mancherlei Verlegenheiten glücklich herausgeholfen hat. Von allem, so Gott will, mündlich. O wäre die Zeit nur erst da. Ich gestehe aufrichtig, ich bin des Reisens müde und sehe wohl, ich habe mir eine so lange Entfernung von Dir und unseren Kindern leichter vorgestellt. Diese Erfahrung ist auch gut. Ich reise nun gewiß nicht wieder ohne dich.

Rom den 4. August.

Ich konnte den Brief in Neapel nicht endigen, und auch nicht fortschicken, weil erst nach mehreren Tagen eine Post ging. Ich nahm ihn also mit, und kann Dir nun desto froheren Herzens sagen: Es geht zurück. Ich bin Dir nun schon wieder über 30 Meilen näher. Die Reise nach Neapel hat mir viel Vergnügen gemacht, aber sie war doch auch mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden. Kurz — o der Freude — es geht nun zurück! Noch 3 Tage bleibe ich in Rom, dann gehe ich wieder nach Florenz, von da nach Venedig, von dort wieder nach Zürich, wo ich etwa über 3 Wochen eintreffe. Da dieser Brief nun wenigstens auch 3 Wochen zu laufen haben wird, so kannst Du daraus sehen, daß Du nach Empfang dieses Briefes nicht mehr nach Zürich schreibst, weil ich alsdann von dort schon weg und Dir dann vielleicht schon ziemlich nahe bin. — — — — — — Du siehst hieraus, wie ernstlich ich es mit meiner Rückkehr meine. Heute vor 7 Wochen reiste ich aus, und

heute über 5 Wochen bin ich hoffentlich schon bei Dir. Ob es möglich seyn wird, Dir den Tag vorher, wenn auch nur ungefähr bekannt zu machen, wird sich ausweisen, wenn ich erst wieder in Zürich seyn werde.

Florenz den 11. August 1797.

Gottlob, meine Theure, daß ich schon so weit wieder auf der Rückreise bin. Ich bin Dir nun schon zwischen 70 und 80 Meilen wieder näher, als ich es in Neapel war. Aber dennoch — o wie weit bin ich von Euch entfernt und wie viel Tage werden noch vergehen, ehe ich wieder in meinem häuslichen Zirkel lebe und webe. Mich verlangt herzlich darnach. Mein erster und letzter Gedanke an jedem Tage ist Berlin. Nun länger als 4 Wochen wird es doch, so Gott will, nicht dauren. Wenn ich nur erst wieder auf deutschem Grund und Boden wäre! Von hier geht es nun nach Venedig, und von da durch Tyrol nach der Schweiz zurück. Dieser Weg wird sehr beschwerlich seyn, und die Reise auf demselben sehr langsam von Statten gehen, weil ich keinen eignen Wagen habe, und ich also bis Zürich, wo ich den Berlinischen Wagen habe stehen lassen, mit einem Fuhrmann reisen muß. Aber bin ich nur erst in Zürich, dann soll mich nichts mehr halten, und von da muß ich in 10 Tagen in Berlin seyn, wenn ich gleich viele Städte berühren werde, wo ich Bekannte und Freunde habe. Aber meine Ungeduld ist zu groß bald wieder bei Euch zu seyn. Sollte also dieser Brief, wie ich fast vermuthe,

gegen 3 Wochen laufen, so werde ich nicht lange nach ihm ankommen, und dann gebe Gott, daß ich Euch alle recht gesund und heiter treffe. Ach mich beunruhigen oft im Wachen und Träumen traurige Ahndungen! Aber ich will mich gern überreden, daß alles nur ein Spiel meiner Imagination ist. Aber so viel sehe ich doch daraus, daß ich mich selbst nicht recht gekannt habe, wenn ich geglaubt, ich würde eine so lange Trennung geduldig ertragen. Nein — so, so reise ich nicht mehr. Und doch kann ich nicht leugnen, daß diese Reise mir viel Belehrung und viel Vergnügen gewährt hat; bis jetzt glaube ich auch, daß sie für meine Gesundheit sehr vortheilhaft gewesen. Von meinen gichtischen Zufällen hat sich keine Spur gezeigt. Gott gebe, daß ich auch die letzten vier Wochen eben so gesund seyn möge, als ich es nun seither in den ersten 8 Wochen gewesen bin. — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Venedig den 18. August.

— — — — — — — — — —

M***s Krankheit beunruhigt mich sehr und es ist dies eine schlimme Sache für's Gymnasium. Aber wenn ich auch wollte, so könnte ich dennoch meine Reise um nichts mehr beschleunigen, als ich ohnehin schon Willens bin. Denn wenn Du diesen Brief erhältst, der wahrscheinlich nicht über 14 Tage laufen wird, bin ich selbst höchstens noch 14 Tage unterwegs. — — — — O welche Freude, wenn wir uns gesund und munter wieder

zusammen treffen! Und das wird der Himmel ja geben. Um 100 Meilen bin ich Dir nun schon wieder näher. Auch die noch übrigen 150 oder 160 Meilen wird mich Gott hoffentlich glücklich zurücklegen lassen, und mich in meinen häuslichen Zirkel, nach dem ich mich herzlich sehne, heiter zurückführen!» — — — — —

Hierbei befanden sich noch folgende Zeilen an seinen jüngsten Sohn, der damals erst ein halbes Jahr alt war:

An meinen lieben Emil.

Was machst Du, lieber Kleiner? Ich höre Du bist des Nachts noch immer sehr unruhig. Das solltest Du nicht seyn, sondern nach gerade solltest Du Dich zu mehr Ruhe gewöhnen, um Deine liebe Mutter nicht so oft im Schlaf zu stören. Ich hoffe, daß wenn ich komme, Du mich wieder kennen, und mir vielleicht, wo nicht entgegen laufen, doch entgegen kriechen wirst. Grüße, so gut Du kannst, Deine Schwestern und Deine Brüder.

G.

(Briefe, wie die hier geendigten, können vielleicht nur von glücklichen und liebenden Ehemännern und Vätern mit einiger Theilnahme gelesen werden. Für diese Gattung von Lesern gebe ich auch den folgenden, der, wie man sieht, neun Jahre früher geschrieben wurde.)

Dessau. 1. August 1788.
Abends um 8 Uhr.

Endlich, mein theures Weib, brauch ich mich nicht bloß damit zu begnügen, an Dich zu denken, ich habe oder nehme wenigstens einen Augenblick Zeit, um Dir schriftlich zu sagen, daß ich unzähligemal an Dich gedacht. Ach, mit schwerem Herzen reist' ich am Mittwoch ab, und meine Seele war in Charlottenburg, indessen der Körper sich auf dem Postwagen durchschütteln ließ.

— — — — — — — — — —

— — — Übrigens sind wir gesund und vergnügt, obgleich die Sehnsucht nach Dir oft mein Vergnügen stört. Doch das ist eine süße süße Störung. Ich glaube daß eine solche Trennung auf einige Wochen, so schwer sie dem Herzen ankömmt, doch auch manches Gute hat. Nun fühlt man doppelt wie werth man sich einander ist, und selbst die bange Sehnsucht hat doch etwas unbeschreiblich Süßes. Und nun die Freude des Wiedersehns! O meine theure liebe Wilhelmine, jetzt fühl' ich es recht, wie unentbehrlich Du mir zu meiner Glückseligkeit bist. Ich mögte diese bange Sehnsucht nach Dir und unsern lieben Mädchen um alles in der Welt nicht missen. —

— — — — — — — — — —

— — — Ich freue mich zum Voraus wie ein Kind, auf den ausführlichen Brief, den ich von Dir in Braunschweig gewiß schon zu finden hoffe. Schreib mir ja recht genau was unsre Kinder machen.

Nun lebe wohl, gutes, liebes, vortreffliches Weib. O wenn Du wüßtest, wie lieb ich Dich habe! wie theuer mir jeder Gedanke an Dich ist! Noch einmal, lebe wohl.

Dein Gedike.

II.

Einige Briefe an Gönner und Freunde nebst Fragmenten vermischten Inhalts.

Berlin. 24. Jun. 1785.

Ich höre, mein theuerster Freund, von Hrn. N., daß Ihre Gesundheit sehr zerrüttet ist. Er hat mir wirklich sehr bange gemacht. Gebe der Himmel, daß seine Nachrichten wenigstens übertrieben seyn mögen. Nie, mein theurer S., habe ich es so sehr empfunden, wie sehr ich Sie liebe. In der That hab' ich unter allen meinen auswärtigen Freunden keinen, der meinem Herzen in dem Grade werth wäre, wie Sie. Eilen Sie daher, wenn Sie können, mich aus meiner ängstlichen Besorgniß zu reißen, und sagen Sie mir wenigstens, daß Ihre Krankheit so gefährlich nicht ist, als mir Hr. N., der mit mir sehr viel Antheil daran nimmt, es beschrieben. — Sie strengen sich wirklich zu sehr durch Arbeiten an. Ich glaube, daß Ihnen nichts nützlicher seyn würde, als eine etwas längere Reise. Mögte dann doch ein guter Genius Ihnen den Gedanken in den Sinn geben,

hierher in unsere Gegenden zu kommen. Welche Freude sollte das für mich seyn!

Hier übersende ich Ihnen die 3 letzten Stücke der Monatsschrift, April, Mai und Junius. Den März werden Sie wohl, nebst einem Briefe von mir, durch den jungen S. erhalten haben. Die in beiliegenden Blättern angekündigte Unternehmung wird gewiß Ihren Beifall haben, und ich brauche Sie daher nicht erst aufzufordern sich wie und wo Sie können dafür zu interessiren. Ein so seltner Fürst als Herzog Leopold und ein so seltner Fürstentod sind wahrlich der Verewigung werth. Die Fürsten, die wie er so gern den Fürsten vergessen, um ganz Mensch zu seyn, sind so einzig, daß man das Andenken derselben nicht eifrig genug zu erhalten bemüht seyn kann, damit auch andre Fürsten sich an einem solchen Muster spiegeln. Es würde nützlich seyn, wenn Sie wenigstens einen Auszug aus der Ankündigung in Ihre gelehrte Zeitung rücken ließen, noch nützlicher, wenn Sie öffentlich und privatim den Plan durch Ihre Empfehlung und Mitwürkung unterstützten.

Ich erwarte bald Nachricht von Ihrem Befinden. Bis dahin ist jede Erinnerung an Sie für mich mit Besorgniß und Unruhe vermischt. Leben Sie wohl, mein Theuerster, und behalten Sie mich lieb.

Fr. Gedike.

N. S. Der Brief war geschrieben, als ich aus S — Hause die unvermuthete Nachricht er-

hielt, Sie würden eine Reise machen, sich einige Tage auch hier aufhalten, und — bei M** logiren. So äußerst angenehm und erwünscht mir der erste Theil dieser Nachricht war, so unangenehm war mir der zweite. Womit, mein theurer Freund, hab' ich es verdient, daß Sie mich so vorbeigingen, und nicht wenigstens bei mir anfragten, ob ich Sie logiren könnte? Allerdings konnte ich's, und welche Freude wäre das für mich gewesen! Freilich werde ich Sie sprechen, aber ich werde Sie nur wenig genießen, wenigstens zu wenig für meine Freundschaft für Sie. In der That, Sie haben mich dadurch betrübt, und Sie mögen nun selbst zusehen, wie Sie es gut machen.

---

*) Ew. Excellenz überreiche ich ehrerbietigst meine Einladungsschrift zu dem öffentlichen Examen unsers Gymnasiums, mit der Versicherung, daß es für Lehrer und Lernende eine sehr erwünschte Aufmunterung seyn würde, wenn Ew. Excellenz uns mit Ihrer Gegenwart beehren wollten.

Bei dieser Gelegenheit vergönnen Ew. Excellenz mir, mein Herz vor Ihnen auszuschütten. Ich darf mir bisher schmeicheln, daß mich Ew. Excellenz

*) Dieser Brief ist an den jetzt vergessenen Minister von Wöllner. Die Sache spricht für sich, daher hier nur so viel: Auf eine kurze, sehr kurze Zeit, konnte W. damals wol verkannt werden, doch sein Verdienst siegte gar bald.

H.

Excellenz Ihres Vertrauens nicht unwürdig fanden, und eben darauf baute ich meine Hoffnung, daß, wenn überall des Königs Majestät einige Notiz von mir nehmen, der Monarch wenigstens keine geradezu nachtheilige Idee von mir haben könnte. Ew. Excellenz können sich also leicht einen Begriff von der Empfindung machen, in die mich die mich betreffende ungnädige Äußerung in der neulichen Kabinetsordre gesetzt hat. Wie könnte es mir auch gleichgültig seyn, daß der König eine nachtheilige Idee von mir hegt. Ich bin Ehemann und Vater von 4 kleinen Kindern. Mehr brauche ich nicht zu sagen, um Ew. Excellenz fühlen zu lassen, wie beunruhigend eine solche Äußerung meines Königs für mich seyn muß. Ich darf mich ohne Stolz rühmen, daß ich alle meine Amtspflichten bisher mit rastlosem Eifer und nicht ohne Erfolg erfüllt habe, und ich hoffe, daß Ew. Excellenz mir selbst diese Gerechtigkeit werden widerfahren lassen. Ich leugne nicht, (denn Ew. Excellenz würden mich verachten, wenn ich heucheln wollte,) daß meine Überzeugung von den Überzeugungen der Herrn Hermes und Hilmer in mehreren Punkten abweiche. Aber ich habe doch auch von dieser Seite mich stets vor aller Unbehutsamkeit gehütet, und nur dann meine Überzeugung geäußert, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Ich sehe es daher auch als eine Wohlthat für mich an, daß ich bei künftigen Kassationsfällen nicht mit votiren soll, weil ich dadurch der Gefahr entgehe, mir neue Äußerungen der Ungnade meines

Königs und meines Departementschefs zuzuziehen. Aber da ich mir bewußt bin, ein treuer Unterthan und ein gewissenhafter thätiger Diener des Königs zu seyn, so muß ich, wenn ich nicht ganz muthlos werden soll, natürlich wünschen, daß der Monarch eine bessere Idee von mir erhält. Aber durch wen könnte er sie besser erhalten als durch meinen Chef, der am besten wissen muß, ob ich ein des Schutzes und der Gnade des Königs unwürdiger Mensch bin. Mit dem Bewußtseyn meiner Redlichkeit appellire ich daher an Ew. Excellenz Gerechtigkeit, und beschwöre Ew. Excellenz bei irgend einer schicklichen Gelegenheit des Königs Majestät eine minder nachtheilige Idee von mir beizubringen. Wie das geschehen könne, werden Ew. Excellenz besser als ich beurtheilen. Ich setze aber dabei freilich voraus, daß Ew. Excellenz selbst Dero gnädige Gesinnungen gegen mich, wovon ich so viele Proben erhalten, nicht geändert haben, und ich darf dies um so weniger fürchten, da ich mir keiner Veranlassung von meiner Seite dazu bewußt bin, und ich habe zuviel Vertrauen in Ew. Excellenz Denkungsart, um zu befürchten, daß es meinen etwanigen Feinden und Verläumdern gelingen könnte, Ew. Excellenz gegen mich zu erbittern und mir Ihre Gnade und Zutrauen zu rauben, deren ich vielmehr auch jetzt noch immer würdig zu seyn, hoffen darf.

Aus einem Briefe an eine Freundin, vom Jahre 1783.

— — Gerade diese längst gewünschte Offenherzigkeit, daß Sie von meinen Fehlern reden, hat mich sehr gefreut. Nur erlauben Sie mir ein paar Worte darauf zu erwiedern. Sie tadeln an mir Mangel an Theilnahme in Gesellschaften und Heftigkeit des Charakters. In Ansehung des ersten Fehlers thun Sie mir Unrecht. Bin ich gleich in zu großen Gesellschaften, und unter mir nicht genugsam bekannten Personen etwas kalt und zurückhaltend, so bin, oder vielmehr so war ich doch sonst immer in dem kleineren Cirkel von Menschen, die ich kannte, so offen und theilnehmend als irgend einer. Daß ich auch dies jetzt nicht mehr bin, oder mich häufig nur stelle es zu seyn, ist nicht meine Schuld. Und daß ich ehmals in den Gesellschaften, wo ich mit Ihnen zugleich war, zu wenig an der übrigen Gesellschaft Theil nahm, sollte Sie doch am wenigsten befremden, da Sie ja wissen — — — — — — — —

In Ansehung des zweiten Fehlers haben Sie Recht, wenn Sie darunter eine vielleicht zu große Lebhaftigkeit verstehen, mit der ich alles empfinde, Freude und Leid. Noch hab' ich es nicht dahin gebracht, beides mit Gleichmuth und Gelassenheit zu tragen, und ich gestehe, daß mein Herz in mancher Rücksicht ein Spiel des Sturms der Leidenschaften ist. — — Wenn Sie indessen unter jener Heftigkeit eine beständig aufwallende Empfindlichkeit verstehn, o so thun Sie mir Unrecht.

Diese Heftigkeit ist nicht die meinige, und daß sie es nicht ist, davon mag Ihnen das Beweis seyn, daß ich noch nie einen Freund, der einmal wirklich mein Freund war, wieder verlor, welches bei jener Heftigkeit doch unvermeidlich gewesen seyn würde. Von meiner frühsten Jugend an hatte ich das Glück, überall Freunde zu finden, und vielleicht hat kein Mann in Berlin so viele warme Freunde als ich. Die Freundschaft hat seit jeher mich mit ihren schönsten Früchten belohnt. — —

---

*) Ew. Excellenz soll ich die Bittschrift des Professors H... unterthänigst überreichen. Ich bitte dabei zugleich um Erlaubniß, mein eigenes Gesuch unmittelbar daran zu knüpfen. Ew. Excellenz haben mir bei meiner langen Krankheit eine Theilnahme bewiesen, die meinem Herzen stets unvergeßlich seyn wird, und mich auf immer zu der wärmsten Dankbarkeit verpflichten würde, wenn ich nicht schon ohnehin so viel Aufforderung und Beweggründe dazu hätte.

Ich bin jetzt so weit wieder hergestellt, daß ich sagen darf, ich bin nicht mehr krank, aber leider geht es mit dem Sammeln neuer Kräfte sehr langsam. Besonders wird mir das Gehen noch sehr schwer.

Ew. Excellenz erinnern sich vielleicht, daß ich

---

*) An den von G. stets hochverehrten Minister von M., der sich für G. sehr geneigt bewies, da er dessen Verdienste genau kannte.

schon vor meiner Krankheit den Wunsch äußerte, zur Stärkung meiner Gesundheit, die ich wirklich schon lange vorher geschwächt fühlte, im nächsten Sommer eine geschäftslose Reise auf einige Monate machen zu dürfen. Was damals nur Wunsch war, ist jetzt gewissermaßen Bedürfniß geworden. Wenigstens versichert mein Arzt, der Geheimerath H., daß dies das einzige und wirksamste Mittel seyn werde, um wieder zu Kräften zu kommen. Ich gestehe nun zwar, daß es mir sehr wehe thut, auch noch im Sommer mich meinen Geschäften entziehen zu müssen, nachdem meine Krankheit mich einen großen Theil des Winters denselben entzogen. Aber ich darf hoffen, nach meiner Rückkehr mit verdoppelter Kraft wieder an und in die Geschäfte zu gehen, da ich vorher vielleicht mit dem Gefühl der Schwäche zu kämpfen haben würde.

Mein Wunsch wäre, mit dem Professor H., dem Ew. Excellenz, bei Gelegenheit seiner Ablehnung des Rufs nach D., zu einer solchen Reise Hoffnung gemacht, mich zu vereinigen, und mit ihm eine Reise nach wärmeren Gegenden, vorzüglich nach einem Theil von Italien zu machen. Er ist mein Freund, und ich könnte mir nicht leicht einen besseren Reisegesellschafter wünschen, ja ich würde ohne eine solche Gesellschaft den ganzen Plan aufgeben müssen, so daß ich in der That, wenn Ew. Excellenz das Gesuch des Professor H. gewähren, die Gewährung zugleich als eine mir selbst mittelbar erwiesene Wohlthat ansehen kann.

So viel ich weiß, hängt die Reisepermission

des Professor H. bloß von Ew. Excellenz ab. Ob, wie ich wünschte, auch die meinige, oder ob ich verpflichtet wäre, sie immediate zu suchen, werden Ew. Excellenz am besten beurtheilen, und mich darüber zu belehren, die Gnade haben. Als ich vor acht Jahren eine ähnliche Reise auf drei Monate machte, hielt der Herr Minister von W.. es für hinreichend, mir aus dem Staatsrath eine Reisepermission zu ertheilen. Sollten jedoch Ew. Excellenz es für nothwendig halten, daß ich immediate einkäme, so werde ich Seiner Majestät zugleich ein Attestat des Arztes über die Nothwendigkeit einer solchen Reise beilegen. Obgleich ich übrigens auf dieser Reise mir die Stärkung meiner Gesundheit zum Hauptgeschäft machen würde, so würde es mich doch selbst interessiren, überall so viel als möglich auf den Gang der öffentlichen Erziehung in den Gegenden, die ich besuchen würde, aufmerksam zu seyn, und Nachrichten über die Verfassung auswärtiger Universitäten und Schulen zu sammeln, die vielleicht einiges Interesse, vielleicht selbst einigen Nutzen haben könnten.

Fragment der Inschrift, welche in dem Knopfe der Marienkirche zu Berlin verwahrt liegt.

Heil und Segen diesem Werk!

Der Thurm

Der von der Jungfrau Maria genannten Kirche

Einst erbaut im dreizehnten Jahrhundert

N. C. G.

Mehrmals vom Blitz getroffen
Und mehrmals wieder aufgebaut, zuletzt MDCLXVI
Erhebt sich nun wieder mit neuem Glanz.

Denn wankend und den Umsturz drohend
Schreckt' er die Stadt.
Da hieß niederreißen
Den schwankenden Theil
Der Vater des Vaterlandes
König Friedrich Wilhelm.
Und daß nicht seine Zierde die Stadt verlöre
Baut' er auf eigne Kosten wieder empor
Den verstümmelten Thurm
Durch die geistvolle Kunst
Seines Baumeisters Langhans.

Das Werk begann
In dem von allen je entflohenen Jahren merkwürdigsten
MDCCLXXXVIIII.
In welchem Jahr
Der Franken Volk
Das länger nicht mehr erträgliche Joch
Kühn abwarf
Und von unglaublicher Freiheitswuth ergriffen
Den Thurm
Der Bürger Schrecken
Aller Völker Abscheu
Rasch niederriß,
Durch Recht und Unrecht hinstürzend
Von Grund aus Alles durch einander warf,
Mit zu heftiger Neurungssucht
Die alte Verfassung gänzlich vernichtete

Und die Trümmer mit Bürgerblut befleckte;
Mit neuen Fittigen plötzlich empor fliegend
Zu ätherischen Freiheitslüften
Und der Königlichen Würde Grabhügel
Bestreuend mit Lilien.
In eben diesem Jahr
Trug Galliens Beispiel,
Stärker als der Blitz,
Wie einst des Leichtsinns so nun der Empörung
Fackel voran bei allen Völkern.
Zwar hie und da
Verlosch sie bald durch guter Fürsten Sorge,
Doch lodert anderswo sie desto heftiger.
Die Zügel Oestreichs zerriß
Ungeduldig der Belgier Volk.
Seine uralten Rechte fordert wieder
Lüttich
Dessen Bischof unverjagt entfloh.
Indeß erschütterte Waffengeräusch
Europens Länder
Welche der Nord und Ost durchstreicht u. s. w.

Übersetzung.

Quod bonum faustum felixque sit.
Turris
Templi quod a Maria virgine nomen habet
Aedificata olim
Seculo decimo tertio
P. C. N.
Saepius percussa de coelo
et iterum iterumque refecta

postremum anno MDCLXVI
Resurgit iam
novo splendore.
Labans enim atque ruinam minitans
terruerat urbem,
tum
demoliri jussit
partem nutantem
Pater patriae
rex
Fridericus Wilhelmus,
et,
ne suo privaretur urbs decore,
restauravit
suis suintibus
truncatam turrim
ingenio et arte
Langhansii
Architecti regii.

Coeptum est opus
anno
Omnium qui unquam effluxere
maxime memorabili
post Christum natum
MDCCLXXXVIIII.
quo anno
Gallorum gens
Iugum non amplius tolerabile
excussit audacter
etc.

Um Raum zu sparen, wurde von der etwas ausführlichen Inschrift nur eine Probe gegeben, die indeß G's nicht unglückliches Streben nach der Energie des Lapidarstyls bezeichnen kann. Kürzer und nicht minder anziehend ist seine Inschrift zu Büschings Denkmal:

Hier im Schooß der Erde
Schlummert ihr Beschreiber
D. Anton Friedrich Büsching,
geb. d. 27. Sept. 1724. gest. d. 28. Mai 1793.
Seines Lebens Blüthe welkt nimmer.
Seiner Arbeit Früchte reifen für die Ewigkeit.
Sein Denkmal sind seine Werke und seine Schüler.
Nur ihrer Liebe setzte dieses Denkmal
seine weinende Gattin.

III.

Fragmente aus einem Reisetagebuch *).

Vom 16ten Junius 1789 bis 1sten August machte ich eine gelehrte Reise durch Deutschland. Der Zweck war vornehmlich das Universitätswesen kennen zu lernen, sowol die Einrichtung jeder Universität, als auch die Professoren, besonders solche, auf die einmal bei Vakanz auf Preußische Universitäten reflektirt werden konnte, damit man gewiß voraus wüßte, was der Mann für eine Gabe des Vortrags habe, und nicht etwa, wie sonst wol in andern Ländern geschehen, einen Mann riefe, der zwar als Schriftsteller berühmt und bekannt, dabei aber doch ein schlechter Docent wäre. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Donnerstag den 18. und Freitag den 19. Julius in Helmstädt. Gleich nach Tische gingen wir zum Abt H., der uns sehr freundschaftlich aufnahm, und mir viele Nachrichten von der dortigen Uni=

*) Schade, daß oft das Interessanteste desselben zu persönlich beziehend ist, um gedruckt werden zu können.

versität mittheilte. Wir gingen Nachmittag mit ihm aus und besahen das öffentliche Akademie-Gebäude oder das Juleum. Auf der Mauer des Kirchhofs zur Universitätskirche hat der ehemalige Helmstädter Abt Hermann von der Hardt Steine mit allerlei seltsamen Inschriften und Sinnbildern einmauren lassen, z. B.

H. L. (Henricus. Leo.)
Hier die Figur eines Löwen.
U. X. u. s. w.

Seine Absicht war, die Antiquare der Nachwelt irre zu führen, die diese Steine für antik halten sollten. Er freute sich darauf schon im voraus, wenn er aus seinem Fenster auf den Kirchhof sah, und bemerkte, mit welcher Aufmerksamkeit man diese Steine betrachtete. Wir besahen das anatomische Theater, welches nur klein ist. Es bekömmt auch nur wenige Kadaver. An den Wänden hängen schöne anatomische Zeichnungen. Auch sieht man hier das Bild und Skelett eines ehmaligen ungeheuren herzoglichen Heidukken. Hr. Professor B. als Bibliothekar zeigte uns die Bibliothek. Sie soll 20,000 Bände stark seyn, ich glaube fast weniger. Sie hat viele zu den Incunabulis gerechneten Werke. Wir besahen eine alte lateinische und eine deutsche Bibel, beide ohne Ort und Jahrzahl. Ferner das seltene Jesuiterbuch: Imago primi seculi, voll bedeutender und merkwürdiger Symbole u. s. w. Neuere Werke sind wenig. — — — — In der Manuscriptkammer sind manche schöne griechische und lateinische Codices,

z. B. ein *Cicero, Livius*. Auch sind hier manche andere kleine Merkwürdigkeiten. Von Reliquien unter andern Luthers Trauring. Es sind eigentlich zwei Ringe, die aber so genau an einander hängen, und in einander fassen, daß sie wie einer aussehen. Aber bei der Trauung konnte Bräutigam und Braut jeder seinen Finger beringen, und die beiden Ringe hingen dann fest an einander. Auch Luthers herrliches Bildniß von Kranach. — — — — Um 4 Uhr ging ich zum Hofrath Beireis, um einige seiner vielen Merkwürdigkeiten zu sehen. Er hat eine Sammlung von Naturalien, Kunstsachen, Gemälden, Kupferstichen, Münzen, chirurgischen und physikalischen Instrumenten, anatomischen Präparaten, und endlich mehrere alte Drucke. Unter seinen Mineralien sind höchst schätzbare und seltene Stücke. — Er besitzt eine Rechenmaschine von Hahn. Es ist ein Cylinder, von ohngefähr 1 Fuß im Diameter und etwa ½ Fuß hoch. Drei Reihen von Scheiben geben die Zahlen von den Einheiten bis zu 10 Millionen. Er selbst sagte, — daß er nächstens mit einer neuen Rechenmaschine auftrete, die alle, auch die schwersten Rechnungsarten, lösen solle, vornehmlich alle Proportionsrechnungen. Nun zeigte er uns seine berühmte Uhr, die von selbst an zu schlagen fängt, wenn man dem über ihr stehenden Bildniß der Diana gegenüber von der linken zur rechten Hand mit dem Finger durch die Luft fährt. Und sie schlägt so oft als man will; wenn Beireis nämlich die bestimmte Zahl weiß, wiewol

er erzählte, Prinz Heinrich habe einmal die Zahl für sich in Gedanken bestimmt, und dennoch sey es eingetroffen. Die Kraft durch die er es bewirkt, sey für jetzt ein Geheimniß; es sey aber für jetzt schon die achte Kraft; Elektricität, Magnetismus habe er schon gebraucht. Die gegenwärtige Sache ist offenbar — —. Immer berührte er die Uhr vorher, so daß er also das Schlagen durch irgend ein Ressort verursachte. Ein paarmal, da er die Uhr nicht vorher berührt hatte, fuhr ich mit dem Finger durch die Luft, ohne daß ein Schlag erfolgte.

Ferner zeigte er uns ein erst kürzlich aus Hamburg acquirirtes Gemälde, von Raphael: Jesus und Johannes als Knaben spielend, bei welcher Gelegenheit er alle Raphaele in Deutschland für bloße Kopien erklärte, namentlich die in Dresden. Dies Gemälde ist allerdings vortrefflich, voll Ausdruck und schöner Natur, und ganz in Raphaels Manier. Ob aber Original oder Kopie kann ich nicht bestimmen. In dem Hamburger Katalog stand es wirklich als ein ächter Raphael angegeben. Der vorige Besitzer soll sich viele Jahre in Italien aufgehalten und bei der Gelegenheit auch das Gemälde acquirirt haben. Er hatte noch andere schöne Gemälde. — Auch zeigte er ein nettes Gemälde auf Spinnwebe. — Er behauptete, er müsse, um die Logik gut zu lesen, durchaus schöne Gemälde und Kupfer sammeln. Darauf zeigte er mehrere alte Drucke, unter andern einige Bücher, die gar schon mit einer frü-

heren Jahrszahl vor Erfindung der Buchdruckerei, vermuthlich aus Scherz, bezeichnet waren. — Auch ein paar sinesische und japanische Bücher, die er wenigstens halb und halb zu verstehen vorgab.

Darauf die Vaucansonschen Automate, an denen gerade itzt die bekannten geschickten Mechaniker, die Gebrüder Bischof aus Nürnberg, die Beireis ausdrücklich dazu hatte kommen lassen, arbeiteten, um manches wieder in den Stand zu setzen, vornehmlich um einige neue Walzen für Flötenspieler zu machen. Das zweite und besonders künstliche Automat ist eine Ente. Beireis versicherte uns, daß er in der Logik besonders das Organ der Erfindung sehr praktisch bearbeite und seine Schüler würklich durch seinen Vortrag in den Stand gesetzt würden, die schwersten Erfindungen nachzuerfinden, so wie es ihm durch Metaphysik gelungen sey, verrückte Menschen wieder vernünftig zu machen.

Beireis ist unstreitig ein sehr gelehrter Mann, er wird als praktischer Arzt außerordentlich gerühmt. Dabei ist er der fleißigste Professor vielleicht in ganz Deutschland, indem er wol zuweilen 12, wenigstens 10 Kollegia ließt. Denn er ließt nicht nur alle medicinische Kollegia, sondern auch philosophische, ferner Physik, und mehrere kameralistische Kollegia, wie er denn unter andern gerade itzt sich anheischig gemacht hatte, einem jungen Kavalier mehrere Jahre hintereinander kameralistische Privatissima zu lesen, der zu dem Ende, und um gleich alles in Ausübung bringen zu können,

dort ein kleines Gut gepachtet hatte. Schade ist es, daß der wirklich verdienstvolle Mann — — — — — — Auch spricht er von andern Gelehrten ohne gehörige Anerkennung, kurz es ist zu bedauren daß der Mann — — — —

Am 5ten Julius. Nach 5 Uhr Abends verließen wir Darmstadt. Der Boden erhebt sich allmählig. An beiden Seiten erblickt man schon kleine Berge. Man fährt auf einer schönen geraden Chaussee. — Schöne, dicht belaubte Nußbäume stehn rechts in der unübersehbaren Ebene, und links erblickt man den mit Nadelholz dicht bewachsenen Berg. Hinter dem Flecken Zwingenberg wird die Bergstraße erst recht schön. Jetzt sind die Berge größtentheils nicht mehr mit Tannen sondern mit Weinreben besetzt. Zur Rechten hat man die schönste Aussicht, wie in einen fortlaufenden Garten. Fast alle Viertelstunden ein Dorf.

29ste Station von Darmstadt nach Heppenheim 3½ Meile. Kurz vorher eh wir ankamen ein Gewitter, das uns hier zwischen Bergen die herrlichste Scene gewährte. Um 9 Uhr erreichten wir Heppenheim, und entschlossen uns die Nacht hier zu bleiben. Es regnete die ganze Nacht. Indessen fuhren wir um 4 Uhr ab.

30ste Station von Heppenheim bis Manheim. Es regnete beständig. — Eine kleine Stunde vor Manheim fängt eine schöne schnurgerade Allee an, an deren Ende man über eine Schiffbrücke von 20

Schiffen

Schiffen über den Nekkar fährt. Um 8 Uhr kamen wir in Manheim an. — Eine halbe Station von der Stadt ergießt sich der Nekkar in den Rhein. Die Stadt ist stark befestigt, äußerst regelmäßig gebaut, sehr gut gepflastert, und reinlich. Da fast alle Häuser nur zwei Stock hoch, so wird der Anblick zu einförmig. Viele schöne Plätze, besonders der Markt und Paradeplatz. Neben dem letztern logirten wir im Prinzen Karl, einem recht guten Gasthofe. Auf dem Platz steht ein recht schöner Springbrunnen, der aber nicht geht. Gegen 10 Uhr besuchten wir den Buchhändler * *. Ich hatte mir für meinen Aufenthalt etwas mehr Gefälligkeit von ihm versprochen. Er war mir zu trocken und zu kalt. Darauf besahen wir die Jesuiterkirche, ein überaus schönes und prächtiges Gebäude; besonders macht die Kuppel einen großen Eindruck. — Den Schauspieler Iffland trafen wir nicht zu Hause. Die Gespräche an der Wirthstafel betrafen des Kurfürsten kürzlich erfolgte Rückreise nach München. Damals war Manheim sehr öde und tod gewesen. Die Aussprache des Wirths und einiger Gäste machte uns doch viel Mühe. Nach Tische besuchte mich der Schauspieler J**. Er ist nicht groß, sondern etwas untersetzt. Sein Äußeres nimmt gleich für ihn ein, er zeigt viel Feinheit. Ein vortreffliches Mienenspiel. Er spricht sehr lebhaft und mit vielem Verstand. Er begleitete uns nach dem Antikensaal. Eine herrliche Sammlung von Abgüssen römischer und florentinischer Antiken. Sie standen in großer Unordnung,

weil sie beständig von den jungen Künstlern genutzt werden, von denen auch mehrere Kopien da waren. Einige der vorzüglichsten: Laokoon, der sterbende Gladiator, Jupiter tonans, Herkules u. s. w. Nun zeigte uns J** das Innere des Komödienhauses. Es ist von großem Umfang. Es wird nur 3 Mal in der Woche gespielt. Der Kurfürst giebt dem Theater 9000 Fl. Das Manheimer Publikum ist ganz enthusiasmirt für das Schauspiel. Auch kommen Zuschauer aus den vielen ansehnlichen benachbarten Städten. Zu unserem Leidwesen wird gerade diesen Tag nicht gespielt. — Das Theater selbst hat nichts Ausgezeichnetes. Desto schöner ist der in eben dem Gebäude befindliche Concert- und Redoutensaal. Das Schloß in Manheim ist äußerst weitläuftig. Es nimmt die ganze Breite der Stadt ein, durch das Corps de Logis und die Seitenflügel führt ein breiter Corridor. In den unzähligen Zimmern dieses Schlosses ist kein einziges Gemälde von Friedrich 2. Wir besahen das Schloß der Bildergallerie in 9 Zimmern. Schöne Stücke von van der Werft, Wouvermann, Teniers, zwei vorzüglich schöne Köpfe von Balthasar Denner. Aber alles vergißt man gegen die vor einigen Monaten mit einer Leibrente erkaufte heilige Familie von Raphael.

Darauf besahen wir das physikalische Kabinet. Der Aufseher, Rath H., war abwesend. Es ist ein sehr reicher Apparat von Instrumenten aller Art. Vorn ein großer elektrischer Apparat. Besonders ist das meteorologische Kabinet merk-

würdig. Das Zeughaus ist zwar von großem Umfang, aber es sieht wie ein Wohnhaus aus. Es hat nichts erhabenes und nichts großes in der Bauart. Endlich besahen wir das Observatorium, ein Achteck 108 Fuß hoch. Es liegt auf einem schönen Platz hinter dem Schloß. Ein Franzose hat jetzt die Interimsaufsicht, ein sehr gefälliger, unterhaltender, und zugleich sehr lebhafter Mann. Die Aussicht auf der obersten Gallerie ist unvergleichlich. Wir konnten Worms, Speier, Heidelberg liegen sehn. — — Auf dem Observatorium waren viele schöne Instrumente. Das Dach des Observatoriums ist beweglich, und kann, je nachdem es die Observation erfordert, ganz oder zum Theil zurückgeschlagen werden. — — — — — — — — — — — — — — —

Stuttgard. — — — — Ferner besuchten wir den bekannten Schubart, der mich mit außerordentlich übertriebenem Enthusiasmus empfing. Sein Äußeres ist nicht angenehm. Das Gesicht ist ausdrucksvoll. Der Kopf ist aufgedunsen. Er lebt übrigens itzt in einer guten Lage. Außer seiner Pension vom Herzoge hat er immer sehr gute Revenüen von seinem Zeitungsblatte: die deutsche Chronik. Er ist ein großer Musikus. Er sang uns mit gewaltigem Baß verschiedene neuerlich von ihm componirte Kriegslieder vor. Er will itzt, wie er sagt, die Brandenburgische Geschichte in eine Epopee bringen!! Er sprach mit großem Enthusiasmus und Dankbarkeit von unserem König und vom Minister Herzberg. Ich mußte nolens

volens mit ihm eine Bouteille Wein trinken. Wegen seiner excentrischen Lebensart sind freilich die Stimmen über ihn in Stuttgard sehr getheilt.

— — — — — — — — — —

Um 5 Uhr früh verließen wir Stuttgard. Gleich hinter Stuttgard erhebt sich ein gewaltiger Berg, den wir hinauffuhren, und von dem wir eine herrliche Aussicht nach der Stadt hatten. Um 7 Uhr erreichten wir Eferding, wo wir an zwei Stunden bei dem berühmten Pfarrer Hahn *) zubrachten. Er hat in seinem Blick viel Denkendes und Spekulirendes, ist übrigens freundlich und gefällig ohne zuvorkommend zu seyn. Er zeigt seine Sachen ohne alle Pralerei. Er hat zwei seiner Söhne schon zu Gehülfen gezogen. Außerdem hat er noch zwei Gesellen. Ich kaufte ihm eine Uhr für 8 Karolin ab. Wir sahen bei ihm verschiedene neue Erfindungen von Wagen, die sehr genau wälzen; ferner eine große Uhr mit dem kopernikanischen System auf der einen und mit dem Erdsystem auf der andern Seite. Noch ist das Werk nicht fertig. Der Mechanismus ist höchst simpel, wie überhaupt in allen seinen Arbeiten nur wenig Räder. — Ich fand in seinen Reden gar nicht das Schwärmerische und Pietistische, das andere an ihm bemerkt haben, vielmehr äußerte er sich ein paarmal sehr freimüthig. — — — — —

— — — — — — — — — —

Nürnberg den 16ten Julius — — — —. Die

*) Durch Schubarts Biographie besonders bekannt.

Straßen sind ziemlich breit, sie gehen aber zuweilen in die Höhe. Die Häuser im alten Geschmack, doch auch viele gute Häuser. Manche bemahlt. — Wir besuchten das Lesekabinet, dessen Einrichtung wie die des Stuttgardschen ist. Von hier nach dem Rathhause. Ein großes, antiques Gebäude. Um das Ganze geht ein bedeckter Gang umher. Der Rathssaal ist sehr groß. Wir sahen einige Rathsherrn in ihrer uns auffallenden Tracht umherspatzieren. — Wir sahen ferner mehrere Zimmer des Rathhauses in denen manche schöne Gemälde von Dürer sind, vorzüglich ein Adam und Eva. — In einigen Zimmern hängen Portraits von mehreren alten Kaisern in ihrer ganz kaiserlichen Tracht. Von hier gingen wir nach der Homannischen Offizin. Es gingen nur zwei Pressen; etwa 5 Arbeiter liefern täglich 300 Abdrücke. — Die Illuminirer wohnen in der Stadt zerstreut. Von hier gingen wir auf die Reichsveste, von wo man eine schöne Aussicht nach der Stadt hat. Auf der andern Seite übersieht man das sogenannte Knoblauchsland, eine sandige Strecke, die aber itzt angebaut ist. Die Felder werden wol 5 bis 6 mal in jedem Jahre genutzt. Es wird hier sehr viel Gemüse gebaut. Man sieht von der Reichsveste herab Dorf an Dorf. — — — — — — — Darauf besahen wir die in einem alten Kloster aufgestellte Bibliothek. Wenig neue Bücher, aber viel alte Drucke. Hier ist ein merkwürdiger alter Globus, der im Anfange der Entdeckung von Amerika gemacht seyn muß. Nun

machten wir einen angenehmen Spaziergang über die Reichsveste um einen Theil der Stadt zu der sogenannten Hallerwiesen, einer schönen Promenade an der Pegnitz. Darauf in den Klub am Schießgraben, es herrscht hier wirklich ein ungezwungener Ton. — — — — — — — —

Bamberg. Die Stadt ist groß und ziemlich gut gebaut. Wenigstens viel schöne Häuser. Eine Menge Kirchen. Wir gingen auf eine halbe Stunde in die Pfarrkirche hinein die ganz erleuchtet und ausgeschmückt war. Es war gerade hier die Anbetung, die alle Woche von einer Kirche zur andern geht. Eine große Menge Menschen. Ein ekelhaftes Geplärr. Die Priester schrieen vor und das ganze Volk plerrte nach, und immer dasselbe *). — Hier fand ich N****s Bemerkung von gewissen Physiognomien sehr wahr. — Von hier gingen wir nach dem Schloß, das gar keine regelmäßige Gestalt hat. — Besser gefiel uns das herrliche Benediktiner-Kloster auf einem Berge, von welchem man eine vortreffliche Aussicht über die Stadt hat. — Die Kirche des Klosters ist geschmackvoll. Auf dem Wege begegnete uns eine kleine Prozession mit dem Venerabile auf dem Markt. Die Hauptwache präsentirte das Gewehr und kniete nieder. — — — — — —

Am 23. Jul. von Gotha nach Schnepfenthal.

---

*) In unserer nicht eben scherzhaften Zeit mögte vielleicht eine Parallele zwischen dieser Stelle und Mortimers Schilderung im ersten Akte der Maria Stuart nicht ohne Interesse seyn.
H.

Der Weg ist zum Theil voll Morast und voll Löcher. Das Hauptgebäude des Salzmannischen Instituts liegt auf einer kleinen Anhöhe am Fuß des Thüringer Waldes ungemein angenehm. Die Zöglinge waren eben vom Tisch aufgestanden. Alle trugen blaue Röcke mit schwarzen Kragen, Lehrer und Schüler gingen mit abgeschnittenen Haaren. Salzmann kam uns mit trübem Blick entgegen. Doch erheiterte sich sein Gesicht etwas, als ich ihm meinen Namen sagte. Er setzte uns ein frugales Mittagsmal vor, und sprach, und allmälig etwas zusammenhängendes, — — — — Salzmann führte uns nun herum. Zuerst in den Schlafsaal. Zum Theil Federbetten, weil, wie Salzmann sagte, diese schon bei dem Ankauf des Guts da waren, und er solche nicht ungenutzt lassen wollte. Lehrer und Schüler schlafen zusammen. Aber die Betten stehen in dem engen Saal gar zu nahe an einander, obgleich die ganze Zahl der Zöglinge, Salzmanns eigne Kinder mitgerechnet, nur etwa sechszehn ist. Darauf sahen wir den Betsaal. Er ist mit hölzernen Säulen geschmückt, die mit Tannenlaub umwunden sind. Die Aussicht geht hier nach den Bergen des Thüringer Waldes. Man hat ihm in Ansehung der Einrichtung des Ganzen alle Freiheit gelassen, so wie er auch bei seiner kleinen Druckerei eine gänzliche Censurfreiheit genießt. Hier hängen auch die Meritentafeln mit ihren goldenen Punkten. — 50 lobende Billets geben einen goldenen Nagel, und 50 Nägel erwerben einen Orden. Wir be-

suchten die Schreibstunde und die Zeitungsstunde. Der Lehrer — sprach ohne alles Leben, und raisonnirte mehr als ein politischer Kannengießer, als wie ein Lehrer. — Auf einem Spaziergang übersahen wir die gesunde schöne Gegend. In dem angelegten Garten hinter dem Gebäude hat jeder Zögling einen Gartenfleck, den er selbst bearbeitet und das darin gezogene Gemüse in die Küche des Instituts verkauft.

Wir gingen nun auf eine halbe Stunde nach dem unten im Thal gelegenen Mädcheninstitut des Herrn A. Es sind nur 5 Mädchen da. Alle waren weiß gekleidet mit flatterndem Haar. Madam A. ist eine sehr artige bescheidene Frau. — — — Hr. L. lud uns nun noch auf seine lateinische Lektion mit den besten Lateinern ein. Er beging die Charlatannerie mich aufzufordern, daß ich aus dem Virgil ein noch nie gelesenes Stück aufgeben sollte. Ich that es, aber Lehrer und Schüler prostituirten sich. Eigentlich ward nur der älteste des Instituts, der übrigens ein gar bleiches kränkliches Ansehen hatte, producirt. Ich sprach, weil ich dazu aufgefordert ward, einige Minuten lateinisch mit ihm. Es ging nothdürftig, aber auf meine Fragen aus der alten Geschichte wußte er nichts zu antworten. Selbst Socrates Zeitalter war ihm unbekannt. Von Euripides kannte er nicht einmal den Namen. Natürlich ward meine Erwartung durchaus nicht befriedigt. Selbst die körperliche Gesundheit der Kinder schien mir nichts weniger als fest zu seyn. Die meisten sahen bleich

aus. Am frischesten sahen die noch nicht eingekleideten Novizen aus. Die körperlichen Übungen werden zu stark und mit einer für die Gesundheit nachtheiligen Anstrengung getrieben. Die Sieger im Springen, Klettern u. s. w. werden sogar bekränzt, und ziehen in Triumph einher! —

Jena den 29sten Jul. — — — — — — — — — Schiller hatte an 400 Zuhörer in seiner Einleitung in die Universalgeschichte. Im Umgange ist Schiller recht sehr angenehm, obgleich sein Äußeres zurückschreckend scheinen kann. — — — — — — — — — —

Leipzig den 31. Julius. Bald nach 8 Uhr gingen wir aus, um unsern gewöhnlichen Cursus von Besuchen und Kollegienhören anzufangen. Indessen gingen wir zuerst auf die Post, um nach Briefen zu fragen. Es waren zwei da. Der eine von meinem älteren Schwager, und enthielt die frohe Nachricht, daß meine liebe Frau am Dienstag vorher (den 28sten Julius) mit einem Sohne niedergekommen, obwol sie sonst ihre Niederkunft noch um 14 Tage später erwartet hatte. Meine Freude und Unruhe war unbeschreiblich. Nun hatte ich keinen andern Gedanken als den, geschwind in Berlin zu seyn. Ohne also auch nur einen einzigen Menschen gesprochen zu haben, bestellte ich sogleich auf's neue Postpferde, und um 11 Uhr reisten wir bereits von Leipzig wieder ab. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Von Zehlendorf nach Berlin. Wir kamen um 5 Uhr schon an. Und so hatten wir denn in 6½ Woche 203½ Meile zurückgelegt. Was ich empfand, als ich mein liebes Weib und in ihren Armen meinen neugebornen Sohn erblickte, das kann nur der wissen, der selbst Gatte und Vater ist. Aber ach! meine Freude war von kurzer Dauer. Denn zwei Tage nachher war der neugeborne Knabe schon ein Raub des Todes!

G e d i c h t e.

Maurerode.

Am Johannisfest 1780 vorgelesen in der Mutterloge
zu den drei Weltkugeln in Berlin.

Sey uns willkommen, o Tag, willkommen im Tempel des Maurers,
Du, gefeiert von Grenze zu Grenze, von Scharen der Brüder,
Die die verschlungene Kette des mystischen Bundes vereinte,
Deinem Erscheinen schlägt freudig das Herz des Maurers entgegen.
Denn Du warest es, — du, der einst mit lächelndem Antlitz
Sah entsprießen den Hain, in dessen Dunkel wir wohnen.
Und so oft du zur Erden hinabsankst, blicktest du heiter
Auf den schattenden Hain, der höher und höher emporwuchs,
Und dem ermüdeten Pilger labende Kühlung gewährte.
Oft zwar brauseten Stürme hinein in das heilige Dunkel,
Wollten verwüsten den Hain, zertrümmern den Tempel des Maurers;

Dennoch vermogten sie nicht, den dichten Hain zu zerstören,
Nicht den strahlenden Tempel aus seinen Fugen zu reißen.
Sieh! mit lauschendem Ohr und leisen schleichenden Tritten,
Nahte geschäftig die Neugier, zu spähen des Bundes Geheimniß:
Aber immer fand sie die Thüren des Tempels verschlossen,
Immer den Vorhang zu dicht und undurchdringlich gewebet.
Brüder, wir spotteten ihrer, wir spotteten ihrer Gespielin,
Jener das Haupt mit zischenden Schlangen umhaarten Verläumdung.
Zwar entfuhren dem Bogen, welchen sie gegen uns spannte,
Tausend und tausend Pfeile, mit Nattergifte bestrichen.
Doch — wie prallten sie alle zurück die giftigen Pfeile,
Von dem ehernen Schilde, womit die Wahrheit uns schirmte!
Wetze von neuem Verläumdung, wetze die stumpfen Geschosse,
Drück' im Dunkeln sie ab; — wir spotten dennoch des Angriffs,
Unsre Brust mit dem stolzen Bewußtseyn der Tugend gepanzert.
Ja — denn heilig ist und mit Blumen des Wohlthuns bepflanzet
Unsre geebnete Bahn, obschon in Wolken gehüllet.
Gleich dem nächtlichen Wanderer schreiten wir anfangs durch Dunkel;

Aber siehe! die Wolken, die dicht gelagert sich hatten,
Schwinden allmählig dem Auge; der Saum des östlichen Himmels
Färbt sich mit Purpur; es nahet die Morgenröthe, bis endlich
Licht verbreitend die Sonn' im Stralengewande hervortritt.
Also schwinden dem Maurer von Stuffe zu Stuffe die Nebel,
Bis zum helleren Licht die ahndende Seele hinaufklimmt.
O der Wonne für mich, wenn einst sie alle verschwunden,
Alle die Nebel, die mir das spähende Auge verschleiern,
Und der dämmernde Schimmer in funkelnden Glanz sich verwandelt!
Ja — zur Tugend leiten sie hin, die Pfade des Maurers.
Sie — sie winkt uns am Ziel. — Wer diesem Ziele nicht nachstrebt,
Wessen Seel' im taumelnden Rausche des Lasters sich wieget,
Und des Baues vergißt, der jenseits des Grabes noch dauert —
Brüder, o der entweihet den heiligen Namen des Maurers,
Schändet den mystischen Schmuck; denn ohne Tugendgefühle,
Brüder, sind Zeichen und Schurz nur eitles Puppengetändel. —
Sagt, wie war Euch, als Ihr zum erstenmale die Stuffen
Unsers Tempels zitternd mit schwankenden Knieen betratet?

Sagt, wie war Euch damals, als Eure bebenden Lippen
Sprachen den heiligen Schwur? — Die Bahn der Tugend zu wandeln,
Und zum harmonischen Einklang der Freundschaft die Seele zu stimmen,
Das — das schwuren wir damals, schwörens, so oft dem Altare
Neue Brüder sich nahn, um mit uns im Tempel zu bauen.
War es ein Schwur, ihr Brüder, den nicht die Lippen bloß sprachen,
Der das klopfende Herz zu hohen Entschlüssen bestärkte,
O so schließet dies Fest mit pythagorischer Prüfung.
Jeder frage: wie lebt ich als Mensch? wie lebt ich als Maurer? — —

Maurerode am Johannisfest 1782.

Breit und schäumend rauschet der Nil
Im siebenfachen Strom
Über Egyptens fruchtbare Fluren hin.
Ohne den fruchtenden Strom
Lechzten die Fluren, täuschte die Saat
Arbeit und Hoffnung des Pflügers. —
Mächtiger Strom, wer sah deine Wiege,
Wer erblickte die Stäte deiner Geburt?
Die Neugier forschet und spähet,
Suchet die Quelle des Stroms,
Sucht das Gebirg, dessen Schooß' sie entrieselt,
Sucht und wähnet gefunden zu haben,
Freut sich, — und sieht sich getäuscht.

Also

Also rauschet der goldrollende Strom dahin,
Dessen Wasser die durstende Seele des Maurers labt,
Breit und gleich dem Nil in sieben Armen
Strömt er durch fruchtbare Länder
Und tränket mit Segen die Flur.
Und an seinen hohen Gestaden
Sprossen erhabene Bäume,
Die den schmachtenden Wanderer,
Wenn ihn die Mittagssonne sengt,
In ihren Schatten nehmen,
Und Kühlung und Odem des Lebens
Von ihren Wipfeln ihm säuseln.
Bald fleußt er durch blumenbekränzte Wiesen,
Bald durch finstere Tannenwälder
Und vor zakkigen Felsen vorüber;
Aber nimmer wie Egyptens vergötterter Strom,
Durch Aethiopiens sandige Wüsten.
Nimmer tritt er gleich jenem über sein Ufer weg,
Reißt nie, wie er, auch wenn er hohe Wogen schäumt,
Hütten und Saaten mit sich dahin.
Und ob mit schwachem Arm
Ihm Thorheit und Irrthum, und Wahn und Verleumdung
Damm und Schleusen bauen;
Er zürnet nicht ob dem Damm,
Fleußt ruhig seinen Pfad,
Und keine Spur der Verwüstung,
Segnende Fruchtbarkeit nur
Bezeichnet seine weite Bahn. —

Ich steh' am Strom — Ich höre sein Rauschen,
Wer hörte das Rieseln der Quelle?

Wo ist sie die Quelle des Stromes? —
Fragt spähend die Neugier.
Blicket und lauschet,
Lauschet und blicket,
Suchet und — findet sie nicht.
In fernen Landen rieselt einsam die Quelle
Aus des Allmächtigen segnender Urne hervor.
In der Jahrhunderte Lauf
Schwoll sie zum Strom,
Der oft, wenn Zeit und Ort geboten, den Namen,
Nimmer sein Wesen änderte.

Sieh am Ufer des seichteren Arm's
Stehet emsig der Knabe,
Angelt und freuet sich kindisch
Des zappelnden Fisches an der gebogenen Ruthe.
Höher hinauf wirft der klüger sich dünkende Fischer
Mühsam geschäftig sein Netz aus,
Und zieht, und zieht, bis Schlamm und Stein
In dem zerrissenen Garn seine Hoffnung getäuscht.
Nur der geweihete Maurer
Taucht kühn in die grausende Tiefe,
Und holt aus dem Grunde die Perle herauf. —
Ach zu viele vertraun sich dem Strome
Im lecken zerbrechlichen Kahn,
Hüpfen und schaukeln in dem schwankenden Nachen;
Thoren! Wie? ohne Mast und ohne Steuer,
Wagt ihr hinanzuschwimmen die Flut?
Wohl euch wenn euch kein wirbelnder Strudel ergreifet;
Wohl euch, wenn bei dem Klange lärmender Fröh-
lichkeit

Und in dem Rausche taumelnder Freude
Eure tanzende Gondel an keinen Klippen zerschellet.

Aber siehe wie fliegt auf brausendem Fittig des Windes,
Über die schäumenden Fluten
Das Schiff des wahren gerüsteten Maurers daher!
Wie pranget es stolz mit seinen drei wolkenumhülleten Masten.
Der Schönheit leuchtender Wimpel flattert voran,
Doch in der Mitte hebt der Mast der Stärke sich
Hoch zum Himmel voll Stolz auf seine Kraft,
Die jedem Sturmwird trotzet, empor.
Bescheiden pranget hinten der Weisheit Mast;
Die strahlende Flagge der Wahrheit weht hoch empor;
Vor ihrem Glanze fliehen voll Schrecken
Korsar und Kaper; nur der Irrthum kämpft.
Doch ob er drohende Glut aus hundert Schlünden speit,
Streicht dennoch er zuletzt die sinkenden Segel.
Denn sie selbst die Weisheit sitzt gelassen am Steuer,
An ihrer Seite die holde Schwester,
Die Tugend, die ihr Auge nie vom Compaß wendet.

Ihr Brüder, die ihr unten noch im Raume des Schiffs
In ungeduldigen Träumen schlummert,
Geduld! — Sie kömmt die frohe Stunde,
Die einst auch euch hinaufruft auf's Verdeck.
Ihr schwindeltet, wenn ihr zu frühe
Rings um euch nichts als Wellen an Wellen
Und über eurem Haupte
Nichts als den hellgestirnten Himmel erblicktet.
Die Dunkelheit, in der ihr tappt, verschwindet einst,

Und wandelt sich in Licht.
Getrost! es segelt sicher unser Schiff,
Unter dem Schirm des Allmächtigen. —
So fuhr der Argonauten Schiff
Einst stolz und sicher in Minervens Schutz
Nach Kolchis zu dem drohenden Kampf hin.
Sie kämpften und siegten,
Siegten über feuerspeiende Drachen,
Und kehrten mit dem mühsam errungenen Lohn
Des goldbewolleten Vließes zurück.
Gleich froh und sicher segelt des Maurers Schiff,
Ihn schrecket nicht die Wuth des sausenden Orkans,
Der seinen Mast zu knicken,
Die Segel zu zerreißen ihm droht.
Auch uns — auch uns erwartet ein blutiger Kampf.
Wir kämpfen — Triumph! Wir siegen, zerspalten die Drachen,
Erobern der Wahrheit vergrabnen goldenen Schatz,
Und fahren voll Muth die Fluthen weiter hinan.
Von ferne glänzet der Leuchtthurm uns
Aus Osten funkelt der flammende Stern,
Und leitet uns über die Pfade des Meers.
Dann eilen wir froh dem Hafen entgegen,
Und landen in fernen Gegenden,
Die des Ungeweiheten Fuß nie betrat,
Landen in Gegenden, wo die Natur vor uns
Den dichtgewebten Schleier zerreißt,
Und den Zögling der Weisheit
An ihren mütterlichen Busen drückt.
Dann steigen wir freudig mit ihr
Hinan zu jenem Berge,

Der unter sich die Wolken,
Unter sich den Erdball und die Sterne sieht.
Hier — näher dem einen über uns flammenden Stern,
Der uns hinauf gewinkt —
Schauen wir von unumwölkten Höhen
Mit ungehindertem Blick des helleren Aug's
Weit umher in das Unendliche,
Fallen nieder voll heiligen Schauer,
Beten staunend an
Des Weltenerbauers Pracht und Majestät.
Dann grüßen uns die seeligen Geister höherer Vollkommenheit,
Umarmen den jüngeren Bruder,
Der sich muthig hinaufgekämpft,
Und lehren ihn liebreich
Den schnelleren Flug durch das Unendliche.

Uns allen, Ihr Brüder, winket dies Ziel;
Wohl dem, der's, sey's früh, sey's spät, erreicht!
Dann segne er glühend vor Dankbarkeit
Den heiligen Tag, an dem der keimende Gedanke:
«Ich will ein Maurer seyn»
Zum Entschluß und zur That in der Seele gereift.
Doch wohl auch dem, der ferne noch vom Ziele
Nicht ermüdet zu kämpfen,
Nicht ermüdet zu streben,
Bis er durch Nacht und Dunkelheit,
Durch Nebel und durch Dämmerung
Empor zum Licht gedrungen.
Wohl ihm, wenn Geist und Herz,
Nicht Schurz und Zeichen allein

Zum Maurer ihn geprägt;
Und wohl ihm, wenn so oft dies wiederkehrende Maurerfest
Ihm den von Schmeichelei unangehauchten Spiegel
Der Pythagorischen Prüfung reicht,
Er stets an sich der Flecken weniger
Als vor zwölf Monden bemerkt.

An seine Gattin zum Geburtstage im Nahmen der Kinder.

O Mutter, so vergnügt als wir
Sind heut wol wenig Leute,
Und das verdanken wir nur Dir;
Geboren ward'st Du heute.

Zwar ist seitdem schon manches Jahr,
Schon mancher Tag verflossen:
Denn zwei und dreißig Jahr', für wahr,
Sind keine Kinder-Possen.

Doch Mutter noch zweimal so oft
Mußt Du den Tag erleben,
Der Dich uns allen unverhofft
Zur Mutter einst gegeben.

In diesem neuen Hause hier
Soll's nie an Freuden fehlen,
Die frohen Tage wollen wir
Genießen; doch nicht zählen.

Wer hat wol mehr als Du verdient
Der Freuden viel zu haben?
Sieh Deine Hoffnung, wie sie grünt,
Drei Mädchen, einen Knaben.

O, diese Hoffnung müsse nie
Ein Hagelschlag vermindern,
Nein blühn und reifen müsse sie
In allen Deinen Kindern.

Kinderlied.

Am Geburtstage seiner Gattin 1787.

Vater freuet sich mit mir,
Daß ich liebe Mutter, Dir
Heute schon Glück wünschen kann.

Vater hat mich hergesandt
Nimm, o nimm aus seiner Hand
Dieses kleine Unterpfand
Seiner Liebe an.

Doppelt wollen wir uns freun,
Hör ich Brüderchen erst schrein!

An die Mutter.

Bei ihrem Geburtstage, im Namen der Kinder.

Da kommen wir Kinder
Mit Jubelgeschrei;
Wir eilen geschwinder
Als jemals herbei.

O Mutter von neuen
Erscheinet der Tag
Auf den wir uns freuen:
Der festliche Tag,

An dem Dir die Sonne
Zum erstenmal schien
Und der uns mit Wonne
Einst sollte durchglühn.

Denn siehe! wir lieben
Dich Mutter so sehr:
Nichts kann uns betrüben
Als wenn Du nicht mehr

Mit heiteren Blicken
Gern unter uns bleibst,
Und lesen und stricken
Vergnügt mit uns treibst.

Wie sind wir so fröhlich
So oft Du uns lobst,
Dann sind wir so seelig
Als gäbst Du uns Obst.

Auch wollen wir immer
Durch Fleiß Dich erfreun;
Auch wollen wir nimmer
Voll Eigensinn schrein.

Daß nichts Dich betrübe,
Du bist ja so gut.
Zum Zeichen der Liebe,
Nimm hin diesen — Hut.

Am Geburtstage der Großmutter.

Auch ich, Deine Sophe
Wollt' gern eine Strophe
Dir heut deklamiren
Und Dir gratuliren;
Doch weiß ich nicht wie!
Zwar wollt ich heut früh,
Im Wachen und Träumen
Zusammen was reimen,
Doch Großmutter ach!
Ich bin noch zu schwach.
Drum laß ich es bleiben,
In Versen zu schreiben.
In Versen zu sprechen
Geht eher noch an,
Weil man hier die Schwächen
Verbergen mehr kann.
Drum wünsch ich von Herzen
Dir heute viel Glück,

Von Kummer und Schmerzen
Sey frei Dein Geschick.
Und wenn Du den Spielen
Der Enkel zusiehst,
Dann müssest Du fühlen,
Wie lieb Du uns bist.
Und werden wir älter,
So werden wir zwar
Gesetzter; doch kälter
Für Dich nicht fürwahr. —
Im künft'gen Jahrhundert,
Wir habens ja bald —
Da ruft man verwundert:
O seht doch, wie alt,
Und dennoch wie heiter
Die Großmutter blüht!
O seht — und so weiter
Ruft dann, wer Dich sieht!

Am Geburtstage der Großmutter. 1793.

Schon wieder liebe Großmama
Ist Dein Geburtstag da;
Und ich Dein Sophchen bin nun bald
Sechs Jahre und ein halbes alt,
Und bin noch ziemlich dumm
Allein ich bin nicht stumm.
Das sollst Du heute sehn;
Ich gratuliere schön.
Noch lange sollst Du leben

Noch oft dies Fest uns geben
Noch viele — viele Jahre
Im Schmuck der Silberhaare
In Deiner Enkel Reihen,
Dich mit uns allen freuen
Und Abends mit uns stricken
Auch wol zuweilen nicken.
Zwar diese Börse hier
Die ich Dir präsentir,
Hab' ich nicht selbst gestrickt:
Das wäre zu geschickt
Für ein so kleines Mädchen;
Die Hand, die diese Fädchen
So fein und fest verband
War Deiner Tochter Hand.

Am Geburtstage der Großmutter. 1792.

Wieder liebe Großmama,
Ist Dein Geburtstag da.
Schon wieder kömmt Dein Röschen her
Von guten Wünschen schwer.
Doch einen nur langt sie hervor
Und sagt ihn Dir nur halb in's Ohr:
«Sieh, mit vergnügtem Sinn
Mußt Du der Enkelin
Ein Myrthenbäumchen pflanzen,
Dann flichtst Du über vierzehn Jahr
Vergnügt und fröhlich in mein Haar
Den hochzeitlichen Kranz,

Und Vater Sp*** soll alsdann
Trotz einem jugendlichen Mann
Mit Dir den Urgroßvater-Tanz
In raschen Sprüngen tanzen.

Bei einem Fest.

(Vermuthlich vom J. 1771.)

Willkommen gesegneter Tag, der Anmuth und Freude geheiligt,
Du Tag den längst ich zu sehen gewünscht,
Und itzt, itzt seh' ich ihn froh gleich einem Tage des Frühlings,
Vom lauen Hauchen der Winde umweht,

Gleich einem Tage des Mays, an dem die Fürstin der Blumen,
Die Rose vom Strahl der Sonne gewärmt,
Sich lächelnd eröffnet, um den sie anhauchenden Zephyr zu küssen
Der ihren wallenden Busen umschwärmt.

Ich seh den festlichen Tag, an dem Dich o R***, das Jawort
Von Deiner geliebten B*** beglückt,
Die Hand in Hand mit Dir an der Seite der Unschuld zum Altar
Hinzutritt und ewige Treue Dir schwört.

Jauchzt Amor und Hymen, durch gleiches Geschäft verbundene Götter,
Jauchzt über euren ruhmvollen Triumph,
Denn hier traf, o Amor, dein Pfeil zwei Herzen, welche die Vorsicht
Zur dauerhaftesten Ehe bestimmt. —

Genießt diesen Tag mit Anmuth erfüllet, und sehet im Geiste
Den künftigen Tagen der Fröhlichkeit zu —
Ist es ein reizendes Glück, sich unter munteren Scherzen
Der Freundschaft und seines Lebens erfreun;

Und wissen, daß man uns liebt und daß wir wiederum lieben:
So ist dies Glück Euch vor andern bestimmt,
Ist es ein reizendes Glücke, mit dem was man wählet, zufrieden
Zu seyn, so wartet dies Glücke auf Euch.

Ja N***, ja zärtlichste Braut, der Liebe größeste Freude
Der Ehe Glück wartet schon jetzo auf Euch —
Wie könnt es Euch fliehen dies Glück, Euch, die Ihr an zärtlicher Neigung,
Und Tugend, und lächelnder Unschuld Euch gleicht!

Heilwünschend schwingt Hymen die Fackel über den Tag der Vermählung,
Und weiht ihn zu ewiger Fröhlichkeit ein.
Auch mir, Eurem Freunde, durchströmt ungeheuchelte Freude die Seele
Die Theil an Eurer Zufriedenheit nimmt.

Zwar scheu ich mit klopfender Brust die stets sich nä-
hernde Stunde,
Da Ihr Euch unsrer Umarmung entreißt,
Und Breslau's Mauren zueilt, wo Ihr ungetroffen
vom Pfeile
Des Neides, glückseelige Zeiten durchlebt.

Doch seh ich gleich selber das Glück nicht, dessen Ihr
dorten genießet,
So denk' ich doch stets mit Entzücken daran,
Erfleh' Euch unausbleiblichen Segen zu Eurer Verbindung,
Und bitt' Euch um ferneren Freundschaftsgenuß.

Verzeiht, wenn meine Leier in schwachen Tönen gespielet,
Und es der Muse am Ausdruck gefehlt,
Denn wer kann die großen Gefühle der Freundschaft,
die ich jetzt empfinde,
In ihrer wirklichen Größe abmahlen.

Gratulation
an den Herrn Consistorialrath Steinbart bei
der frohen Entbindung seiner Gemahlin.

Im Namen sämmtlicher Pädagogisten. (1771)

O Lehrer, lies in unsern Blicken
Die reine Freude, das Entzücken
Das jetzt aus unsern Herzen quillt.
Wir nehmen Theil an Eurer Freude
Die nach so langem Schmerz und Leide
Nun endlich Eure Seele füllt.

Wie traurig waren nicht die Jahre,
Da ihr voll Schmerzen, auf der Bahre
So viele Eures Hauses saht.
Doch jetzt — jetzt trocknen sich die Zähren
Jetzt wird sich Schmerz in Lust verkehren
Da Euch der Herr erfreuet hat.

Die Gattin dessen, den wir ehren
In seinem Beispiel, in den Lehren
Die Er uns unermüdet giebt,
Wird glücklich eines Sohns entbunden
Versüßt dadurch die sauren Stunden
Des Gatten der sie zärtlichst liebt.

Heil sey dem neugebohrnen Knaben
Der Himmel schenke ihm die Gaben
Des, der ihn seinen Liebling nennt.
Er sey der Eltern süßte Freude
Ergötze noch im Alter beide
Wenn Tugendfeuer in ihm brennt.

Herr stärke du mit neuen Kräften
Die Mutter zu den Hausgeschäften,
Erhör Allmächt'ger unser Flehn,
Sieh hier beglücktes Paar die Freude
Die uns durchglüht, o seht sie Beide;
Sie sey von Euch mit Lust gesehn.

Dies ist der Tag, da einst das Leben
Dem Helden Friedrich ward gegeben,
Da Gott den König werden hieß —

Begrüßt sey uns die Vorbedeutung,
Die Freud' durchwallt' uns bei der Zeitung
Der Lust, die Gott Euch heut' erwies. —

Erlaub es uns an diesem Tage
Uns frei von Unlust, frei von Klage,
Des Glücks zu freun, das er gewährt.
Laß uns ihn ganz der Freude geben,
Laß uns an ihm die Lust erheben,
Die heut durch ihn uns widerfährt. —

Du lächelst und dein Lächeln saget:
«Das was ihr mich zu bitten waget
Sey Euch von mir mit Lust vergönnt.
Gern sey an diesem Nachmittage
Es Euch erlaubt daß frei von Klage
Ihr ihn der Freude weihen könnt.»

So greift dann rauschende Akkorde, Brüder!
Auf Eurem Saitenspiel, auf singe Lieder
Auf jauchze jugendliche Schaar! —
Freut Euch mit uns ihr holden Musen,
Umkränzt mit Blumen eure Busen,
Weil dieser Tag uns festlich war.

Wiegenlied.

Lieber kleiner Bube,
Schlaf in dieser Stube,
Ruhig und gesund.
Solltest Du erwachen,
Öffne nur zum Lachen
Nicht zum Schrei'n den Mund.

Aber lieber Kleiner
Noch bist Du ein Weiner
Sprich, wann lächelst Du?
Bis dahin verschlafe,
Wie die frommen Schaafe,
Schmerz und Gram in Ruh.

Täglich wirst Du klüger
Brauchst bald keine Wiege,
Und kein Wiegenlied.
In der Mutter Blicken
Strahlet das Entzücken,
Wie das Knäblein blüht.

Ode bei dem Geburtsfeste des Obristen von H** für den Major von D**. (1770)

Sing ihn den frohen Tag mein Lied,
Der uns entgegen lacht,
Sing ihn, den Helden, groß in Fried',
Noch größer in der Schlacht.

Heut Held, heut ist der Tag der Dich
Dem Vaterland geschenkt,
Der Tag, den jeder Krieger sich
Mit froher Seele denkt.

Als Kind schon klopfte Dir die Brust
Von Tapferkeit und Muth,
Und Deine frühe Kriegeslust
Bewies Dein edles Blut.

Kaum war der Kindheit Zeit vorbei,
So schwurest Du der Fahn',
Betrat'st, von Furcht und Schrecken frei,
Zum ew'gen Ruhm die Bahn — —

Heil sey dir jetzt o Vaterland,
Der Held zieht in den Krieg,
Furcht ist aus seiner Brust verbannt
Und seinem Muth folgt Sieg.

Der Schlacht Geräusch ertönet weit,
Der Stücke Donner kracht:
Allein der Held steht schon bereit
Zum Kampfe da, und lacht.

Und Friedrich, bei dem Heldenmuth
Stets die Belohnung fand,
Sieht es wie er sein edles Blut
Wagt für das Vaterland.

Er siehet seine Tapferkeit
Mit günst'gen Blicken an;
Er siehet sie und ist erfreut,
Daß er belohnen kann.

«Auf! spricht er, kühner Held erfahr'
«Den Lohn der Tapferkeit:
«Sey Haupt von einer Heldenschaar
«Geübt im Kampf und Streit.«

Er sprichts, und Du, o Held, eilst fort,
Wo Friedrich Dir gebeut.
Gelangst an den bestimmten Ort,
Die Krieger sind erfreut.

Heil mir, der ich seit kurzer Zeit
Als meinen Chef ihn ehr'
Und von dem Helden jederzeit
Der Freundschaft Worte hör!

Gönn Deine Freundschaft ferner mir
O edelmüth'ger Held!
Dann folg ich muth'ger dem Panier
Und werd' wie Du ein Held,

Und ruft der Krieg — o gern sterb' ich
Wenn mein Geschick gebeut,
Und vielfach glücklich preis' ich mich,
Sterb' ich an Deiner Seit'.

Heil sey der Gattin, deren Hand,
Dich tapfrer Held beglückt.
Heil, Heil dem Tag, der Dich verband
Mit Ihr die Dich entzückt.

Schau Held, o schau vereint in Ihr
Witz, Tugend und Verstand,
Die Schönheit selbst — Ja Heil sey Dir,
Da Sie sich Dir verband.

Heil Deiner Tochter, da in Ihr
Der Mutter Bildniß strahlt.
Heil Ihrem Reize, da in Ihr
Die Anmuth selbst sich mahlt.

Heil Deinem ganzen Haus, o Greis,
Heil jedem der Dich liebt,
Dem Tag sey Heil und Ruhm und Preis,
Den heut der Herr Dir giebt.

Oft noch, oft kehr er Dir zurück
Den Deinigen zur Freud'!
Dies Jahr — es kröne Dich mit Glück
Und mit Zufriedenheit.

Sieh meine Wünsche an mit Gunst,
Sieh meine Freude heut — — —
Fehlt diesem Blatte gleich die Kunst,
Doch nicht die Redlichkeit.

Zum Geburtstage unserer Mutter. (1795)

Mutter, o wie freu' ich mich,
Mutter, o wie lieb' ich Dich!
Uns zur Mutter auserkohren,
Ward'st Du heut für uns gebohren,
Mutter, o wie freu' ich mich!
Mutter, o wie lieb' ich Dich!

Sieh, wir alle haben heut
Uns so herzlich schon gefreut!
Doch ich freute mich schon gestern

Mit dem Helmus mit den Schwestern.
Selbst die Namenlose scheint
Dir zu sagen was sie meint.

Weißt Du, Mutter, was sie meint,
Wenn sie lächelt, wenn sie weint?
O sie liebt Dich schon von Herzen,
Fühlet mit Dir Deine Schmerzen,
Trinket mit der Milch Dein Blut
Wenn an Deiner Brust sie ruht.

Was thut eine Mutter nicht!
O mit freundlichem Gesicht
Folgest Du dem edlen Triebe,
Und die süße Mutterliebe
Überwindet jeden Schmerz
Und belohnt Dein treues Herz.

Danken Mutter wollen wir
Unser ganzes Leben Dir.
Sind wir froher und gesünder
Als so viele andre Kinder
O so danken wir es Dir.
Mutter wie beglückt sind wir!

Heil dem Tage welcher heut
Sich so schön für uns erneut!
Lange Mutter sollst Du leben!
Wie des Weinstocks schlanke Reben
Blühe Deiner Töchter Schwarm
An der süßen Mutter Arm.

Auch der einz'ge Junge kann
Einst als Jüngling und als Mann
Dir statt vieler Freude machen,
Wie schon jetzt durch Singen, Lachen
Und so manche Spielerei'n
Die den Vater selbst erfreun.

Zwar erwarteten wir schon
Einen zweiten kleinen Sohn.
O wir hätten um den Jungen
Laut gesungen und gesprungen,
Doch es sollt' ein Mädchen seyn,
Und auch sie soll uns erfreun.

Auch der Junge kömmt daher,
Sieh! wie träget er so schwer!
Doch er will ja nicht bloß tragen,
Will so gut wie wir was sagen:
Nun mein lieber Wilhelm, sprich,
Mutter wartet schon auf dich.

Cantate zur Neujahrsmusik (1770.)

Chor.

Die eilenden Jahre verfliegen geschwinde —
Schnell rauschen auf brausenden Flügeln die Winde,
Doch schneller noch rauschet die Zeit uns davon.
Sind einmal die unwiederruflichen Stunden
Im Schooße der Trägheit, des Lasters verschwunden,
So sind sie auf ewig, auf ewig entflohn. B. A.

Arie.

Dankt dem Gotte, dessen Güte
Unser Leben uns erhielt;
Zeigt mit fröhlichem Gemüthe,
Daß ihr seine Gnade fühlt.
Blickt in das verfloßne Jahr,
Sagt, ob er nicht Vater war?

Recitativ.

Wie väterlich hat er mein Leben
In dem entflohnen Jahr gelenkt!
Wie viele Freuden hat er mir geschenkt
Und mir's vergeben,
Wenn ich durch Sünden
Den Weg, den er mir zeigt, verließ.
Er ließ auch mich die Gnade finden
Die er dem Sünder, der sich bessert, längst verhieß.
Sprich Seele.

Arioso.

Hast du nicht schon immer es empfunden,
Wie gütig er gesinnet war?
Zeigt nicht auch das verfloßne Jahr,
Daß uns die Sonne seiner Güte nicht verschwunden?

Arie.

Allgütiger zieh auch im neuen Jahre
Nicht deine Vaterhand von deinen Kindern ab!
Sey unser Schutz und Trost bis hin zur Bahre
Und sey, wenn wir in Noth versinken, unser Stab!

Chor.

Dann mögen die Wellen des Unglücks nur brausen
Wir hören, wir hören ihr fürchterliches Sausen
Und zagen doch nicht.

Auch der einz'ge Junge kann
Einst als Jüngling und als Mann
Dir statt vieler Freude machen,
Wie schon jetzt durch Singen, Lachen
Und so manche Spielerei'n
Die den Vater selbst erfreun.

Zwar erwarteten wir schon
Einen zweiten kleinen Sohn.
O wir hätten um den Jungen
Laut gesungen und gesprungen,
Doch es sollt' ein Mädchen seyn,
Und auch sie soll uns erfreun.

Auch der Junge kömmt daher,
Sieh! wie träget er so schwer!
Doch er will ja nicht bloß tragen,
Will so gut wie wir was sagen:
Nun mein lieber Wilhelm, sprich,
Mutter wartet schon auf dich.

Cantate zur Neujahrsmusik (1770.)

Chor.

Die eilenden Jahre verfliegen geschwinde —
Schnell rauschen auf brausenden Flügeln die Winde,
Doch schneller noch rauschet die Zeit uns davon.
Sind einmal die unwiederruflichen Stunden
Im Schooße der Trägheit, des Lasters verschwunden,
So sind sie auf ewig, auf ewig entflohn. V. A.

Arie.

Dankt dem Gotte, dessen Güte
  Unser Leben uns erhielt;
Zeigt mit fröhlichem Gemüthe,
  Daß ihr seine Gnade fühlt.
Blickt in das verfloßne Jahr,
  Sagt, ob er nicht Vater war?

Recitativ.

Wie väterlich hat er mein Leben
In dem entflohnen Jahr gelenkt!
Wie viele Freuden hat er mir geschenkt
Und mir's vergeben,
Wenn ich durch Sünden
Den Weg, den er mir zeigt, verließ.
Er ließ auch mich die Gnade finden
Die er dem Sünder, der sich bessert, längst verhieß.
Sprich Seele.

Arioso.

Hast du nicht schon immer es empfunden,
  Wie gütig er gesinnet war?
  Zeigt nicht auch das verfloßne Jahr,
Daß uns die Sonne seiner Güte nicht verschwunden?

Arie.

Allgütiger zieh auch im neuen Jahre
  Nicht deine Vaterhand von deinen Kindern ab!
Sey unser Schutz und Trost bis hin zur Bahre
  Und sey, wenn wir in Noth versinken, unser Stab!

Chor.

Dann mögen die Wellen des Unglücks nur brausen
Wir hören, wir hören ihr fürchterliches Sausen
  Und zagen doch nicht.

Du winkest, und plötzlich verstummen die Wetter
Vor deinem Befehle, du Herrscher der Götter.
Wir wandeln im Licht. V. A.

Choral.

(Nach der Mel. Es ist das Heil uns kommen her)

Herr der da ist und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied gesungen.
Für Leben, Wolfahrt, Trost und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.

Epigramme.

1.

(Nach dem Martial.)

«Ach meine Frau ist todt! Ach Gott! ach! sie ist todt.
Und ich? ich lebe noch?« —
Der arme Mann! mich jammert seine Noth,
Er erbt zwölftausend Mark, und dennoch — lebt er noch.

2.

Daß meine Jungen sich doch gar nicht gleichen!
Sprach zum Gevatter Trimm Frau Barbara. —
Wie sollten sie's? sprach Trimm. Es wär' ein Wunderzeichen,
Gleicht jeder doch dem Herrn Papa.

3.

Auf ihrem Sterbebette
Wünscht ihrem Mann Lisette
Zur zweiten Frau ein Furiengesicht. —
«O nein doch, sprach der Mann, zwei Schwestern nehm ich nicht.»

4.

Betheurung einer alten Kokette.

(Nach dem Ausonius.)

Nein nun und nimmermehr will ich
Noch vor den Spiegel gehen.
So wie ich war so kann ich mich
Ja doch nun nicht mehr sehen,
Und wie ich bin — so mag ich nicht;
Doch Spiegel ist's auch mein Gesicht?

5.

Nach einer Feuersbrunst an seinem Ort
Sprach Bias mit zufriedenem Gesicht:
«Das Meine trug ich alles mit mir fort» —
Er hatte damals seine Frau noch nicht.

6.

Auf einen Comödianten.

Du prahlst, daß du die Kunst verstehst
Affekten zu erregen.
O ja du kannst zu Freud und Mitleid uns bewegen,
Zum Mitleid wenn du spielst, zur Freude wenn du gehst.

7.

Stax glaubt jeder Mensch sey sein Bewunderer
Und doch ist es kein einziger.
Daß ich nicht lüge, einen hat er sicherlich —
Er selbst bewundert sich.

8.

Grabschrift.

Hier unter diesem Stein soll meine Hanne ruhn!
Glück zu! In Ruhe sind wir alle beide nun.

9.

Der Recensent.

Mit Flink dem Bücherkritiker
Ist's doch ein artig Wesen.
Für andre urtheilt er,
Und läßt dann andre für sich lesen.

10.

Herr Schwalg darf auf der Kanzel nur erscheinen
Und gleich fängt meine Tante an zu weinen,
Ich selber öfters mit. Fragt ihr warum?
Sie spricht: Ach Gott wie schön! und ich: ach Gott wie dumm!

11.

Sonst war Mamsell Gerechtigkeit
Ihr wißt es alle — blind.
Man stach ihr drauf zu unsrer Zeit
Den Staar. — Das gute Kind!
Seitdem sie das Gesicht erhielt,
Sieht sie nun wol, doch lieber Gott! sie schielt.

12.

Du lieber Gott, was ist das jetzt für eine Welt?
So schmält andächtiglich die alte Frau von Hügel.
Wißt ihr was eigentlich ihr nicht gefällt?
So rathet doch! — Je nun die — Spiegel.

Neujahrswünsche.

An —

Du Mädchen mit dem schwarzen Haar,
Und rosenrothem Mund,
Wär' deine Seele doch gesund.
Dies wünsch' ich dir zum neuen Jahr.

An Pansophen.

Gelehrt bist du bis zum Entsetzen,
Das Pansoph weiß ich längst genug;
Doch soll die Welt dich höher schätzen,
So werd' in diesem Jahre klug.

An die Anhänger der Crusiussischen Philosophie.

Die ihr voll Unerschrockenheit,
Die beste Welt verlästert und verschreit,
Weil diese doch euch nicht gefällt,
Wünsch ich zum neuen Jahr euch eine bessre Welt.

An einen Greis.

Dir Alter mit dem grauen Haare,
Der du dem Grabe nahe bist.
Was wünsch ich dir zum neuen Jahre? —
Gelassenheit beim Anblick deiner Bahre
Und jenen Muth, der Christen eigen ist.

An sich selbst.

Wird mich dies Jahr durchlebt zu haben
An seinem Ende nicht gereun,
Dann bin ich g'nug beglückt. Laß mich dies Glück erfreun
O Gott! und gieb mir dann von deinen andern Gaben
Was dir wird wolgefällig seyn.

An G.

Freund, du beschließest viel, und bringst nicht viel zu Stande,
Gesteh' es nur zu deiner Schande!
Mein bester Wunsch für dich ist der:
Nimm weniger dir vor, Freund, und vollbringe mehr.

An einen Heuchler.

Du giebst dir viele Müh' fromm vor der Welt zu scheinen,
Dein Auge kann gekünstelt weinen,
Dein Mund spricht sehr beredt von Christenthum und Pflicht,
Dein Herz allein weiß von dem allen nicht.
Soll sich der Himmel deiner freun,
So werd im neuen Jahr was du itzt scheinst zu seyn.

An einen Nachbeter der Antileibzianer.

Schwach von Verstand, von Einsicht seicht,
Bist du um ächten Ruhm bemühet,
Welch' ein Kontrast, du hast den Trost vielleicht
Daß manches ohne Grund geschiehet.
Ein großer Trost für jeden, der dir gleicht.

Auf einen Gruß von S.

Sprich Freund, was helfen hunderttausend Grüße,
Womit ein Mädchen uns beehrt —
Da lob ich mir ein Dutzend Nektarküsse
Auf ihren Rosenmund! — Die sind der Mühe werth.
Und wär's, wofern nach jüngferlichem Brauche
Sie sich fein sittsam sträubt, auch nur ein einz'ger Kuß,
So ist er doch — bei meines Satyrs Schlauche,
Wol tausendmal mehr werth als bloß ein kalter Gruß.

An jugendliche Freunde.

1.

Kein größres Glück, als du o Seelenruhe
Reizt meinen Geist. So lang ich meine Pflicht
Unausgesetzt mit treuem Eifer thue
Entweichst du von mir nicht.
Genug durch deinen Werth belohnet
Entbehr' ich gern ein Glück wovon der Pöbel spricht;
Reich an wahrhaftem Glück, das tief im Herzen wohnet.

2.

Mit Strenge prüfet Eure Werke!
Oft raubt dem niedlichsten Gedicht
Ein einzig Wort von zu geringer Stärke
Reiz und Vollkommenheit. — Spart Feil' und Meißel nicht;
Seyd Aristarchen selbst, wie es der Schwan

Cäsars Augustus war: So steigt ihr himmelan
Horazen nach, und nach Homeren,
Erreicht den Ruhm, den ihnen zu gewähren
Längst alle einig sind, und glänzt in ew'gen Ehren.

3.

Wer einst durch Wissenschaft die Welt mehr aufzuklären
Ein Licht der Welt zu seyn beschließt,
Nicht zu verzagt, nicht zu erschrocken ist:
Kein Hinderniß muß den in seinem Eifer stören!
Er wandelt sicher hin zum Tempel ew'ger Ehren.

4.

Rein sey mein Herz und du, mein Leben, fließe
In Unschuld hin, und sanft, wie durch's beblümte Thal
Ein stiller Bach sich gießt. Versüße
Du Freundschaft mir mein Glück, und meine Qual
Erleichtre mir! An deiner Seite nur
Lacht mir der Reiz der blühenden Natur.

»Gleich einer sturmerfüllten Winternacht
Leer an Vergnügen und an Freuden,
An Gram und Thränen reich; vom Glück nie angelacht,
Und wie befreit von trüben Leiden
Bringt seine Zeit der Mensch, vom Vieh nicht zu beneiden
In Kümmernissen zu.« — So klagt
Trübsinn des Menschenfeinds; wer edler ist, der sagt:
Zum Kummer nicht; zum Glück schuf Gott uns, und zu Freuden.

Durch kleine Freuden leicht zu rühren, zu beglücken,
Im Unglück bald verzagt,
Leb ich mein Leben durch. — Bald klagt
Trübsinnig meine Seele; bald entzücken
Himmlisch erhabne Phantasien mich.
Ein einzig Glück — die Ruh und Freundschaft — mehr wünsch ich
In diesem Leben nicht. Laß Vorsicht mich's erblicken.

Heiter wie ein Traum von Götterfreuden
Eilt mein jugendliches Leben hin,
Cato's Ernst und Zeno's Eigensinn
Kann mein sanftes Herz nicht leiden.
Epikurisch weise such' ich Lust und Freuden
Rings um mich — und jauchze daß ich bin.

Groß durch sich selbst, erhaben durch sein Herz,
Empfindungsvoll bei Freuden und bei Schmerz,
Dem Gott, der ihn erschuf, ergeben
In Unschuld — wie es Menschen können — leben,
Kein Übel furchtsam scheun, vor keinem Sturm erbeben;
Eilt Sterbliche, dies Glück euch zu erstreben.

An Herrn Z***.

Zum neuen Jahr Geliebter höre,
Ob mir ein Wunsch für dich gelingt! —
Ein Mädchen, wo nicht schön, doch reizend wie Cythere,
Leicht wie die Grazien, die Wieland singt,
Ließ' ich in diesem Jahr dich finden.
Nur weg mit deinem Wunsch, sprichst du zu mir,
Er ist erfüllt. — Liebt ich nicht längst Selinden,
Riß Amor nicht schon längst mich hin zu ihr? —

In ein Stammbuch.

Gönnt mir das Schicksal nur der Freundschaft sanfte Bande,
Ein Glück das meinem Herzen hier am Oderstrande
Der Vorsicht güt'ge Hand in vollem Maaß verliehn: —
Ist dann ein größer Glück, das ich noch wünschen könnte? —
Kein Wunsch als daß dies Band nicht Ort, nicht Zeit zertrennte,
Entflammt itzt meine Brust. — Erhöre Vorsicht ihn.

In H*s Stammbuch, an seinem Geburtstage.

In Versen dir, o Freund, anheut zu gratuliren,
Hielt ich nach Recht und Billigkeit für meine Pflicht,
Doch leider war's zu spät um viel drauf zu studieren,
Umsonst bat ich die Musen mich zu inspiriren.
Was halfs? Spröd wie die Mädchen sind, sie thatens nicht,
Drum schreib' ich dies — nenn's wie du willst, nur nicht Gedicht.

Heut, Freund, an diesem dir so feierlichen Tage,
Umwölke deine Stirn kein Gram und keine Klage
Begleite diesen Tag! — Hm! Weiter nichts? Wie kann
Ein Dichter schlechter wünschen? — Gut! Oft kehr er wieder
Reich stets an Lust; doch steigt noch zweimal er hernieder
Treff' er dich in dem Arm des schönsten Mädchens an.

Drei Sinngedichte bei Gelegenheit der Predigt des **** im St** Auditorium.

1.

Du willst uns zeigen Freund was schön und lieblich heißt
Und deine Predigt zeigt, daß du es selbst nicht weißt.

2.

Kalt wie der Winter predigt er
Auch nicht ein Fünkchen' Feuer
Belebt ihn. Alles fließt daher
Nach der Postillenleier.

3.

Seht doch, wie uns Herr ***s Predigt rührt,
Wir sehn und hören ihn; und ach! uns alle friert.

An Chloen.

Chloe könntest du in meine Seele blicken
Oder hätt' ich Gleimens Dichtergeist
Nur ein Schattenbild von dem was von Entzücken
Trunken meine Seele fühlt, dir auszudrücken: —
Ja! — vielleicht, daß dann den Gram der mich zerreißt
Und den Kummer, daß ich — ach! vergebens liebe
Schnell ein Kuß auf deinen Rosenmund vertriebe.

In ein Stammbuch.

Gönnet Dora mir nur einen frohen Blick,
Einen Kuß auf ihre Rosenwangen,
Die in Florens und des Lenzes Schmucke prangen,
Ja dann lach' ich dein, Geschick.
Kannst du wohl mit allen deinen Ungewittern
Einen Muth den mir ihr Kuß gewährt, erschüttern? —

In ein Stammbuch.

Mit einem Freunde Glück und Kummer theilen können,
O welche Seeligkeit!
Ein Freund, wie ihn die Götter selten nur uns gönnen,
Reicht auch im Unglück uns Trost und Zufriedenheit.
Schenkt uns noch überdem der Vorsicht Güte
Ein Mädchen gleich der Rose, die verborgen blühte,
Leicht ist dann jeder Gram, und leicht des Schicksals
Neid.

Zufriedenheit, des Himmels beste Gabe,
O du des Menschen größtes Gut,
Erfülle mich. Denn wenn ich dich nur habe,
Leb' ich vergnügt und gehe selbst zum Grabe
Nicht ohne Freudigkeit, nicht ohne Muth,
Einst den furchtbaren Weg. Feindseliges Geschick
Raub' alles mir; nur sie laß mir zurück.

Das Alter.

Wollt ihr wie alt Chlorinde sey erfahren,
So fragt sie nur. — «Noch dreißig Jahr' nicht voll.»
So spricht sie und ich glaubs ihr endlich wol:
Sie sagt mirs schon seit zwanzig Jahren.

Übersetzung der 22sten Ode des ersten Buchs des Horaz.

Wer, von keiner Lasterthat schwarz, unsträflich
Lebt, der kann des Mauren Geschoß und Bogen
Und den Köcher, giftiger Pfeile schwanger
Sicher entbehren.

Schifft er auch durch brausende Syrten, reist' er
Über den unfreundlichen Kaukasus hin,
Oder durch die Ufer am fabelhaften
Strom des Hydaspes.

Floh doch mich wehrlosen selbst neulich ein Wolf,
Als ich im sabinischen Wald mein Mädchen
Sang und sorglos über die Gränzen schweifte:
Solch Ungeheuer

Nährt in seinen schattichten Eichenwäldern
Selbst das wilde Daunien nicht; ja selbst nicht
Juba's ausgedorretes Reich, der Löwen
Lechzende Mutter.

Freund versetztest du mich auch hin, dort wo kein
Sommerlüftchen auf der beeisten Flur den
Baum umsäuselt; hin in die Gegend, die mit
Ewigem Übel

Giftige Dünste drücken, ja hin in Wüsten
Vom zu nahen Wagen der Sonne glühend:
Dennoch lieb' ich meine süßlächelnde, süße
Redende Dora.

Parodie der Arie aus der Jagd: Mein lobt mir doch nur nicht die Nacht u. s. w.

Mein lobt mir doch nur nicht den Tag,
Ich halt es mit den Nächten;
Am Tage schmeckt mir kein Toback
Und wär er von dem ächten.

Bei Nachtzeit klopft kein Gläubiger
An meine Stubenthüre,
Und kein Pedell erscheint dann mehr,
Damit er mich citire.

Kein Antiwolfianer schreit
Mich taub auf beiden Ohren.
Er läßt mit dem Monadenstreit
Bei Nacht mich ungeschoren.

Das wird nun freilich anders seyn,
Wenn ich von Frankfurt scheide;
Dann brauch' ich mich nicht mehr zu scheun
Vor des Philisters Kreide.

Dann droh' Pedell und Gläubiger,
Ich denk: Ei droht Euch müde,
Itzt acht' ich euer Drohn nicht mehr
Und schlaf' in Ruh' und Friede.

An seine Gattinn.

Am 19ten November 1796 gesprochen von der ältsten Tochter.

Kennst Du den Tag, der einst Dein erster war? —
Schon wieder schwand dahin ein frohes Jahr,
In welchem, nach des Grames schwarzer Nacht,
Der Freude Morgenröthe Dir erwacht. — —
Kennst Du ihn wohl? —
Für ihn, für ihn
Soll jedes Jahr uns neue Freude blühn.

Kennst Du den Mann, der dieses Lied gemacht? — —
Er ist Dir nah, hat oft an Dich gedacht!
Der Weisheit und der Freude Rosen blühn
Auf einem Dornenstrauch, für Dich und ihn.
Kennst Du ihn wohl? —
Für ihn, für Dich
Kränzt dieser Tag mit neuen Rosen sich.

Kennst Du sie wohl, die Rose, die dies Jahr
Für ihn, für Dich entschädigend gebahr? —
Sie ruht so sanft, so schön an Deiner Brust,
Und wer sie sieht erblicket sie mit Lust.
Kennst Du sie wohl? —
Emil! Emil!
Der Herzen schlagen früh für Dich so viel!

Kennst Du sie wohl, die einst ihn glücklich macht?
Noch schlummert sie in finstrer finstrer Nacht;

Ihr Namen ist uns allen unbekannt
Und unbekannt ist selbst ihr Vaterland.
Kennst Du sie wohl? —

O nein, o nein;
Doch wird auch sie einst Deine Tochter seyn,
Doch wird, wie wir, sie dieses Tag's sich freun.

Bei der Freund S**schen Verbindung, im Aprilmonat 1773.

Schon sinkt der Lenz auf blumigten Gefieder
Hinab auf unsre Flur.
Der Nord entflieht und Zephyr steigt hernieder —
Er haucht — schnell wandelt sich die Sonne der Natur.

Des Baches Eis zerrinnt; gelinder rauschet
Der laute Wasserfall,
Und Philomele, die im Haine lauschet,
Verstärkt mit schmetterndem Accent den Wiederhall.

Dank dir, verjüngter Lenz, für jede Freude,
Die unsre Brust durchglüht! —
Du scheuchst die Sorgen weg, so wie vor deinem Kleide
Des rauhen Wintersturmes Schneegewand entflieht. —

Auch Cypripor kommt mit gespanntem Bogen
Auf schnellen Fittigen
Von Paphien gesandt, zurückgeflogen
Zu neuem Siegsgepräng, von Amathuntens Höhen.

Schon langt er lächelnd aus dem goldnen Köcher
Den schärfsten Pfeil hervor,
Wetzt schärfer ihn, und weiht ihn ein zum Rächer
Für jede Brust, die Acidalien nicht schwor.

Jetzt spannt sein Arm die sieggewohnte Sehne — — —
Für wen? — für welches Herz? — — —
Dich Doris traf sein Pfeil? — Ja diese Thräne
Die Deinem Aug' entfließt, verräth den süßen Schmerz

In Deiner Brust, die von dem regen Feuer
Der Liebe, mit Gewalt
Emporgetrieben, stärker pocht und freier
Aus ihren Fesseln nun dem Aug' entgegenwallt.

Ja fühle nur der Liebe süßes Leiden,
Das Deinen Busen schwillt — —
Dort kommt er schon umringt von süßen Freuden
Der Wonnetag in feierlichen Glanz gehüllt —

Empfinde ganz von Freuden hingerissen
Die Du noch nicht gekannt,
Das Glück der Braut, und unter tausend Küssen
Verknüpfe Dich Gott Hymens wonnevolles Band. —

Dann fliehn in Deines Gatten Arm die Stunden
Mit schnellem Flug dahin — —
Ich seh's wie Dich, mit treuer Brust verbunden
Des trüben Kummers finstre Donnerwolken fliehn.

So schön glänzt nicht der erste Frühlingsmorgen
Wie Deiner Tage Glück;
Kein fürchterlicher Schwarm von bittern Sorgen
Vergällt Geliebte, Dir, Dein seliges Geschick. —

Heil Euch — der fernen Zukunft dunkler Schleier
Enthüllt sich meinem Blick — —
Ich seh — Euch kehret dieses Tages Feier
Nach funfzig Jahren noch mit neuem Glanz zurück. —

Alsdann stimm' ich zu höhern Jubeltönen
Hinauf das Saitenspiel
Und singe von den künft'gen Wonnescenen
Die Euch, die Liebe schuf, mit zärtlichem Gefühl. —

Zum Geburtstage meiner theuren Freundin W. T., die mir einst mehr als Freundin war, und seyn wollte. Den 19. November 1783.

Am jenem Tage da ich Dich
Zum erstenmal erblickte,
Und schnell der Wunsch der Liebe mich,
Zum erstenmal entzückte, —

Wie froh, o Theure, war ich da,
Wie selig im Entzücken,
Ach! durch der Zukunft Schleier sah,
Ich hin mit trunknen Blicken.

Noch seliger war ich als mir
Die Wolken plötzlich schwanden,
Die Anfangs zwischen mir und Dir
So trüb' am Himmel standen.

Sie schwanden als der erste Strahl
Der Hoffnung mich beglückte,
Und unverhofft nach kurzer Qual
Mich Leidenden erquickte.

O, weißt Du noch wie am Clavier
Du — «Ruh ich einst» *) — mir sangest,
Und wie Du Herz und Seele mir
Mit Deinem Ton entrangest?

Indeß ich Dir zur Seite stand,
Beim Klange Deiner Lieder,
Da drückt' ich zitternd Dir die Hand,
Du drücktest meine wieder.

Da, als von Deinen Lippen ich
Den Kuß der Liebe pflückte,
Und kühner nun, o Theure Dich,
In meine Arme drückte.

Und bebend mir Dein Mund gestand:
«Ich will die Deine werden,
«Und nichts zertrenne dieses Band
«Im Himmel und auf Erden.» —

*) Das Lied: Ruh ich einst auf ihrem Schooß u. s. w.

Da labte mich der Vorgenuß
Von süßen Himmelsfreuden,
Bei Deinem Lächeln, Deinem Kuß,
Vergaß ich alle Leiden.

Und träumte mich im Himmel schon,
Von Deinem Kuß berauschet;
Und hätt' um keines Königs Thron
Dich und mein Glück vertauschet.

Doch ach! mein Glück — es war ein Traum,
Der schnell vorüberzittert.
Zerschmettert ward es, gleich dem Baum,
Den rasch der Blitz zersplittert.

Ich stürzte wie in Nacht gehüllt,
Tief in des Grabes Höle.
Hier lieg' ich noch — das Schicksal füllt
Mit Schwermuth meine Seele.

Denn nie vergeß' ich, daß Du mir,
Einst mein zu seyn geschworen,
Und ewig fühl' ich, was an Dir,
Mein krankes Herz verloren.

Selbst dieser Tag, an welchem Dich
Die erste Sonne grüßte,
Und weinend Deine Mutter Dich
Zum erstenmale küßte,

Selbst dieser Tag vermag es nicht,
Den Gram hinweg zu scheuchen
Und meinem trauernden Gesicht
Will nicht der Schmerz entweichen.

Froh bist Du heute, froh, — doch ich
Steh' traurig da, und weine
Und die Erinnrung foltert mich:
Sie war — war einst die meine.

O schenkte dieser Tag mir heut,
Der Hoffnung kleinste Blüthe, —
Mit Dankgefühl und Seligkeit
Pflückt ich sie weg, die Blüthe,

Und segnete den Tag, der Dich
Einst dieser Welt gegeben,
Und der, wenn Du ihm winkst, auch mich
Zurückberuft in's Leben.

Bei Übersendung eines Armbands.

An seine Braut.

Hier, theures Mädchen, ist mein Bild;
Ganz bin ich's doch wol nicht!
Die Liebe, die mein Herz erfüllt,
Siehst Du im Bilde nicht.

Ode,
dem Geburtstage der Freunde Minervens und der Musen gesungen im Maimonat 1773.

Triumph! — Triumph! — Schon steigt, den jugendlichen Kranz
Von Florens Hand um seine Stirn, im Frühlingskleide
Ein Wonnetag herauf, begleitet von der Freude
Und vom mäandrisch-labyrinthschen Tanz

Der Charitinnen, die im luftigen Gewand
Ihn tanzend feierten seit fünf Olympiaden
Den Jubeltag, der aus dem Schooße der Najaden
In lichten Glanz gehüllt, sich heute wand. — —

Ha wie durchglüht den aufgeschwollnen Busen mir
Die trunkne Wuth Lyäens und der Aoniden,
Ich will ja singen, Gott der Barden und Druiden
Begeistert großer Delius von Dir. —

Ja singen will ich von der Castalinnen Fest,
Die diesen Tag, geschmückt mit frischen Myrthenkränzen
Hesperiens, mit Liedern feiern und mit Tänzen,
Bis Titans Strahl den Horizont verläßt. — —

Denn war's nicht dieser Tag, der Euch zum ersten mal,
Euch Pataviden, sah und feierlich begrüßte,
An dem Minerva Euch zum ersten male küßte
Euch froh gesellte zur beglückten Zahl

Der ihr geliebten Göttersöhne des Apoll,
Und Eurem Genius, dem Phöbus Euch vertraute
Der Sylphen freundlichsten, mit dem Accord der Laute
Euch sanft in Schlaf zu singen anbefohl? —

Sie wachten über Euch und wehrten durch Gesänge
Und Saitenspiel, daß nicht auf schwarzen Rabenflügeln
Mit schweren Schreckensträumen Morpheus von den Hügeln
Der Finsterniß auf Euer Auge sank —

So floh der Träume Schwarm und jede andre Brut
Erzeugt vom Erebus und von den Eumeniden
Vor Eurem Rosenlager, das der Pegasiden
Und Charitinnen Chor mit Männermuth

Beschützte, schnell vorbei — Gleich nahte sich geschwind,
Doch schüchtern nur, ein Heer von Amoretten
Umschlangen Euch mit Rosen — und mit Veilchenketten
Und tanzten um Euch her ein Labyrinth —

So, Freunde, flohn Euch in der Pierinnen Schooß
Die Tage schnell dahin — und nun — und nun enthülle
Du Nacht der Zukunft dich! — Ich seh's — des Schicksals Wille
Bestimmt für Euch Fortunens größtes Loos. —

Doch, Freunde, wenn nun einst Latonens Göttersohn
Für wacher Nächte Fleiß Euch um die Stirn geschlungen
Den frischen Lorbeerzweig, und wenn Ihr nun errungen
Den Dichterkranz und den verdienten Lohn:

Vergeßt Ihr dann mich und der Freundschaft Harmonie
Vergeßt Ihr dann die Treue die wir uns geschworen? —
Nein, Ihr vergeßt sie nicht — der Euch geboren
Knüpft fester noch das Band der Sympathie! —

Ja, Freunde, trennte gleich der Parze Wink von hier
Und Euren Armen mich durch tausend Parasangen,
Und stürmten gleich des Unglücks drohende Phalangen
Auf mich: — ihr bliebet unvergeßlich mir.

An unsre gute Großmutter.

Im Wams und im Höschen
Kommt Wilhelm, und Röschen
Führt für ihn das Wort,
Denn hier ist der Ort,
Wo selber zu reden
An Herz es ihm fehlt.
Drum bin ich dem Blöden
Zum Vormund gewählt.
Sieh liebe Großmutter
Ich bin Doktor Luther
En miniatüre
Darum gratulire
Ich Dir so ganz gerade
Und simpel und rund:
Es wäre ja schade
Bliebst Du nicht gesund.
Nein alt sollst Du werden
Bis ich nicht mehr jung

Und schmecken auf Erden
Noch Freuden genug:
Bis endlich der Himmel
Mit besserm Dich nährt
Und Dich kein Getümmel
Der Enkel mehr stört.
Zwar will ich die Schwestern
Nicht bei Dir verlästern,
Doch wahr ist's, sie kakeln,
Rumorn und spectakeln
Wohl toller als ich.
Doch lieben sie Dich
Wie Zucker und Butter,
Du liebe Großmutter,
So lieben sie dich.
Drum bringen sie heute,
Als fleißige Leute,
Dir etwas zur Wärme
Für Füße und Ärme,
Ich aber zu dumm
Und fast noch halb stumm,
Ich, Großmutter, lerne
Für Dich so gerne
In aller Eile
Die letzte Zeile
Und sage Dir:
«Bleib lange noch hier.»

Hochzeitfeier.

Sey uns gegrüßt, o glücklich Paar,
Heut ist der frohste Tag im Jahr
Horcht auf!
Was unsre Herzen heut empfinden,
Das wollen singend wir verkünden,
Horcht auf zu unsrer Laute Klang,
Tönt froher Festgesang!
Horcht auf!

Die Liebe streuet Blumen euch,
Und macht euch in Gedanken reich,
Schaut auf!
Der Kranz der Liebe kann nie welken,
Er überlebet Myrth' und Nelken,
Horcht auf, in unser Saitenspiel,
Tönt frohes Mitgefühl!
Horcht auf!

Heil Dir, Heil Dir o Bräutigam,
Der Kummer flieht, es flieht der Gram
Horch' auf!
Die Liebe bannet finstre Grillen,
Den herbsten Schmerz weiß sie zu stillen,
Horch auf zu unsrer Laute Klang,
Tönt froher Festgesang!
Horch auf!

Heil Dir, Heil Dir, geliebte Braut,
Denn heut wirst Du dem Mann vertraut.
Schau auf!

Dem

Dem Mann, den sich Dein Herz erkoren,
Das ihm ersetzt was er verloren!
O, horch' auf unser Saitenspiel
Mit zärtlichem Gefühl!
Horch auf!

Dir lispelt aus des Himmelslicht
Die Schwester zu: «Vergiß mein nicht!«
Horch auf!
Dich sollen mutterlose Waisen
Als eine gute Mutter preisen,
Sie freun der neuen Mutter sich
Und werden gut durch Dich!
Schau her!

Schläft einst ein Sohn in Deinem Schooß,
So werd' er Dir zur Freude groß.
Horch' auf!
Das schönste Ziel soll er erreichen,
Das heißt, er soll dem Vater gleichen,
Ja wohl sey er dem Vater gleich,
Wie er am Geiste reich.
Ja wohl!

Fest sey der Mann, sanft sey die Frau,
So wird die Liebe nimmer lau.
Horcht auf!
Mag Reiz und Jugend dann veralten,
Die Liebe kann doch nicht erkalten,
Es tönt in unser Saitenspiel,
Der Freundschaft Mitgefühl.
Horcht auf!

Des Schicksals Hand ist kalt und schwer,
Des Lebens Schiff schwankt hin und her; —
Getrost!
Allein der Strom der Liebe funkelt
Auch wenn der Himmel sich verdunkelt.
Es tönt in unser Saitenspiel
Der Freundschaft Mitgefühl:
Glück auf!

Einem ländlichen Freunde.

Fried' und Freude dem Pastor zuvor und traulichen Handschlag.
Sieh Du winkest mich freundlich in Deine Fluren hinüber,
Bietest mir duftende Sträuße von thaubethränten Violen
Und den Weltkampf der Amazonen und Helden des Dorfes
Die ich Dir dann mit dem Lorbeer des Siegsgesanges bekränzte.
Aber bötest Du mir auch Küsse des holdesten Mädchens
Auf den rosigten Lippen; dennoch so könnt ich nicht kommen.
Gern zwar flög' ich zu Dir auf brausenden Flügeln des Adlers,
Aber das Schicksal hängt mir ein Blei quer über den Fittig,
Daß ich dem Strauße gleich strebe zu fliegen und dennoch nicht fliege,
Wenn schon die Stürme des Herbstes die Locken der Bäume zerwühlen,
Und die welkenden Blätter den traurenden Garten bedecken.

Schluß der am 16. April 1771 im Namen der abgehenden Commilitonen gehaltenen Abschiedsrede.

An St —

— — — — — — — — — — — — —

Hier war es, wo in heitern Freuden,
Um welche wir als Mann den Jüngling oft beneiden,
Uns ungestört des Lebens Lenz verfloß:
Hier, wo ein Seraph uns in unsre Busen
Zuerst Empfindungen des Christen goß,
Und wo im Schooß wohlthät'ger Musen
Vor uns so mancher schon den Unterricht genoß —
Wie süß es sey, Wohlthätern danken können,
Wie bitter auch, vor Dankbegierde brennen,
Und nur wie wir an Wünschen reich zu seyn:
Hat nie ein Herz wie unsres jetzt empfunden.
Wenn kömmst du einst, o glücklichste der Stunden
Wo unser Herz kann thätig dankbar seyn!
Wir können nichts, als aus der Vorsicht Höhen
Das größte Glück für dieses Haus erflehen,
Nichts als mit feuchtem Blick den Wunsch zum Himmel schicken:
Er wolle Dich, Wohlthäter unsrer Jugend,
Dich theurer Mann und Deine Tugend
Und ganz Dein werthes Haus beglücken.
Er segne stets Dein heiliges Bemühen,
Dem Reich der Tugend und der Welt
Die treusten Bürger zu erziehen,
Und dort wird einst in einer bessern Welt
Ein ew'ger Palmenzweig um Deine Schläfe blühen. —

Auch Ihr, Geehrteste, die Ihr durch weise Lehren
So manches Herz der Tugend zugeführt,
Empfangt den Dank der Euch gebührt,
Und glaubt daß wir als Greise Euch noch ehren,
Wie wir als Jüngling' Euch geliebt.
Die Vorsicht wird den frommen Wunsch erhören,
Nichts müsse Euer Glück, nichts Eure Ruhe stören,
Bis sie Euch einst den Lohn der Frommen giebt. —
Schon seh' ich diesen Wunsch von tausenden begleitet
Von manchem Glücklichen, den Ihr wie uns gelehrt,
Der Tugend treu zu seyn, und der sie nun verehrt,
Und den Ihr auch zum Dienst des Staates zubereitet,
Schon seh' ich seinen Wunsch mit unserm sich vereinen
Und vor dem Thron der Gottheit itzt erscheinen;
Und Gott erhöret ihn; er strömet Heil und Segen
In einem milden Gnadenregen
Auf Euch und Eur' Bemühn herab — — u. s. w.

An den Montagsklub
bei seiner Jubelfeier den 16ten April 1798.

Parodie des Göthischen Liedes: Kennst du das Land u. s. w.

Kennt Ihr den Tag, der heut so festlich ist,
Daß selbst der Greis sein Alter gern vergißt?
Den Jubeltag, der heute funfzig Jahr
Der Freundschaft und der Freude heilig war?
Kennt Ihr ihn wohl?
Für ihn, für ihn,
Läßt heut der Lenz die ersten Rosen blühn.

Kennt Ihr das Jahr in dem der Freundschaft Hand
Den Kranz des Klubs aus Rosenknospen wand?
War's nicht ein ewig unvergeßlich Jahr,
Das Fried' und Wein für Deutschland einst gebar *),
Kennt Ihr es wohl?
Am Rhein, am Rhein,
Wuchs damals Fried' und wuchs ein edler Wein.

Kennt Ihr das Jahr, das neuen Frieden schafft? **)
Schon keimt aus Blut ein neuer Traubensaft;
Zerstückt wird zwar das deutsche Vaterland,
Doch endlich auch die Furie gebannt,
Kennt Ihr sie wohl?
O Krieg, o Krieg!
Mit Wunden lohntest du, ach! nicht mit Sieg.

Kennt Ihr den Mann, der diesem Kreise fehlt,
Den Rastadt zu den Friedensstiftern zählt? —
Vergißt der Montagsklub den edlen Mann,
Der ernst und lachend Herzen leicht gewann?
Kennt Ihr ihn wohl?
Heil dir, o Dohm!
Der Ölzweig keimt am deutschen Scheidestrom.

Kennt Ihr den Greis, der diesem Kreise fehlt?
Den dieser Klub zu seinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an seinen Busen drückt,

---

*) Anspielung auf das Stiftungsjahr des Klubs 1748, das durch den Aachner Frieden, und durch seinen Rheinwein merkwürdig ist.

**) Zu Rastadt.

Auch Ihr, Geehrteste, die Ihr durch weise Lehren
So manches Herz der Tugend zugeführt,
Empfangt den Dank der Euch gebührt,
Und glaubt daß wir als Greise Euch noch ehren,
Wie wir als Jüngling' Euch geliebt.
Die Vorsicht wird den frommen Wunsch erhören,
Nichts müsse Euer Glück, nichts Eure Ruhe stören,
Bis sie Euch einst den Lohn der Frommen giebt. —
Schon seh' ich diesen Wunsch von tausenden begleitet
Von manchem Glücklichen, den Ihr wie uns gelehrt,
Der Tugend treu zu seyn, und der sie nun verehrt,
Und den Ihr auch zum Dienst des Staates zubereitet,
Schon seh' ich seinen Wunsch mit unserm sich vereinen
Und vor dem Thron der Gottheit itzt erscheinen;
Und Gott erhöret ihn; er strömet Heil und Segen
In einem milden Gnadenregen
Auf Euch und Eur' Bemühn herab — — u. s. w.

An den Montagsklub
bei seiner Jubelfeier den 16ten April 1798.

Parodie des Göthischen Liedes: Kennst du das Land u. s. w.

Kennt Ihr den Tag, der heut so festlich ist,
Daß selbst der Greis sein Alter gern vergißt?
Den Jubeltag, der heute funfzig Jahr
Der Freundschaft und der Freude heilig war?
Kennt Ihr ihn wohl?
Für ihn, für ihn,
Läßt heut der Lenz die ersten Rosen blühn.

Kennt Ihr das Jahr in dem der Freundschaft Hand
Den Kranz des Klubs aus Rosenknospen wand?
War's nicht ein ewig unvergeßlich Jahr,
Das Fried' und Wein für Deutschland einst gebar *),
Kennt Ihr es wohl?
Am Rhein, am Rhein,
Wuchs damals Fried' und wuchs ein edler Wein.

Kennt Ihr das Jahr, das neuen Frieden schafft? **)
Schon keimt aus Blut ein neuer Traubensaft;
Zerstückt wird zwar das deutsche Vaterland,
Doch endlich auch die Furie gebannt,
Kennt Ihr sie wohl?
O Krieg, o Krieg!
Mit Wunden lohntest du, ach! nicht mit Sieg.

Kennt Ihr den Mann, der diesem Kreise fehlt,
Den Rastadt zu den Friedensstiftern zählt? —
Vergißt der Montagsklub den edlen Mann,
Der ernst und lachend Herzen leicht gewann?
Kennt Ihr ihn wohl?
Heil dir, o Dohm!
Der Ölzweig keimt am deutschen Scheidestrom.

Kennt Ihr den Greis, der diesem Kreise fehlt?
Den dieser Klub zu seinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an seinen Busen drückt,

---

*) Anspielung auf das Stiftungsjahr des Klubs 1748, das durch den Aachner Frieden, und durch seinen Rheinwein merkwürdig ist.

**) Zu Rastadt.

Seit ihn der Tod für uns zu früh entrückt. *)
Kennt Ihr ihn wol?
Um ihn, um ihn,
Klagt dieser Klub, und mit ihm klagt Berlin!

Kennt Ihr das Land, wo unser Ramler wohnt?
Das Land wo unbemerkt und unbelohnt,
Kein Veilchen welkt und kein Verdienst versinkt,
Wo nach dem Sturm ein sichrer Hafen winkt. —
Kennt Ihr es wohl? —
Dahin, dahin
Soll nur erst spät ein jeder von Euch ziehn. —

Zum Geburtstage der Mutter.

Am 19ten November 1790.

Immer, liebe Mutter, freute
Sich Dein Röschen, wenn ein Jahr
Deines Lebens sich erneute.
Dieser Tag, o Mutter, war

Mir schon oft ein Fest gewesen,
Heute freu' ich doppelt mich,
Heisa! denn nun kann ich lesen
Und das lernt ich ja durch Dich.

*) Nur fünf Tage vor der Feier starb Ramler, einer von den Stiftern des Klubs.

Auch hast Du in diesem Jahr
Einen Bruder mir gegeben!
O was das für Freude war!
Lange — lange soll er leben!

Soph'chen und Lisettchen freuen
Beide herzlich sich mit mir.
O wir wollen in dem neuen
Jahre Deines Lebens Dir

Täglich — täglich Freude machen,
Wollen gut und fleißig seyn,
Wollen scherzen, wollen lachen,
Aber niemals trotzig schrein ꝛc.

Empfindungen bei meinem bevorstehenden Abschiede von Frankfurt.

Wie schnell! Wie schnell seyd ihr beglückte Stunden
Wie schnell seyd in der Freundschaft sanftem Schooß
Ihr mir entflohn, und Träumen gleich verschwunden,
Wie traurig ist mein Loos!

Schon flohen sie, die besten meiner Brüder
Und meine Laute klagte den Verlust;
Doch itzt — Tief drückt er mich zu Boden nieder,
Der Gram in meiner Brust.

Denn bald, ach! nur zu bald ruft auch von denen,
Mit welchen es mich noch bisher vereint,
Mein Schicksal mich hinweg, und meine Thränen,
Ach! sind umsonst geweint.

Umsonst wünsch' ich die frohen frohen Tage
Der Freundschaft mir von dem Olymp zurück.
Umsonst! Entflohn sind sie, und keine Klage
Erweichet das Geschick.

Ich fliehe; doch von Euch, von Euch verlassen,
Die ich geliebt und die Ihr mich geschätzt — —
Doch wärt Ihr fähig mich dereinst zu hassen,
So haßt mich lieber jetzt. —

Ihr seyd es nicht! Ein ew'ges Band der Liebe
Knüpft Eure Seele an die meine fest,
Ihr seyd, und wenn auch keiner mehr mir bliebe
Noch meiner Freunde Rest.

Dann donnre das Geschick! Mit heit'rer Miene
Seh ich des Unglücks Blitz, wenn Ihr mich liebt!
Doch Wonne wenn die Stunde bald erschiene
Die Euch mir wiedergiebt.

An K••••n. Den 9ten Februar 1775.

Wie schnell! Wie schnell entflohen mir die Stunden
Hier in der Liebe Schooß an Deiner Hand! —
Ach Träumen gleich ist sie dahin geschwunden
Die Lust die ich empfand! —

O wie durchdrang mit seeligem Entzücken
Zum erstenmal die Liebe mein Gefühl,
Als mich auf kurze Zeit hier zu beglücken,
Es dir, o Gott, gefiel.

Ach nur zu kurze Zeit! — Sie ist entflohen —
  Umsonst! umsonst wünsch' ich sie jetzt zurück;
Mein Schicksal winkt — Ich folge — doch sein Drohen
  Seh' ich mit finstrem Blick.

Verstohlen fließt hinab von meinen Wangen
  Die Zähre die mein Abschied mir entreißt; —
O Liebe, Liebe, zärtlichstes Verlangen,
  Wie quälst du meinen Geist! —

So fühlt' ich nie in meinem Busen wüthen
  Des Kummers und des Grams zweischneidig Schwerdt.
Doch Trost! die Freuden die hier für mich blühten,
  Sind meines Grames werth. —

O seelig seelig waren sie die Stunden,
  Die mir der Vorsicht Güte hier verlieh. —
Was meine Brust in ihnen hier empfunden
  O das empfand ich nie.

Und wagt' ich es mit ausgesuchten Bildern
  Und übertünchten Dichterkünstelein
Dir das Gefühl das mich durchglüht zu schildern,
  Wie klein wär dies, wie klein!

Ode,
dem glücklichen Alter Friedrichs des Großen.

Den 24sten Januar 1781.

Wenn im Mittag die Sonne,
Glühend und blendend am Himmel steht —
Dann schimmert kein leuchtend Gestirn;
Alle strahlende Fürsten der Nacht,
Verschleiern sich vor dem blendenden Glanz,
Beten des Tages Königinn an.

Von ihrer Höhe schaut sie stolz herab,
Geußt Licht und Wärme nieder;
In reinen Bächen quillt
Leben, Wonne, quillt herab.
Ohne sie hüllete Nacht,
Hüllete Grauen des Todes uns ein.
Doch bebt vor ihr der scheue Blick
Geblendet zur Erde nieder;
Von ihrem Bogen fahren feurige Pfeile
Jedem kühnspähenden Aug' entgegen.
Aber wenn sie mit sengender Gluth
Die durstigen Gefilde dörrt —
Dann blickt die lechzende Flur,
Und die schmachtende Blume,
Von ihr selber geliebt und genährt,
Blicket voll Wehmuth empor.
Und siehe! die gerührte Monarchin
Zeucht aus den stolzen Strahlenpanzer und den Flammenschild,
Hüllet in thauenden Wolkenschleier sich ein.

Da strömet Segen hernieder,
Und tränket Gefild und Wald.
Gestärkt erheben ihr Haupt
Die Töchter der Flur und des Gartens,
Lächeln der himmlischen Allernährerinn Dank. — —

Wenn am Abend die Sonne
Mild und freundlich am Himmel steht —
Wonnevoll schauet sie dann
Auf die glänzende Laufbahn
Des heißen Tages zurück,
Schauet reifen die goldene Saat,
Die ihr belebender Strahl
Aus dem Schooße der Erde rief.
Dann sieht sie die Zähre des Danks
In dem Auge des Schnitters beben,
Der mit Entzücken die vollen Ähren zählt,
Und ihre Zahl vergißt.

O Lichtverbreiterin, du leuchtest
Am Abend so helle der Welt,
Wie am Mittag du glänztest.
An deinen Strahlen wärmet der Kranke sich,
Saugt mit begierigen Zügen sie ein,
Und fühlet mit Jugendkraft sich gestärkt.
Dir gegenüber lagert der müde Pilger sich,
Blicket nun froh in dein glühendes Antlitz,
Das des langen Wohlthuns Bewußtseyn
Mit höherer Röthe färbt;
Weile, ruft er, himmlische Pflegerin,
Weile du lange — lange noch

An dem vergoldeten Horizont,
Und spät — spät verlösche dein Licht. — —
Verlöschen? — Nein, nie verlischt die Sonne.
Doch wenn sie von uns einst scheidet —
Unsre Thränen folgen ihr nach;
Aber sie selber leuchtet dann
Andern Welten mit nie verlöschendem Glanz. —
Dann werde der silberhelle Mond,
Der itzt bescheiden neben ihr schimmert,
Funkelnde Sonne, wie sie!

An meinen Freund Z** an seinem Hochzeittage.

Berlin den 29sten Oktober 1782.

Gedenkst Du noch der frohen Zeiten,
Da Hand in Hand,
Am Oderstrand,
Wir unsrer Jugend uns freuten?
Da wir im Glanz der Frühlingssonne,
Die uns beschien,
Die Bande knüpften, die so viel Wonne
Mir schon verliehn? —
Ich eilte Dir, Du mir entgegen,
Und sieh! ich fand,
Auf meinen damals dunklen Wegen,
In Dir das Herz, das mich verstand.
Du weißt es Freund, mich Jüngling drückte
Des Trübsinns Last
Zu Boden fast,
Eh mir es glückte,

Den Freund zu finden,
In dessen Arm
Ich bald den Schwarm
Der Sorgen sah verschwinden.
Und heitrer ward die Stirne, die in Falten
Sich wie die Stirn des Greises zog,
Und sie, die lang' in ihren Fesseln mich gehalten,
Die finstre Menschenscheu verflog.
Du lachtest weg von meiner Stirn die Sorgen,
Die fast zur Freude mich verstimmt,
Und bliesest Funken an, die bis dahin verborgen
In meiner Brust geglimmt.
Da stiegen wir mit kühnvereinten Schritten
Minervens steile Bahn
Voll Muth hinan,
Und bebten nicht, wenn wir im Eilen glitten.
Wir freuten uns der Blumen, die wir fanden,
Und pflückten sie,
Auch wann mit Müh
Wir hin durch Dornen uns wanden. —
Sie sind dahin, die frohen, frohen Stunden;
Freund wie ein Morgentraum
Sind sie mir hingeschwunden.
Der Jüngling wuchs zum Mann, und merkt' es kaum.

O Du, den mir in jenen frohen Jahren
Mein Genius wohlthätig zugesellt,
In denen man noch nichts von alledem erfahren,
Was uns als Mann so oft den Freudentrank vergällt;
Wo man das Leben noch für lauter Frühling hält,
Wo im Genuß der Freiheit uns noch keine Grille,

Und kein Gespenst der Ruhmsucht zwickt und zerrt,
Und uns noch keines andern, höchstens eigner Wille,
In einen Käfig sperrt —
Du kennest mich. Das Herz, nicht kalter Spruch des Mundes
Knüpft uns so fest seit jener goldnen Zeit;
Noch fester band uns hier das Siegel jenes Bundes
Der Weisheit und Verschwiegenheit.

Mein brüderlicher Freund, wenn heut
An diesem Dir so frohen Tage,
Ich Dir mit nassem Blick
Und warmen Händedruck nichts weiter sage,
Als dies: Mich freut Dein Glück —
So nimm dies nicht für kalte
Sinnleere Gratulation.
Stets haßt' ich, seit als Kind ich lallte,
Der Komplimente Modeton.
Wohl Dir! Du hast — Du hast gefunden,
Ein gutes Weib, des Lebens glücklichsten Gewinn,
In ihrem Arm flieh'n Dir die Stunden
Wie Augenblicke hin.

So wandle dann im Sonnenglanz,
Berauscht von Deines Weibes Kusse. —
Allein, verzeih — Vergiß, in dem Genusse
Der Liebe, nicht des Freundes ganz;
Und höhn' ihn nicht, so glücklich Du auch bist,
Weil's ihm noch nicht so gut wie Dir geworden,
Und er bis jetzt in dem von Dir verlaßnen Orden
Des Cölibats noch Mitglied ist.

Ode an den Kronprinzen von Preußen.

Den 25sten September 1779.

Fortes creantur fortibus et bonis.
Hor.

Heil Dir, Erbe des Heldenthrons, den auf trotzendem Felsen
Friedrich der Volkesbeglücker, zuerst
Unzertrümmerlich gründete! Heil Dir glorreicher Feldherr,
Du dem jegliches brennische Herz,
Seit aus des Krieges Gefilden Du kehrtest, auf Flügeln der Hoffnung
Rascheren Schwunges entgegen itzt fleucht! —
Ha! wie rauschet, grünend im unverwelklichen Glanze,
Um die Scheitel und Heldenstirn Dir
Jener errungene Lorbeer, welchen Du auf der Sudeten *)
Wolkenumhülleten Gipfel gepflückt! —
Tag der Wonne, der Dich den Wünschen des Volkes einst schenkte!
Immer sank er uns festlich herab,
Immer die Locken mit duftenden Blumen der Freude durchflochten;
Aber noch nimmer so festlich als heut.
Denn erfüllet wird nun der weihende Segen, den schwebend
Über der Wiege des Heldensohns einst

*) Das Gebürge zwischen Böhmen und Schlesien.

Unsers Vaterlands Genius aussprach: »Werde wie
Friedrich!«
Unter klirrendem Waffengeräusch
Wardst Du geboren — ein festlicher Tag dem streiten-
den Oheim!
Doch im Schatten der Palme, die er,
Als der Schlachten Getümmel zum zweiten male ver-
stummte,
Mit der siegenden Rechte gepflanzt,
Blühtest Du auf, und wuchsest, Wonne dem ersten der
Fürsten,
Wonne dem hoffenden Bürger empor. —
Noch zu schwach war Dein Arm, da des dritten Orka-
nes Gesause,
Tobend aus Westen und Norden und Süd,
In die Segel des Brennischen Schiffes blies, stolz sich
vermessend,
Es in die Wogen hinunter zu wehn.
Ungeduld klopfte Dein Herz, da Du gerufen von
Friedrich
Schautest der ruhenden Sieger Gewühl.
Damals loderte Dir in der glühenden Seele des
Jünglings
Jener befriedigte Flammenwunsch auf,
Nachzuklimmen des Oheims Felsenbahn, welche mit
Grauen
Manchen schwindelnden Fürsten erfüllt,
Der viel lieber im blühenden Thale gaukelnd umher-
hüpft. —
Frühe sprüheten Funken Dir aus,
Die hinein in die Nacht der dunklen Zukunft uns glänzten,
Und

Und wir schauten voll Freuden hinein.
Aber im jüngst verzognen Gewitter des Krieges — wie flogen
Rings um Dich kreuzende Blitze daher,
Blitze, die ersten Verkünder des laut nachhallenden Donners!
Joseph und Laudon wie stauntet ihr da! —
Friedrich selber erstaunet ob dem neuen Lukullus, *)
Nennet mit Freudenthränen ihn Sohn. — —
Wenn Europens Sonne, vor deren Glanze die Völker
Niederschlugen den blinzenden Blick,
Während sie unsre Fluren gedeihen ließ, — wenn sie einst sinket — —
Ach! dann weinen wir traurend ihr nach,
Und ihr Gedächtniß verlischet nimmer im Herzen des Brennen;
Aber dennoch erzittern wir nicht,
Daß uns nächtliches Dunkel umhülle. Es steiget dann eine
Neue Sonne den Brennen herauf,
Flammend wie jene mit eigenem Glanze, kein Mond, der geborgten
Schimmer zur schlummernden Erde verstreut.

---

*) Lukullus zeigte sich, ohne vorher schon einen Feldzug gethan zu haben, auf einmal in dem Kriege gegen den Mithridat, zum Erstaunen des ganzen römischen Volks, als einen der größten Feldherrn.

An das beginnende Jahr.

1798.

Paciferae manu ramum praetendit olivae.
Virg.

Heil Dir, glückliches Jahr! Mit dem Ölzweig des Friedens gekränzet,
Sinkst Du zur Erde herab.
Heil Dir, glückliches Jahr! Die Wunden der Menschheit zu heilen
Hat Dich die Gottheit bestimmt.
Lange blutete sie. Selbst Sonnen und Monden erloschen,
Nur nicht die Fackel des Kriegs.
Siehe wie Furien kamen und schwanden sechs blutige Jahre,
Tränkten die Berge mit Blut,
Färbten die Ströme mit Blut, mit Blut die wogenden Meere,
Düngten die Fluren mit Blut.
Aber die glühende Lava verheerte Fluren und Weinstock,
Schüttete Staaten in's Grab,
Thronen versanken, und aus dem Schooße des kreisenden Chaos
Stiegen Staaten empor. —
Heil Dir, glückliches Jahr! Schon sprosset neben der Palme
Wieder der Ölbaum hervor.

Frieden! Willkommen o Frieden! So hallen die Klüfte der Alpen,
Hallen die Ufer des Rheins.
Zwar es wurden am rauchenden Bundesaltare des Friedens,
Völker zum Opfer gebracht.
Selbst die stolze Venetia fiel, die Verlobte des Meers,
Auch im Tode noch groß;
Über der Gruft der Geopferten reichten sich, endlich versöhnet,
Deutschland und Frankreich die Hand. —
Frieden theuer erkauft! — sey dennoch der Menschheit gesegnet!
Schöpfer der Menschheit bist du.
Denn du schufest einst Menschen aus wilden reißenden Thieren;
Aber auf's neue zum Thier
Sinket die Menschheit hinab, sobald der Dämon des Krieges
Ihre Sinnen bethört. —
Väter der Völker, wann schonet ihr endlich des Blutes der Söhne?
Wollet ihr nimmer den Krieg
Neben den Cerberus ketten tief an die Pforten der Hölle?
Wann wird endlich durch euch,
Friede, nicht ferner nur laurende Ruhe, nein, Ende des Würgens,
Ende des Brudermords seyn? —
Heil Dir glückliches Jahr! Zur Wiege des ewigen Friedens

Hat Dich die Gottheit bestimmt.
Neue Schöpfung beginnt; die wiedergebohrene Menschheit
Hebet ihr Antlitz empor,
Sprenget muthig des Irrthums und Frevels rasselnde Ketten,
Die sie Jahrhunderte trug;
Aber sie ehret die sanften Bande geselliger Ordnung,
Ehret den Vater des Volks.
Friedrich Wilhelm, auch Dich, o Friedrichs Zögling verehret
Dankbar Dein glückliches Volk.
Deines strahlenden Thrones Pfeiler sind Weisheit und Liebe;
Nimmer stürzen sie ein.
Keine Mauer von Erz versperret der Wahrheit den Zugang,
Keine Mauer von Erz
Trennet den König vom Volk; die Fesseln des Fleißes der Bürger
Reissest Du selber hinweg,
Löseteſt selber die lähmenden Fesseln des Geistes, und öffnest
Neue Pforten dem Licht.
Siehe, so strahlet Dein Thron im Sonnenglanze der Wahrheit
Deinem erleuchteten Volk.
Höre sein Jauchzen: Schön ist das Morgenroth, schön wird der Mittag,
Schön noch der Abend einst seyn.

An meine Wilhelmine zu ihrem Geburtstage 1784.

Glücklich, glücklich ist der Mann
Der ein Weib wie ich gewann,
Die ihm jeden Tag des Lebens
Froh mit Blumen überstreut,
Und sich mit ihm nie vergebens
Ihrer treuen Liebe freut.

Glücklich, glücklich ist der Mann
Dem die Hoffnung einst zerrann
Und ihm wieder ward verliehn,
Um ihn stärker zu beglücken,
Und mit freudigem Entzücken
Seine Seele zu durchglühn.

Glücklich, glücklich ist der Mann
Der wie ich einst sagen kann:
Siehe sie ist ewig dein!
Die mein trunkner Geist sich dachte
Wenn ich träumte, wenn ich wachte,
Ist auf ewig, ewig mein!

Dieser frohe Tag, o Theure,
Der Dich einst für mich gebahr
Sey mir festlich immerdar.
Wenn ich ihn als Greis einst feire
Seh ich mit vergnügtem Blick
Auf des Lebens Bahn zurück.

Zum Geburtstage meiner theuren Wilhelmine den 19ten November 1785.

Willkommen Tag! Ich feire
Mit Dank und Freude dich.
Denn du gebarst die Theure
An deren Busen ich

Der Liebe Glück empfinde
Das größte Erdenglück! —
Wie flogen so geschwinde
Und wie ein Augenblick

Die Monden mir vorüber,
Seit mir mit ihr vereint,
Jedwede Freude lieber
Der Kummer leichter scheint! —

O Minna blicke heute
In das verfloßne Jahr,
Wo ich an Deiner Seite
So froh und glücklich war.

Zwar bracht' es Dir viel Leiden,
Und manchen bittern Schmerz;
Doch süße Mutterfreuden
Beseligten Dein Herz.

Sieh wie Dein Röschen blühet
Und sehnend nach Dir blickt,
So bald sie Dich nur siehet —
Und fühle Dich beglückt.

Ja Freudenthränen weinet
Dein Auge, wenn sie Dich
Entzückt zu fragen scheinet:
O Mutter liebst Du mich?

Kehrt dieses Tages Sonne
Noch einmal uns zurück,
Dann wünscht Dir — o der Wonne,
Auch Röschen lallend Glück.

Ode
bei der Friedensfeier in der Loge zu den drei Weltkugeln den 24. Junius 1779 vorgelesen.

Fürchterlich hing voll donnergebährenden Wolken der Himmel,
Blitze durchkreuzten die plötzliche Nacht;
Angstvoll schwankte der Nachen im wogenden Meer, und die Wellen
Öffneten schon den verschlingenden Schlund.
Sieh! da wehten mit sanftem ruheverheißenden Säuseln,
Zephyr über die Ufer des Rheins
Und der bereifte Boreas über des Oby Gestade,
Wehten und trieben das Donnergewölk,
Das an Germaniens Himmel dahinzog, froh aus einander,
Daß nun wieder im strahlenden Glanz
Die verhüllete Sonne des Friedens lächelnd hervortrat. — —

Tag des Schreckens wie zitterten wir,
Als, mit dem Schwerte gegürtet, uns unser Vater enteilte,
Mit ihm sein sieggewöhnetes Heer.
Ach! ihm folgte das thränende Auge von Weibern und Müttern,
Und der jüngst verlobeten Braut,
Der die Gespielinn zum bräutlichen Kranze die Blumen schon pflückte:
«Streite, rief sie dem Jünglinge nach,
Streit' und kehre mit männlichen Narben des Ruhms in die Arme
Deiner» — Sie schwieg, und trocknete sich
Siegende Zähren vom Aug'. Oft wenn mit schreckenden Träumen
Nieder vom Himmel sich senkte die Nacht,
Stand im Todtengewande vor ihr der blutende Jüngling,
Daß sie zitternd dem Lager entsprang,
Und er — kehrte zurück. — Schon flossen, Himmel! schon flossen
Rauchende Bäche vergossenen Bluts!
Also bebten wir täglich. Da winkte der Weltenerbauer,
Daß der Bach zum Strome nicht schwoll. —
Seeliger Tag, da Friedrich und Austrasiens Fürstinn
Ruhe den klirrenden Schwertern gebot;
Da der wiederkehrende Friede Wonne dem Volke,
Den Geliebten der harrenden Braut,
Und den verwaiseten Fluren Pflüger und Rosse zurückgab!
O des seeligen Tages, an dem

Er der Riese der Fürsten, zu welchem mit neidischen Augen
Wie zum sonnenaufsteigenden Berg,
Fürsten der Mitwelt und einst der staunenden Nachwelt hinaufschaun,
Da er vom wirbelnden Jubelgeschrei
Seines ihn liebenden Volks, wie Vater von Kindern umjauchzet,
In die Thore des Brennischen Roms,
Ohne des stolzen Triumphes leeres Gepränge hineinzog. —
Friedrich, palmenumblüheter Held,
Schöner als alle die Du in dreien Kriegen errangest,
Sproßte die letzte Palme Dir auf,
Deren Schatten am Abend des glühenden Tages Dich kühlet.
Hörst Du das Jauchzen des trunkenen Volks?
Schande, Schande, wenn kalt und fühllos der Maurer nur bliebe!
Nein, o Vater des Brennischen Volks,
Alle wir bebten, da Du der thatenschwangeren Ruhe
Deines Alters so plötzlich entflohst;
Zähren der Freude weinen wir, nun Dich der Lenker des Schicksals
Aus dem Schreckengetümmel des Kriegs
Früher, als es die zagende Hoffnung verheißen, zurückrief,
Dich und mit Dir den fürstlichen Freund, *)

*) Prinz Friedrich August von Braunschweig, Großmeister der Preußischen Logen.

Ihn den Heldenenkel der Guelphen, den Liebling der
Musen. —
Schon des Jünglings siegenden Arm
Fühlte der Gallier flüchtiges Heer im Lande der Katten.
Muthig und rasch durchflog Er die Bahn,
Welche sein Ferdinand Ihm mit felsenerklimmenden
Schritten,
Kühn voranging durch Dornen des Ruhms.
Da erkohr zum Hephästion *) Ihn, Borussiens König,
Friedrich, Germaniens mächtigster Schutz,
Größer als Macedoniens völkerzerschmetternder Jüngling.
Wärest Du hier, verehreter Fürst,
Priester in diesem umschatteten Heiligthume, deß Vorhang,
Dicht und undurchdringlich gewebt,
Nie den gierigen Blicken des Ungeweiheten rauschte,
O aus jedem hier funkelnden Blick
Strahlte Dir dann ein frohes Willkommen entgegen.
Willkommen!
Riefe der Mund des Maurers Dir laut.

---

*) Alexanders vertrauter Feldherr.

Zum 25sten Februar 1793.

Es lebe Freund Rammler,
Der Schöpfer und Sammler
Von Rosen und Nelken,
Die nimmer verwelken.
Die Blumen im Garten,
Der Musen zu warten,
War früh sein Geschick.
Mit lächelndem Blick
Sehn heut ihn geboren
Die Musen und Horen.

Erzeugter des Mai
Noch lange Zeit sey
Im traulichen Kreise
Ein Muster der Greise.
O lange noch trinke,
Die Reben vom Rhein,
Daß spät einst Dir winke
Elysiums Hain.
Auf blühenden Wegen
Ruft dann Dir entgegen
Mit heißer Begierde
Dein Ahnherr Horaz:
Willkommen Du Zierde,
Des Preußischen Staats.

Am 19ten November 1795.

Freude, theure Mutter, strahlet
Heut in dem bethränten Blick;
Denn wir schauen nur mit Seufzen
In's verfloßne Jahr zurück.
O, wie schön mußt es beginnen
O, wie traurig schloß es sich!
Welch ein Fest war Dein Geburtstag
Damals nicht für uns, und Dich

O mit welchem Jubel kamen
Damals Deiner Töchter drei. —
Aber heute, beste Mutter,
Heute sind wir nur noch zwei.
Auch die damals erst benannte,
Auch Emilia verschwand;
Engel riefen sie und führten
Schnell sie in ein bess'res Land.

Bei den Särgen unsrer Schwestern
Weinten wir, und schwuren Dir,
Deine Thränen Dir zu trocknen.
Heut auf's neue schwören wir,
Doppelt nun Dich zu erfreun,
Und in diesem neuen Jahr
Zu ersetzen, was Lisette
Und Emilie für Dich war.

O dann kehrt die Freude wieder
In Dein tiefzerrißnes Herz,
Und der Hoffnung Balsam lindert

Deinen und des Vaters Schmerz.
Rosen blühen auf dem Grabe
Unsrer Schwestern bald empor,
Und bei ihrem Anblick lispelt
Dir die Hoffnung Trost in's Ohr:

«Wie die Rosen blühn und welken
Und zum zweitenmale blühn,
O, so werden Deine Kinder
Auch zum zweitenmale blühn.
Und Du wirst zum zweitenmale
Dich der schönen Blüthe freun.«
O so trockne dann die Thränen;
Laß uns wieder heiter seyn.

Ode beim Ersteigen des Brokkens.

Mit raschem Schritt, wenn gleich mit Schweißvergießen,
Steig ich hinan den Berg,
Der, wie ein Riese niederblickend auf den Zwerg,
Sich über alle Neben-Hügel bläht,
Den Berg, wo sonst des Teufels Majestät
Ihr Hochzeitfest durch ein Ballet
Der Damen Ihres Hofes feiern ließen.
«Hinan, hinan mit Muth und Kraft den steilen Brokken!»
Rief mir mein Genius mit leiser Stimme zu,
«Hinan und scheue nicht den Wind, der in den Locken
Dir saust; denn sieh, dort oben winket dir die Ruh!»
Wie schön, dacht' ich, wenn ich von jener Höhe
Im Morgenroth hinab in ferne Thäler sehe!

Wie herrlich, wenn ich dann mit trunknen Blicken
Und hingerissen vom Entzücken
Rings um mich her den Bau
Des Schöpfers und der Menschen schau! —
Ich kam und sah' — sah' sie verhüllt
Vor meinem Blick der Schöpfung große Scene! -
Wie trüb und düster war mir dieses Bild!
Mit Wehmuth ward mein Herz erfüllt,
Und in mein Aug' stieg eine Thräne:
Denn ach! gleich froh stieg ich der Hofnung steilen Hügel
Mit raschen Schritten einst hinan,
Mich hob die Phantasie auf raschem Flügel,
Bis ich des Gipfels Höh' gewann.
Da sah' ich rings um mich in weiter Ferne
Der Freude Rosenthäler blühn,
Sah' über mir der hellen Zukunft Sterne
Mit goldnem Glanze glühn.
Doch bald — ach nur zu bald, mein Plessing, hüllten Dünste
Den Horizont in dicke Nebel ein,
Und mir verschwand, als wie durch Zauberkünste,
Der Zukunft Sonnenschein.

Empfindungen beim Schluß des Jahres 1796.

Pia et AETERNA PAX sit.
Cicero or. p. Balbo. c. 26.

Hört ihr das leise Todesröcheln des sterbenden Jahres? —
Hört ihr das Wogengeräusch im Oceane der Zeit?
Uferlos ist er und unermeßlich; viel tausend der Ströme
Brausen schäumend hinein, aber nicht einer hinaus,
Ihre Spur ist vertilgt in dem alles verschlingenden Strudel;
Nur des Allsehenden Blick sondert die Tropfen im Meer.
Auch das scheidende Jahr goß aus die strömenden Urnen,
Ach! mit Thränen und Blut hat es die Urnen gefüllt.
Vor den Pforten der Alpen, und vor den Pforten des Rheines *)
Wälzte zuletzt sein Strom blutige Wogen vorbei.
Aber der Dämon des Kriegs, mit welkenden Lorbern bekränzet,
Trinkt aus dem blutigen Strom, trinkt — und erneuert den Durst. —
Fesselt, ihr Väter der Völker, o fesselt den durstenden Dämon,
Und versenket ihn tief — tief in den Abgrund des Meers,
Daß ein ewiger Friede die Völker Europens verbinde,
Die ein ewiger Krieg itzt zu verzehren bedroht!

*) Kehl und Hüningen.

Daß vom Tajo zur Wolga, vom Aetna zum flammenden Hekla
Endlich das Menschengeschlecht menschlich und brüderlich sey,
Daß im Britten der Franke, daß in dem Franken der Britte
Nur die Gleichheit mit sich, nicht die Verschiedenheit seh. —
Goldene Zeit, wann kehrest du wieder, wann sinket die Sonne
Nicht mehr in blutige Fluth ängstlich erröthend hinab? —
Zähle die funkelnden Sterne! — Du staunst? — Sie funkeln und sinken
Früher und später dereinst, alle doch endlich hinab.
Unvergeßliches Jahr, in welchem selbst der Polarstern *)
In die Fluthen des Meers plötzlich erlöschend versank;
Aber siehe! schon steiget am kalten nördlichen Himmel
Ein erhabnes Gestirn leuchtend und wärmend empor.
Enkel Peters des Großen, o tröste den weinenden Vater
O Katharinens Sohn, tröste den traurenden Freund.
Denn an Borussiens Himmel erlosch, mit dem sterbenden Jahre,
Ach! ein schönes Gestirn, — Friederich Ludwig erlosch.
Von dem Siebengestirn **) in unsers Königes Krone
Sank ein leuchtender Stern, schön wie Hesperus einst.
Brennen

*) Anspielung auf den Tod der Russischen Kaiserin.

**) Die sieben königlichen Kinder.

Brennen und Preußen, und selbst die neuen Sarmatischen Brüder,
Trauren, Ludwig, um Dich, trauren, o König, mit Dir.
Friedrich Wilhelm, o Du, mit dem Millionen sich freuten,
Heute, Vater und Fürst, weinen sie alle mit Dir. —
Frieden schenktest Du ihnen, doch ach! die Freuden der Ruhe,
Welche der König geschenkt, fliehen den Vater nun selbst. —
Auf, erheitre den Blick! Millionen noch nennen Dich Vater;
Lange bleibest Du noch glücklicher Vater des Volks! —

Ifflands Regulus.

Zweifler war ich bis jetzt und lachte der Geisterbeschwörung;
Zauberer Iffland, Du hast mich nun zum Glauben bekehrt.
Wer, so fragt' ich noch jüngst, wagt Regulus Rolle zu spielen? —
Geister citirtest Du da; Regulus selber erschien.

Ifflands Rückkehr.

Unsern Regulus hielten München und Manheim gefangen,
Aber wie im Triumph kehret er zu uns zurück.
Zwar der Regulus Roms kam wieder um nimmer zu bleiben.
Unser Regulus bleibt, täglich in neuer Gestalt.

In das Stammbuch eines jungen Grafen, seines Zöglings.

(26. Julius 1796.)

O Sohn Germaniens, am Tajostrom geboren
Erzogen hier an unsrer Sprea Rand,
Längst hat Dein Geist das Bild von jenem Strom verloren
Wo an des Meeres Rand,

Im fernen Westen mitten in Lisboa's Mauren
Längst die Gebeine Deiner Mutter ruhn,
Was Du als Kind nicht konntest, ihren Werth betrauren,
Kannst Du als Jüngling nun.

Als Kind verließest Du des Tajo Silberwellen,
Als Jüngling nun die Königsstadt der Spree,
Doch bald, — bald spiegelst Du Dich in der Newa Quellen
Und im Ladojasee.

Vergissest Du alsdann die Stadt die Dich erzogen?
Löscht die Erinnrung an das Haus,
In welchem Dir acht schöne Lenze schnell verflogen,
Die Hand der Zeit einst aus? — — — —

Dich fesselt an Berlin, wo Du gebildet worden,
Dein Geist, Dein Herz, Gefühl und Pflicht,
Und so vergissest Du, im kalten fernen Norden,
Gewiß auch meiner nicht.

Für die zweite Tochter.

Vergnügt und ohne Sorgen
Erwach ich jeden Morgen
Und denke gleich an Dich;
Denn Mutter liebet mich.
Doch niemals, Mutter, freute
Ich mich so sehr als heute
Und weißt Du wohl warum?
Ich bin nicht mehr so dumm
Als ich vor einem Jahr
Und vor vier Jahren war.
Es war 'mal eine Zeit
Da warst Du auch so klein
Wie ich und Lieschen heut.
Du konntest auch recht schrein,
Fast wie die Kleine schreit,
Doch das ist lange her,
Auch wird es mir sehr schwer
Mich darauf zu besinnen,

Die Jahre fliehn von hinnen.
Auch war's an diesem Tage,
Als Du mit lauter Klage
Zum erstenmale schriest,
Drum bin ich wie Du siehst
Heut froher noch als gestern.
Ich komm' mit meinen Schwestern
Und wünsche Dir viel Glück.
O, sieh noch oft zurück
Auf die verlebte Zeit,
Und freue Dich wie heut.

Auf die umständliche Zeitungsnachricht von Schinderhannes.

Schinderhannes auch Dich verkündigt die Zeitungsposaune? —
Siehe, wie Helden berühmt fliegst Du von Munde zu Mund,
Strahlst wie Rinaldo nun bald in allgelesnen Romanen,
Wie der große Bandit, strahlest im Drama Du bald.
Deine Gestalt und Geburt, Tracht, Alter, und glänzendste Thaten,
Alles kennen wir schon, nur — Deinen Galgen noch nicht.

Auf die bevorstehende Ausstellung der Akademie der Künste.

Nun die Natur, o Berlin, allmählig geleeret ihr Füllhorn,
Beut ein neues die Kunst reichlich gefüllet dir dar.
Fremde Blüthen sind hier gepaaret mit heimischen Früchten, *)
Dankbar genieße sie nun; doppelt gehören sie dir.

Auf den Namen des neuen Planeten.

Ceres nennet ihr ihn? — Vulkan verdient er zu heißen.
Warum hinkt er so spät, hinter den Brüdern daher?
Doch er schmollte wol nur mit seiner koketten Gemahlin;
Denn es hatte sich Mars zwischen sie beide gedrängt.
Wie hier unten die Frau, der Galan und der Ehemann endlich
Also rangiren auch dort Venus, und Mars, und Vulkan.

---

*) Die erste Abtheilung des Katalogs enthielt eine Gallerie vaterländisch-historischer Darstellungen.

Die Jahre fliehn von hinnen.
Auch war's an diesem Tage,
Als Du mit lauter Klage
Zum erstenmale schriest,
Drum bin ich wie Du siehst
Heut froher noch als gestern.
Ich komm' mit meinen Schwestern
Und wünsche Dir viel Glück.
O, sieh noch oft zurück
Auf die verlebte Zeit,
Und freue Dich wie heut.

Auf die umständliche Zeitungsnachricht von Schinderhannes.

Schinderhannes auch Dich verkündigt die Zeitungsposaune? —
Siehe, wie Helden berühmt fliegst Du von Munde zu Mund,
Strahlst wie Rinaldo nun bald in allgelesnen Romanen,
Wie der große Bandit, strahlest im Drama Du bald.
Deine Gestalt und Geburt, Tracht, Alter, und glänzendste Thaten,
Alles kennen wir schon, nur — Deinen Galgen noch nicht.

Auf die bevorstehende Ausstellung der Akademie der Künste.

Nun die Natur, o Berlin, allmählig geleeret ihr Füllhorn,
Beut ein neues die Kunst reichlich gefüllet dir dar.
Fremde Blüthen sind hier gepaaret mit heimischen Früchten, *)
Dankbar genieße sie nun; doppelt gehören sie dir.

Auf den Namen des neuen Planeten.

Ceres nennet ihr ihn? — Vulkan verdient er zu heißen.
Warum hinkt er so spät, hinter den Brüdern daher?
Doch er schmollte wol nur mit seiner koketten Gemahlin;
Denn es hatte sich Mars zwischen sie beide gedrängt.
Wie hier unten die Frau, der Galan und der Ehemann endlich
Also rangiren auch dort Venus, und Mars, und Vulkan.

*) Die erste Abtheilung des Katalogs enthielt eine Gallerie vaterländisch-historischer Darstellungen.

Maurerode beim Jahresschluß.

In der Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin vorgelesen.

Schnell entrauschet der Strom dem Gipfel der wolkigen Alpen,
Wenn der kommende Lenz
Mit erwärmendem Hauch dem Schnee zu schmelzen gebietet,
Welchen der Winter gethürmt.
Brausend rollt er hinab, es rollen Felsen und Kiesel
In der schäumenden Fluth.
Schneller und Wog' an Woge gedränget rauschen die Jahre
Unaufhaltsam dahin.
Siehe, sie wälzen Staaten und Hütten, Bettler und Fürsten
In der Vergangenheit Meer.
Unergründliches Meer, in deine Tiefe versanken
Zepter und Pflugschaar hinab!
Unergründliches Meer, des nie gesättigter Abgrund
Den Despoten verschlang
Und die Fesseln des Sklaven; — das Steuerruder des Weisen,
Und den thörichten Schwarm,
Der sich vom Kelche der Sinnlichkeit trunken sorgenlos schaukelt,
In dem schwankenden Kahn,
Bis der Strudel sie faßt, und plötzlich die heulende Menge
In die Tiefe versenkt.

Horch! der Ozean braust! — Nah — nah ist der Ausfluß des Stromes;
Wenige Stunden entfliehn,
Siehe so schiffen wir wieder mit schwellenden Segeln der Hoffnung
Neue Fluthen hinan. —
Brüder, blicket zurück auf den Pfad des durchschiffeten Stromes,
Eh er im Meer sich verliert.
Blicket voll Wonne zurück auf die blumenbekränzten Gestade,
Denen vorüber ihr fuhrt.
Zählt die genossenen Stunden der Freude, zählet und danket
Dem, der die Stunden euch schuf. —
Unzufriedener! Wie? — Du zählest die Tropfen des Kummers,
Der in die Freuden dir rann,
Die mit vollen Zügen die steigende Sonne dich trinken,
Und der Abendstern sah!
Wäge — wofern du es kannst — auf unverfälschter Wage
Leiden und Wonnegenuß.
O, wie flieget empor die leichtere Schaale des Kummers
Vor der Freuden Gewicht!
Aber dann wäge dich selbst, und prüfe die Thaten des Jahres
Ehe der Richter sie wägt.
Dreimal seelig bist du, wenn dann die Summe des Guten
Niedersinket, und dich

Das entfliehende Jahr mit keinem Dolche der Reue
Ewig unheilbar, durchbohrt. —
Brüder, fühltet ihr je, was Maurerpflichten gebieten,
O so fühlet es heut!
Dank dem Gotte, der uns, da Tausende neben uns sanken,
Leben und Freude geschenkt.
O so lasset uns nie im Bau der Tugend ermüden
Welchen die Ewigkeit krönt.
Heil dem Maurer, auf den der allmächtige Weltenerbauer
Mit Zufriedenheit schaut!
Heil dem Maurer, deß Bau auf keinem Sande gegründet
Unerschütterlich steht!
Mag dann die Flamme der Zeit rund um ihn zünden und lodern —
Ihn verwüstet sie nicht. —
Sey uns willkommen, o du, der nie veralternden Sonne
Neugebohrener Sohn *).
Segen begleitet dich. Ich höre voll ahndender Wonne,
Deiner Fittige Klang.
Freundlich fleugst du hernieder; doch wenn auch du einst entfliehest,
Scheide dann freundlich von uns! —

*) Das neue Jahr 1781.

Dem Verbindungsfeste eines sehr verehrten Mannes gewidmet.

«Die du, von keiner Kamöne beseitet, oft am Gestade
Des Viadrus Klagen, oft Freuden getönt,
Verstumme nun Laute; sonst meiner Empfindung traute Gespielinn,
Doch bald durch ernstre Geschäfte verwaist! —

Schweig! — Nicht mehr höret dein Lied des Oderstromes Najade,
Von keines Ramlers Gesängen verwöhnt —
Wie? Wolltest du's wagen zu singen, dort, wo den Nympfen der Sprea
Germaniens Flakkus sein Saitenspiel rührt?«

So sprach ich und hing die traurende Laute, daß ewig sie schwiege
Mit bebender Hand am Cypressenast auf — —
Dem Winke der Vorsicht gehorchend entfloh ich dem Zirkel der Freunde,
Die meinen Gesängen oft Beifall gewinkt.

Dank, feuriger Dank, o Vorsicht, durchglühet mich bei dem Gedanken
Des Glücks und der Wonne zu der du mich riefst! —
Zwar hättst du mich bloß zum Gepränge des Königsitzes der Brennen
Und seinem mir fremden Gewühle gewinkt:

Ha — klein nur wäre dies Glück — Nein, keine verfliegende Wonne
Wog deine Glückschaffende Rechte mir zu.
Du riefest mich hin zu dem Mann, in welchem die späteste Nachwelt
Noch lange den Weisen und Menschenfreund ehrt.

Ja, hin zu dem Manne, für den voll tiefer glühender Ehrfurcht
Längst eh ich ihn kannte, mein Busen geklopft —
Ha, mußt er es nicht? — War S******* — großer unsterblicher Name! —
War S******* nicht lange schon Führer für mich?

Zum Ziele, wohin ich als Mensch, und einst als Lehrer der Tugend
Voll Eifers, den er mir entzündete, rang? — —
Sprich Herz, was empfandst du, als ihm des Todes verwüstende Rechte
Des Lebens traute Gefährtinn entriß? — —

Mistönende Laute verstumm! — schon schwanden die düstern Gewölke
Vom Sonnenlächeln der Freude zertheilt —
Heilwünschend schwingt Hymen die — oft zwar trügerisch glänzende — Fakkel —
Doch Wonne nie glänzte sie wahrer als heut. —

Wie? Singen willst du dies Fest, zum Schweigen verwiesene Laute,
Das zwo gleichfühlende Seelen vereint? —
Wie? Singen den in ruhiger Größ' erhabenen Weisen,
Der längst der Unsterblichkeit Lorbeer errang? —

Wie? — oder besängest du Sie, die gefällige Freundin
der Musen,
Die, Seiner, erhabnen Gesinnungen Bild,
Der Vorsicht Rechte zum Lohn Ihm bestimmte — Sie
Seiner nur würdig —
Nein, größer kennet die Muse kein Lob! —

Zurück, o Sänger, den nicht bei seiner Geburt die
Kamöne
Mit gütigem Lächeln zum Dichter geweiht! —
Nur einsam fühle die Wonne, das Glück des würdig-
sten Paares
So nah und mit eigenem Blicke zu sehn.

Ja, werd' ich's nicht sehen, wie Ihnen im Schooße der
Liebe die Tage
Gleich flüchtigen Stunden des Lenzes entfliehn,
Und wie mit dankenden Blicken sie spät noch den
Wonnetag segnen,
Der Ihre gleichlautende Herzen verband? —

Dem Geburtstage Friedrichs des Großen

den 24sten Januar 1780.

Noch steht die Zeder, die den Nationen
Von ihrem Gipfel Kühlung streut! —
Heil dir, Borussien! In ihrem Schatten wohnen
Ist Glück und Sicherheit.

Sie steht und trotzt des wilden Sturmes Brausen,
Der unter ihr im Thale weht.
Schwankt hier ein Baum und dort vor seines Fittigs
Sausen;
Die hohe Zeder steht.

Wird uns noch lang das Schicksal es vergönnen,
In ihrem Schatten uns zu freun? —
Ja, Friedrich, lange noch mußt Du der Stolz der Brennen,
Mußt ihre Wonne seyn!

Zurück schaut heut in eine Reih' von Jahren
Dein Aug; sieht freudelächlend hier,
Sieht dort, des Ruhmes Ernte reif, und dichte Scharen
Von Thaten hinter Dir.

Wie flog Dein Geist mit kühnem Adlerflügel,
Daß Dich des Neiders Blick verlor,
Rasch über Strom und Meer, rasch über Berg und Hügel
Die Sonnenbahn empor!

Beglückter Tag, an welchem Friedrichs Leben
Die erste Morgenröthe schien!
Du kömmst! — O sieh für ihn, den du uns einst gegeben,
Heut tausend Opfer glühn.

Willkommen rufen wir, trübt gleich die Zähre
Des Kummers unsres Fürsten Blick *).
Doch wenn du wiederkehrst, o Tag der Freude! — kehre
Uns unumwölkt zurück.

---

*) Bezieht sich auf das wenige Tage vorher geschehene Absterben der verwittweten Prinzessin von Preußen.

Säkulargedicht.

Adspice, venturo laetentur ut omnia seclo.
Virg.

Aus der Urne der Zeit entrollen wie Tropfen die Stunden;
Tropfen schwellen zum Bach, Bäche zu Strömen empor,
Bis sie am letzten Gestade die schäumenden Wogen ergießen
In der Ewigkeit Meer, welches kein Ufer begränzt,
Wo kein Eiland sich hebt, kein Senkblei den Boden ergründet.
Säkula strömen hinein, und es verschwindet die Spur.
Aber kenntlich auf ewig im eignen blutigen Strome
Rollet mit Donnergeräusch unser Jahrhundert hinein,
Und zertrümmert zuletzt die Schiffe mit Hoffnung befrachtet
Welche dem Hafen so nah dennoch der Strudel ergriff.
Glück und Freiheit und Tugend verschlang der frühere Strudel,
Und noch schwimmen im Strom schrecklich die Trümmer umher. — —

Nimmer vergisset man dein, Jahrhundert der Weisheit und Thorheit,
Ewig fluchet man dir, ewig bewundert man dich.
Blutig war deine Wiege, dein Wiegenlied Donner der Schlachten *),

*) Gerade mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entstanden zwei lange und blutige Kriege, der, wegen der Spanischen Erbfolge, und der, zwischen den Nordischen Mächten.

Und ach! triefend von Blut sinkest du wieder in's Grab.—
Nur ein Felsen erhebt sich mitten im blutigen Strome,
Friedrich, trotzend der Zeit, Friedrich, der Ewigkeit Sohn;
Hinter ihm dämmernde Schatten, vor ihm leuchtende Sonnen,
Und ihr strahlender Glanz prallte vom Felsen zurück.
Da zerschmolzen viel tausendjährige Gletscher des Wahnes,
Aber siehe! noch stehn thürmende Berge von Eis.
Sie auch werden — so will es die Gottheit — sie werden einst schmelzen,
Daß die Menschheit nicht mehr in dem Geklüfte versinkt. —

Unvergeßlich Jahrhundert! du schenktest der jauchzenden Menschheit
Friedrich, Wahrheit und Licht; nimmer verlöscht dies Gestirn — —.
Du zerstörtest und bautest die Säulen menschlicher Klugheit;
Staaten zertrümmertest du wie ein zerschelletes Schiff;
Staaten erbauetest du. Sie werden stehen und sinken;
Was die Menschheit erbaut, stürzet doch endlich in Staub.
Aber du schufest Gedanken; sie waren Werke der Gottheit;
Darum vergehen sie nicht, wenn auch der Erdball vergeht.
Kühn und glücklich hast du den Schleier der Schöpfung gelüftet,

Und die verborgne Natur tief in der Werkstatt belauscht.
Aus dem Ocean stiegen dir neue Länder und Völker,
Aus dem Schoße der Nacht, neue Metalle hervor.
Siehe! du zähltest die Sterne, wie Hirten die hüpfende Lämmer,
Führtest am leitenden Seil selbst die Kometen zurück,
Spaltetest Strahlen des Lichts, riefst neue Sonnen und Monden,
Ungesehen bisher, fern aus dem Dunkel hervor;
Zwangst die spröde Natur und neue Kinder gebar sie,
Selbst den flüchtigen Dunst schufest zum Lastthier du um;
Ja, du locktest den Blitz zu eisernen Fesseln hernieder,
Hobst auf Flügeln von Luft Menschen zum Himmel empor.
Muthig sprengtest du auf die eisernen Pforten des Wahnes,
Stürztest Idole herab, welche die Vorwelt erhob,
Lös'test die Fesseln des Geistes, daß er von Wahrheit zu Wahrheit,
Wie der geflügelte Blitz tiefer und tiefer noch dringt.

Mächtig warst du Jahrhundert und groß! Die Geister der Vorwelt
Beugen vor deinem Altar staunend und schweigend das Knie,
Dennoch warst du zu schwach, die Geister der Hölle zu bannen,
Die Jahrtausende schon giftige Flammen versprühn,
Und die rasende Wuth, die jede Blume der Weisheit,

Jede Pflanze des Glücks eisernen Fußes zertritt,
Immer noch blutet die Menschheit am Opferaltare der Habsucht,
Immer noch schaffet der Mensch wüthend zum Tiger sich um.
Siehst du die Fakkel des Kriegs? — Sie lodert auf Fluren und Bergen,
Lodert im friedlichen Thal, lodert im wogenden Meer.
Siehst du das schwarze Gefolg? Ha schrecklich! Sie kommen — sie kommen
(Wie die Gespenster der Nacht) Theurung und Hunger und Pest!
Kehrst du nimmer zurück, o völkerbeglückender Friede?
Sinket das Menschengeschlecht immer noch tiefer hinab? — —

Aus dem Grabe des Säkulums tönet die tröstende Stimme:
Menschheit verzweifle du nicht! Hoffe! der Ewige lebt.
Der den Orkanen gebeut, die Fluthen des Meeres zu peitschen,
Hält noch die Kette der Zeit in der allmächtigen Hand.
Menschen zersprengen sie nicht; sie sind Geschöpfe des Tages;
Heute blühen sie auf, morgen verwelken sie schon.
Nur die Weisheit ist ewig. Sie wird auf Erden noch siegen,
Und nach langem Tumult Menschen zur Menschheit erhöhn.
Blutig erscheinet dir noch der Morgen des neuen Jahrhunderts,
Aber die Sonne zertheilt endlich die Nebel der Nacht.

Höher

Höher und höher fliegt dann zur Sonne Borussien's Adler,
Bringet der Erde das Licht, ohne den tödtenden Bliz.
Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit entquellen dem Throne,
Welchen zum Segen der Welt Friedrich auf Felsen gebaut.
Friedrich, noch lebet Dein Geist: denn siehe! des neuen Jahrhunderts
Schüzender Genius wird Friedrich Wilhelm uns seyn.

Ode beim Ausbruch des Baierschen Erbfolgekrieges.

Den 10ten April 1778.

Kriegesgöttin, du schwingst auch hier schon wieder die Fackel?
Gnügte — gnügte die Eine dir nicht,
Die in Kolumbia fern zum Mutter- und Kindesmord leuchtet? —
Oder — ich beb' — ist's Wonne für dich,
Beide zusammen zu schlagen, daß weit die Funken umhersprühn? —
Göttin! o furchtbare Göttin lösch' aus! — —
Taub ist dem Flehen ihr Ohr. Kartaunen-Donnergeschmetter
Lispelt wie Zephyrgesäusel für sie.
Ihr ist der Sterbenden Röcheln Musik, nach der sie im Reigen
Hiehin und dorthin mit Jauchzen sich dreht.

Ha! wie sie eilt mit geflügelten Schritten! Bei jeglichem Fußtritt
Sprossen Zypressen und Taxus empor.
Pfeile des Grimms entfahren den Blicken. Es zischen zum Reigen
Schlangen und Nattern im wallenden Haar.
Fürchterlich winkt sie. Da ziehen dräuende Heere zum Kampfe,
Eilet zum Menschenmorde der Mensch.
Ach! es blutet das Herz dem Helden, dem größeren Helden
Als Zeus Hammons erlogener Sohn.
Friedrich! o Du uns Vater und König, Friedrich Du zücktest
Nicht aus Hunger nach Schlachten das Schwerdt.
Oft schon murrte der rostende Stahl; doch immer gebotest
Du, ihm zu schweigen. Er schwieg, und Du griffst
Lieber zur Wage des Friedens; Europiu's schwankende Schaalen,
Und Du gedachtest im Herzen des Schwurs,
Den Du ererbtest; des Schwurs, zu stützen den sinkenden Frieden,
Der einst — ach spät! — am Ufer der Ems *)
Erst nach zwanzig und zehn blutdüngenden Lenzen hervorsproß.
Ihn zu beschirmen wagtest nur Du. —
Eile dann, Du mit den Lorbeern dreier Kriege Bekränzter,

---

*) Der Westphälische Friede, zu Münster und Osnabrück.

Dorthin, wo ungeduldig der Ruhm
Dir des vierten Lorbeer entgegenhält. Siehe, zwar schneiet,
Greis an Weisheit, und Jüngling an Muth,
Dir der Winter des Lebens schon. Dennoch verschmähst Du die Ruhe.
Denn es dünkte Dich Feigheit und Schmach,
Taub beim Rufe der Pflicht zu schlummern auf Deinen Tropäen.
Kühnen Entschlusses fleuchst Du dahin.
Muthig folget Dein hoffendes Heer Dir, Vater Dich grüßend. —
Ha! ich sehe — sehe Dich schon,
Mitten im Schlachtengetümmel; ich höre das Klirren der Schwerdter,
Höre sausen den eisernen Tod.
Dir zur Seite kämpfet der Sieg, mit Flammen gepanzert,
Und die Zähre des Mitleids im Aug. — —
O wann kehrest Du wieder zu uns? Wann reicht zur Versöhnung
Dir Germaniens Joseph die Hand,
Achtet Dir zu weichen nicht Schande, genügsam der zweite
Unter den Fürsten Europa's zu seyn? —
Seliger Tag, o zögere nicht! — o goldene Sonne,
Die du auf einmal verloschest in Nacht,
Siehe, wir stehen und harren, bis wieder dein Antlitz uns lächelt,
Und den Wolken zu fliehen gebeut.

Der acht und sechzigste Geburtstag Friedrich's des Großen.

Den 24sten Januar 1779.

Sey uns im dunkelumschatteten Mauerhaine gegrüßet,
Seliger Tag! — Ob düstere Wolken dein Antlitz verhüllen,
Dennoch sey uns gesegnet! — Zwar als im Schmucke des Friedens
Und mit bereifetem Kranz du vor zwölf Monden herabsankst,
Ach! da wähnten wir nicht, dein Wiederkommen mit Thränen —
Thränen der Sehnsucht zu feiern — Noch hatte den Vater des Landes
Nicht die gefesselte Freiheit Germaniens von uns gerufen. —
Zwar auch Silesia freuet sich Seiner. Sie jauchzet dem Helden,
Der von Austriens drückendem Joche sie einstens befreite.
Doch schlägt stärker dem Brennen das Herz für Friedrich den Brennen.
Glücklicher König. Dich liebet Dein Volk; es segnet die Stunde
Da der Erbauer der Welten auch Dich zum Daseyn hervorrief.
Glücklicher König! nicht ob dem erstrittenen Namen des Großen,
Den von der Mitwelt ertheilt, die Nachwelt zu klein für Dich achtet;

Denn auch Barbaren und Weichlinge, Völkerverwüster
und Räuber
Trugen, von Schranzen vergöttert, den oft entweiheten
Namen —
Wärest Du König allein, nicht auch der Vater des Volkes,
Wärst Du Eroberer nur, nicht auch Beglücker der
Staaten —
Tönten dann Sklavenharfen Dein Lob von Meere zu
Meere;
Dennoch erklänge Dir nicht die edlere Harfe des
Maurers.
Eh zerschmetterte der geweihete Sänger die Harfe,
Eh er die heiligen Saiten mit Schmeichlerakkorden
entweihte.
Aber Wonne dem Barden Borussiens, der in dem tiefen
Brausenden Strom von Friedrichs Götterthaten hin=
ausschwimmt,
Spottend des sandigen Bachs, der nur durch Blumen
dahinschleicht,
Ob der Zeitungsposauner ihn gleich zum Ocean lüget. —
Breit und rauschend war Friedrichs Strom beim An=
fang der Quelle;
Aber breiter und breiter noch schäumt' er mit Donner=
getöse,
Schwemmte die stemmenden Felsen hinweg, als wären
es Kiesel,
Daß sich in ihn voll Stolz die kleineren Flüsse ergossen.
Aber nie tönte so feierlich edel sein Wogengebrause
Als am Ende der Bahn, da er dem Meere sich nähert,
Das den Strom wie den Bach, und Quellen wie Flüsse
verschlinget.

Und ob von allen die Spur im Oceane verschwindet,
Strömet er dennoch ewig im eignen kenntlichen Gange.
Heil dir, glückliches Volk, dem einst der Welten-Erbauer
Einen Fürsten wie diesen verlieh! — O daß er noch lange —
Lange der allerwärmenden Sonne geböte zu scheinen,
Die am Abend noch eben so hell den Erdball erleuchtet
Als sie am hohen Mittage schien. Drum, Brüder, entfliehe
Mit dem Wonnegefühl des Danks der heutige Tag uns,
Sollten wir trauren, weil uns die Lügenzunge der Fama,
Botschaft des Kummers zuflüstert *)? Nein, heute — lasset uns zweifeln,
Morgen — nicht zagen, weil Friedrich und Friedrich Wilhelm noch leben
Und die Helden vom Gwelfischen Stamm; — — — und nur Joseph ihr Feind ist.

Die neue Monatsschrift.

Vor dem ersten Stück der Berlinischen Monatsschrift 1783.

Kannst du sie zählen, die drängende Schaar der funkelnden Sterne,
Dort an des Himmels Gewölb? —
Zähle; — sie rollen dahin, dein spähendes Auge verirrt sich

---

*) Gerade an demselben Tage hatte sich das Gerücht von einem Ueberfall, den das Preußische Heer erlitten haben sollte, verbreitet.

In der unendlichen Zahl.
Tausende steigen am Himmel empor, und tausende sinken
Nieder in Oceans Schooß.
Über dem Flammengürtel Orions und Sirius Fackel
Dämmern die Lampen der Nacht.
Wenige nur verbergen sich nie, und tauchen sich nimmer
Unter die Fluten des Meers,
Weilen ewig am Pol, und leiten den sicheren Schiffer
Über den wogenden Pfad. —
Siehe! von allen wandelnden Sternen am nächsten der Sonne
Eilet und schimmert Merkur.
Seinem Genius Dank, der einst mit Funken des Witzes
Starrende Völker belebt!
Aus dem feurigen Meer der Sonne, das nimmer versieget,
Strömet ihm blendendes Licht,
Während der kalte Saturn, umringet vom ewigen Eise
Dunkel und langsam sich wälzt.
Ha! wie lächelt der Mond mit vollen gerötheten Wangen
Freundlich vom Wagen der Nacht!
Mädchen und Knabe zerschmilzt empfindsam in weiche Gefühle,
Weinet und lächelt ihm zu.
Wolken verhüllen ihn oft, er blicket mit Thränen im Auge
Hinter dem Schleier hervor;
Oft verschwindet er ganz; — der ermüdete hungernde Pilger
Tappet in finsterer Nacht. —

Siehe! zur heiligen Zahl der wandelnden Sterne gesellt sich
Plötzlich ein neuer Planet;
Mit dem spähenden Rohr begrüßen Herrschel und Bode
Uranus dämmernden Stern.
Langsam tritt er einher, und flimmert bescheiden von ferne
Aus der entlegenen Bahn. —
Spottet des Schüchternden nicht! — es strahlet künftig sein Schimmer
Näher und heller vielleicht.

Empfindungen beim Schluß des Jahres 1795.

Entfleuch, o Jahr, mit deinen beiden Nattern,
Die nun vom Blut gesättigt sind;
Die Furie des Krieg's, die Furie der Blattern
Erwürgte Mann und Kind.

Noch bluten sie, und werde lange bluten,
Die Wunden, die ein grauser Krieg
Der Menschheit schlug. Noch färbt des Oceanes Fluthen
Der ungetreue Sieg.

Noch dünget Mars mit Blut die Rebenhügel
Dort an dem Nekkar, und am Rhein;
Noch tauchet dort in Blut die sturmbeschwingten Flügel
Der Adler Deutschlands ein.

Denn ach! der Schnee der Alpen selber röthet
Vom Blute der Erschlagenen,
Und mitten unter den Besiegten stürzt getödtet
Der Sieger von den Höhn: — —

Doch sieh! — es dämmert schon die Morgenröthe
Des Friedens allgemach empor;
Und horch! — es lispelt schon mit ihrer Zauberflöte
Die Hoffnung Trost in's Ohr.

Schon flimmern froher Ahnung Nebelsterne
Am schwarz umwölkten Himmelszelt,
Und werfen einen Strahl des Lichts aus dunkler Ferne
Auf die zerfleischte Welt.

Denn plötzlich schweigt des Krieges Donnerstimme,
Und selbst des Todes Feuerschlund
Verstummt. Nicht mehr verschließt vor seinem wilden Grimme
Die Weisheit ihren Mund. —

Heil Dir, Borussien! Des Friedens Pflanze
Grünt nun schon längst auf Deiner Flur.
Heil Dir! Dein König, strahlend in des Ölzweigs Kranze,
Vertilgt des Krieges Spur.

Und ewig grünt sein Kranz, von Jahr zu Jahre
In immer schönerer Gestalt.
Der Lorbeer welkt, selbst in der Siegesgöttin Haare;
Der Ölzweig wird nie alt.

Denn Friedrich Wilhelm schloß zuerst den Tempel
Des Janus mit gerechter Hand.
Heil Ihm, wenn von der Erd' auf ewig sein Exempel
Des Krieges Dämon bannt!

Gibraltar. 1783.

Arma virumque cano.
Virg.

«Willkommen hier, willkommen Burbreiden
«Vor Herkuls felsenfestem Schloß! *)
«Triumph! Nun soll uns nie des Britten Trotz ermüden,
Noch Elliot's Geschoß.»

So rief der Gallier, als Burbons Prinzen
Die Neugier in sein Lager zog,
Und Artois zum Krieg aus friedlichen Provinzen,
Als wär's zur Oper, flog.

Der ernste Spanier stand da und lachte
Des Franzmanns jugendlichen Wahn,
Der rasch im Augenblick ihn auszuführen dachte,
Den rasch entworfnen Plan.

---

*) Der Felsenberg Calpe, auf den Gibraltar gebaut ist, und der ihm in Afrika gegenüberliegende Berg Abyla werden für die mythologischen Säulen des Hercules gehalten.

Ha! welch ein Lager! — Funkelnde Palläste
Mit hundert Leuchtern von Kristall! *)
Der Donner schweigt beschämt vom Lärmen ihrer Feste
Beim L'Hombertisch und Ball.

Wenn hier der Feldherr stolz mit seinen Trümpfen
Nach reifem Plan den Sieg erficht,
Und dann in Escarpins und weißen seidnen Strümpfen
Beim Tanz sich Lorbern bricht;

Dann träumet er, daß auch Gibraltar zittert,
Und Elliot, der es beschirmt;
Dann siehet er im Rausch die Säulen schon erschüttert,
Die Herkules gethürmt.

Ist's möglich? Stürzen Felsen, wenn verloren
Die Baste vor Spadillen fällt?
Bebt, alliirt sie sich mit allen Matadoren,
Der Britten kühner Held?

Er bebet nicht, wenn gleich aus tausend Schlünden
Des Donners Höllenstimme brüllt,
Und jeder Schritt sich ihm auf seinen Felsengründen
In Rauch und Dampf verhüllt.

Neptun erschrickt; ein Heer von Batterien
Schwimmt trotzig über seine Fluth;
Er zürnt und braust, indeß die Flammen sprühen,
Mit seiner Stürme Wuth.

*) Nach einer Nachricht aus Kadix vom 16ten August 1782, die in allen Zeitungen gestanden, befanden sich in dem für den Grafen von Artois im Lager zu St. Roch aufgeführten Pallast 800 Stühle, 100 Spieltische, 40 Kronleuchter u. s. w.

Nur Elliot sieht mit gelaßner Seele
Die neuen Ungeheuer nahn,
Und donnert sie hinab aus seiner Felsenhöle
Tief in den Ozean.

Du stolzes Werk, das Arçons *) Kunst gezimmert,
Wie bald erreichtest du dein Ziel! —
Sieh, Arçon, dein Triumph! — Hier liegt er — ach! zertrümmert,
Der Wind und Wogen Spiel.

Nun wandelt sich der Freude jauchzend Gellen
In heisre Jammermelodie:
Wer rettet, rettet uns aus dieses Meeres Wellen? —
Und Curtis **) rettet sie.

Stolz blicket Herkules auf seine Säulen
Mit Lorbern seine Stirn umlaubt,
Und reißt vor Freud', um ihn mit Elliot zu theilen,
Den Kranz von seinem Haupt.

Versuchet nun, die Straße zu verriegeln
Mit eurer Gallionen Schaar!
Doch flieget Howens Muth, selbst auf des Sturmwinds Flügeln ***),
Hinein in die Gefahr.

---

*) Der Erfinder und Erbauer der schwimmenden Batterien.

**) Der Name des edlen braven englischen Obersten, der mit eigner Lebensgefahr einen großen Theil von der unglücklichen Mannschaft der schwimmenden Batterien rettete.

***) Howe ward den 12ten Okt. durch einen damals heftig wehenden Westwind in die Straße und in das mittelländische Meer hineingetrieben.

«Willkommen uns!« ruft jauchzend ihm entgegen
Gibraltars kleines Heldenheer.
«Willkommen Howe! Ha! du bringst uns Wehr und Segen
«Trotz dem empörten Meer.»

Du staunst Cordova? — Schande, wenn du wichest! —
Versenk' ihn, jag' ihn auf den Strand! —
Hilf ihm Sanct Michael! *) Doch ach! du selber strichst
Vor — einer Felsenwand.

Noch staunen sie — und Howens Segel fliegen
Schon wieder heim nach Albion.
Wach' auf Cordova, auf! Willst du nicht endlich siegen? —
Zu spät! — Er ist entflohn.

Sieh! Elliot trotzt Trillons Bombenregen
Nun schon mit neuer Flammensaat,
Und Artois erspart den goldnen Degen,
Um welchen Paul ihn bat **).

---

*) So hieß das spanische Kriegsschiff, das den 10ten Oktober vom Sturm gegen die Spitze von Europa geworfen, sich nicht einem Kriegsschiffe, sondern der belagerten Festung ergab.

**) Der Großfürst machte bei seinem vorjährigen Aufenthalt in Paris dem Grafen von Artois, der damals schon im Begrif war ins Lager vor Gibraltar zu reisen, und ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk überreichte, ein sehr feines Kompliment, indem er zu ihm sagte: Ich wünschte mir noch lieber den Degen von Ihnen, mit dem Sie Gibraltar einnehmen werden.

Dem 25sten September 1786.

Prusse, de tes héros la race est immortelle,
Le Phénix renaissant sans fin se renouvelle.
Philosophe de Sans-Souci.

Ist sie verloschen auf immer, Europens funkelnde Sonne?
Sinken wir nun in ewige Nacht?
Irren und taumeln wir ewig, von keinem Gestirne geleitet,
In den finstern Gefilden des Grams? —
Nein, nicht verloschen! — Sie sank am Abend des glühenden Tages
In die kühlenden Fluten des Meers. —
Aber am kommenden Morgen stieg die verjüngete Sonne
Majestätisch und heiter empor.
Sieh! ihr jauchzet weinend das Volk der Brennen entgegen,
Rufet: Willkommen! mit thränendem Blick.
Aber die Thränen vertrocknen im Glanze der stralenden Sonne,
Und der finstere Kummer zerschmilzt.
Heil Dir, neues Gestirn, Du glänzest so freundlich und milde,
Daß die grünenden Saaten gedeihn,
Daß voll Blüte der Baum der Früchte Fülle verheißet,
Neue Pflanzen die Erde gebiert.
Fröhlich erwärmt sich die Hoffnung in Deinen erquikkenden Stralen,
Flieget mit kühnerem Flügel hinan;

Staunend stehet der Neid; von Deinem Glanze geblendet
Hält er die blinzenden Augen sich zu.
Freue, Borussien, dich! denn aus der heiligen Asche
Deines Friedrichs erhebet sich nun
Majestätisch mit seltenen Farben geschmücket ein Phönix
Zum Bewundern der Völker empor.
Jauchze! noch lebet dein Adler. Er schirmet mit mächtigen Schwingen
Dein nun nicht mehr verwaisetes Volk,
Flieget Felsen hinan, und träget mit brausendem Fittig
Dich zum ewigen Tempel des Ruhms.
Heil Dir, Friedrich Wilhelm, — ein glücklicher Name dem Brennen,
Dreimal nun glücklich und glänzend für ihn! —
Heil Dir, Vater des Volks! Du würdig der glänzenden Ahnen,
Welche die dankende Nachwelt verehrt.
O Dir huldigt das Herz, noch ehe der Mund Dir gehuldigt,
Segnet mit thränender Freude den Tag,
Der einst unter Tropäen und unter dem Donner des Krieges
Dich der jauchzenden Erde geschenkt.
Heil Dir! Schwer ist Borussiens Zepter. Das Schicksal Europens
Ruhet in schwankenden Schalen auf ihm.
Ach Du trägest ihn leicht, die schwankenden Schalen Europens
Steigen und sinken in schwebende Ruh.
Sieh, es strömet schon itzt dein Lob von Zunge zu Zunge

In der Wahrheit kristallenem Bach.
Nicht des Schmeichlers Gesicht, nein Friedrichs stralendes Leben
Ist der helleste Spiegel für dich;
Und die Liebe des Volks ist in der funkelnden Krone
Dir auf ewig der köstlichste Stein,
Dir das wachsende Glück des Volkes der festeste Pfeiler
Deines nimmer erschütterten Throns.

Zur Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms.

In der Loge zu den drei Weltkugeln.

Den 25sten September 1787.

Hoch flog zur Sonne Borussiens Adler empor,
Staunend sahen die Völker der Erde ihm nach,
Denn Er trug den flammenden Bliz;
Er trug den friedlichen Ölzweig. —
«Er ist gefallen, Borussiens Adler!»
So krächzten die Raben im Thale,
Als der Nebel des Todes
Friedrichs Augen umzog.
«Er ist gefallen, Borussiens Adler!»
So jauchzten die Neider.
Aber siehe! mächtig, mit rauschendem Fittig
Schwang sich aus Friederichs Asche
Borussiens jüngerer Adler,
Flog kühn und muthig die steile Bahn hinan.
Da schwanden die Wolken des Kummers;
Friedrich Wilhelm zerriß den Wolkenschleier,

Und trat, der Morgensonne gleich,
Majestätisch und herrlich hervor.
O sey uns gegrüßt, wiederkehrende Sonne!
Siehe, zahllose Planeten und Monden
Rollen um dich herum,
Trinken aus deinen Feuerströmen
Licht und erwärmende Kraft.
Du aber strahlest unerschöpft,
Und nimmer vertrocknet dein Flammenstrom. —
Friedrich Wilhelm, siehe, Dir bringet heut
Dein treues Volk Opfer des Dankes dar.
Gerecht, o König, ist die Waage des Volks,
Gerechter die Waage der Nachwelt.
Nicht des Thrones blendender Glanz,
Nicht das Schwert gepanzerter Krieger,
Sichern vor dem Hasse des Volks den Tyrannen.
Aber den Vater des Landes
Sichert die Liebe des Volks
Mehr als Schaaren von Tausenden. —
O Friedrich Wilhelm, Dich liebet Dein Volk,
Nicht den Enkel bewunderter Ahnen allein,
Nicht den Helden im Kriegsgewühl,
Nicht den Monarchen allein liebet die Welt;
Mehr noch liebt sie den Menschen in Dir,
Ehrt den Freund jeglicher Tugend in Dir. —
O Friedrich Wilhelm, Dich liebte die Welt,
Und wärst Du im Staube geboren!
Zwar funkelt helle der Glanz Deiner Krone,
Doch heller funkelt Deiner Tugenden Glanz.
Auf Deines Herzens Güte bautest Du fest den Thron,
Und pflanztest um ihn her

Des Maurers heilige Säulen,
Kraft und Schönheit und Weisheit.
Von Deinem Throne rinnet des Wohlthuns Strom;
Zu Deinem Throne strömen
In klaren Bächen Dank und Liebe des Volks.

Heil uns! Auch unsern Maurerhain
Tränkte Dein nährender Strom.
Siehe, die Blume des Dankes blühet auch hier
Unverwelklich neben der Kassia.
Zwar verblühet der Menschen Dank
Oft der duftenden Rose gleich,
Die heut blühet, morgen entblättert liegt.
Aber die Blumen des Danks,
Die Deinen Tritten entsprießen,
Vater des Vaterlands!
Blühen und duften den späteren Enkeln noch,
Bis zum Kranz der Unsterblichkeit sie
Auf des Allmächtigen Wink
Deines Lebens Genius pflückt.

Blätter der Liebe.

Dem Leser.

Der Abdruck dieser vortrefflichen Briefe, von denen bereits in der Charakterschilderung Gedike's die Rede gewesen, rechtfertigt sich vollkommen durch den Wunsch des Verewigten, daß sie einst nach seinem Tode seinen nahen und fernen Freunden möchten vorgelegt werden. Und er hatte gar sehr Recht, so zu wünschen, denn wer diese Briefe ohne die innigste Rührung, ohne Hochachtung und Liebe für G. aus der Hand legen könnte, der würde über sich selbst das Urtheil sprechen müssen, daß er überhaupt nicht achten und lieben könnte.

Ohne diese Briefe kennt man Gedike nicht, nicht sein edles, reines Gemüth, seine tiefglühende Empfindung, nicht die herrliche Kraft, mit der er die heißesten Schmerzen fühlte, bis in das innerste Mark seines Lebens hinein, und mit der er sie religiös duldete. Doch, auch abgesehen von seiner Persönlichkeit, die sie veranlaßte, so sind sie — ich darf es wohl sagen — ein wahrhaft klassisches Werk der Liebe, dem keine Zeit etwas anhaben und von seinem Interesse rauben kann.

Möge es dem Leser in einer guten Stunde begegnen, wo er geneigt ist, die starre Kälte, die ihm vielleicht nicht selten, in unsrer Zeit begegnet, zu vergessen, und, wenn er sich der Theilnahme an den Schmerzen überläßt, die eine endlose Liebe einem edeln Herzen gab, so wird es es ihm wohlthun, wenn er erfährt, wie unaussprechlich glücklich dieses Herz durch eben diese Leidenschaft ward.

Franz Horn.

Blätter der Liebe.

I.

B. den 6ten März 1783.

Sie haben mir das Leben wiedergegeben, meine theuerste Mademoiselle, indem Sie mir erlauben, meine Hoffnung wieder aus dem Todesschlafe zu wecken, zu dem ich sie von Ihnen schon verurtheilt glauben mußte. Ich that Ihnen Unrecht, ich hielt Sie für härter, für grausamer als ich, Dank sey es der Vorsehung, Sie fand. Mit Thränen im Auge bitte ich Ihnen dies Unrecht ab, ich weiß, Sie werden's mir verzeihen. O der gestrige Abend wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Meine feurigsten Erwartungen hätten nach solchen Tagen keinen solchen Abend sich versprochen. Er ist mir der reichste frohste Ersatz für den niederdrückenden Kummer jener trüben Tage. Die Heiterkeit, die aus meiner Seele gewichen war, die ich nie wieder zu erlangen hoffen durfte, ist in meine Seele zurückgekehrt. Und wem danke ich dies als Ihnen, Ihnen die Sie eben so gütig als liebenswürdig sind! Gestern war ich nicht im

Stande, Ihnen so zu danken, wie ich es nach meinen Empfindungen mußte, ich konnte nicht Worte finden, die zu unerwartete Freude hatte meine Zunge gelähmt. Die himmlische Güte, mit der Sie, Theuerste, mich behandelten, hat mich zu Boden geschlagenen wieder aufgerichtet. Der Kranke, dem der Arzt das Leben absprach, kann, wenn dennoch wieder ein unerwarteter Strahl der Hoffnung auf sein Lager fällt, nicht froher seyn als ich. Ihr gutes, sanftes, edles Herz, das meiner traurigen Lage, meinem gepreßten Herzen nicht sein Mitleid versagen konnte, zeigte sich mir in allem so deutlich, daß der Wunsch, eines so vortrefflichen, liebenswürdigen Frauenzimmers ganz werth zu seyn und zu werden, nie feuriger in meiner Seele glühte. Ich glaubte nicht, daß meine Liebe für Sie noch einer Verstärkung fähig wäre, aber was für ein Mensch müßte ich seyn, wenn der gestrige Abend, an dem ich Ihre edle gute Seele so ganz an mir selbst und durch mich selbst kennen lernte, meinen Empfindungen nicht neue doppelte Stärke und Feuer gegeben hätte! Seyn Sie versichert, meine Theuerste, Ewiggeliebte, tausend Männer können Ihnen mehr Verdienste, mehr Geist und Witz, mehr Glanz und Würde darbieten — und sie können Ihnen nie zuviel darbieten — aber unter allen biete ich jedem Troz, der Ihnen ein wärmer und stärker für Sie fühlendes Herz anbieten kann. Von Ihrer — und nur von Ihrer Hand erwarte ich das größte Glück meines Lebens. Nur von Ihnen hängt es ab, ob ich

der glücklichste oder der unglücklichste Mensch werden soll. Doch Gottlob! ich blicke nun heitrer in die Zukunft. Sind gleich meine Aussichten noch dunkel, so will ich doch geduldig harren, bis es Ihnen — nur Sie allein können es — gefällt, mir diese Aussicht aufzuhellen. Ich habe ja jetzt was ich wünschte — Hoffnung. O ich beschwöre Sie, schlagen Sie diese so unerwartet an Einem heitern Abend aufgeschossene frohe Pflanze nicht wieder zu Boden. Die süße Ahndung nicht, die das zufällige Aufschlagen in Blum's Gedichten gestern in meiner Seele erregte. Mein Gedächtniß war nie treuer; denn es war als ob mein Genius mir diese so ganz auf meine Empfindungen passende Stelle in die Hände führte:

«Als Hoffnungslosigkeit und langer trüber Gram,
Mir zwar das Leben nicht, doch seine Freuden nahm,
Bist du, o Hoffnung, mir voll Lebenskraft, geschöpft
aus ihren — Ihren Mienen,
O Trösterinn mir Sterbenden erschienen.«

Und auf der andern Seite stand:

«Wunsch meiner Seele! Frucht der himmlischen Gefilde!
Gepfleget von der Engel Hand
Den Sterblichen das herbe Leben milde
Zu machen vom Olymp gesandt.
O Liebe, oder wie dich sonst ein Geist
In einer bessern Welt mit neuem Namen preist,
Veredle mir das Glück, den matten Reiz der Erde
Und lab' in brennender Beschwerde,
Mein krankes Herz.»

Noch einmal, meine Theuerste, meinen lebhaftesten feurigsten Dank für Ihre gestrige Güte.

F. G.

2.

B. den 11ten März 1783. Dienstag Abends.

Verzeihen Sie, meine Theuerste, daß ich itzt Ihnen schriftlich sage, was ich Ihnen so gern mündlich gesagt hätte, aber vor dem lauten Geräusche der Fröhlichkeit, in das ich kaum mit halber Seele einstimmen konnte, keine Gelegenheit dazu fand. Und doch war der gestrige Tag ein glücklicher Tag für mich. Schon glücklich genug, hätte er mir auch nur die Gelegenheit verschafft, Sie wiederzusehen, und zugleich die Bekanntschaft Ihrer vortrefflichen, verehrungswürdigen Eltern zu machen. Aber er war noch glücklicher für mich, weil Ihre vortrefflichen Eltern die Erklärung meines heißesten Wunsches mit einer mir unerwarteten und mich äußerst rührenden Güte aufnahmen. Auch sie hießen mich hoffen, und beruhigten mich durch die wohlthätige Versicherung, meinen Wünschen nicht zuwider zu seyn. Konnte ich mehr verlangen? Denn sie selbst werden es Ihnen bezeugen, daß ich sie gebeten, auf keine Weise, Sie, meine Theuerste, durch Überredung zu einem Entschluß zu bringen, dem Ihr Herz sich widersetzte; weil ich dies mir selbst nie würde vergeben können und lieber allein unglücklich seyn wollte, als wünschen und zugeben, daß Sie, ohne die ich nun kein Glück für mich kenne, mir Ihre Hand mit Mistrauen und mit ängstlicher Besorgniß, ob Sie je mit mir glücklich seyn würden, geben sollten. Ich müßte Sie, gute vortreffliche Seele, weniger lieben, wenn diese Bitte und Erklärung

nicht mein völliger Ernst wäre. Nein, bei Gott, eher will ich selbst allein und mein ganzes Leben hindurch trostlos und unglücklich seyn, als Sie auch nur in der Vorstellung unglücklich machen.

Nun, meine theureste einzig geliebte Freundin (diesen süßen, wenn gleich mich noch nicht allein befriedigenden, Namen haben Sie mir ja schon erlaubt) nun hängt es also bloß und allein noch von Ihnen ab, über das Glück meines Lebens zu entscheiden. Doch auch Sie haben mich ja nicht nur mündlich sondern auch schriftlich hoffen heißen. Ihr Brief — wie sehr dankt Ihnen mein ganzes Herz für dies theure Denkmal Ihrer Hand und noch mehr Ihres Herzens! — Ihr Brief ist mir ein Heiligthum, ich lese ihn unzähligemal jeden Tag, ob ich ihn gleich längst auswendig kann, und lege ihn jedesmal wenigstens in etwas beruhigt weg, weil Sie mir in ihm wenigstens einen kleinen Schimmer von Hoffnung gewähren. Dies ist Ihr Ausdruck. O, daß es Ihnen gefallen möchte, diesen kleinen Schimmer mir Unruhigem wenigstens um einen Grad mehr aufzuhellen. Freilich versprach ich Ihnen neulich an jenem seeligen Abende, da sie zuletzt beim Abschiede mich fragten, ob ich nun beruhigt sey, freilich versprach ich damals, mich bei dem Strahle von Hoffnung, den Sie mir damals so unerwartet vergönnten, zu beruhigen. Aber ich wußte nicht was ich versprach. Und doch, was hätte ich damals nicht versprochen, damals mir nicht zugetraut! Aber itzt fühl ich meine Schwäche, und hätte mein Wort

gern wieder zurück. Denn ich kann — kann es nicht halten; ich kann nicht ruhig seyn, so lange ich mich noch auf dem dunkeln Wege der Ungewißheit und Besorgniß befinde, ob die dämmernde Hoffnung sich endlich für mich in heitern Sonnenglanz oder — wieder in finstre Nacht verwandeln werde. Ihr Bild begleitet mich überall wo ich bin, bei allen meinen Gedanken, bei allen meinen Arbeiten schwebt es mir vor Augen, und wenn es mir dann einfällt: — Thor! wer steht dir dafür, daß du sie, sie, die itzt der einzige lebhafte Gedanke deiner Seele, der einzige Wunsch deines Herzens ist, würklich einmal die Deinige werdest nennen können? wie, wenn diese süße Hoffnung nur ein Traum wäre! — wenn mir dies einfällt, so ist, ich gestehe es gern, meine Ruhe wieder völlig hin, und ich versinke zwar nicht in trostlose Hoffnungslosigkeit, aber doch in bange Wehmuth. Und doch kömmt mir dieser Gedanke nur zu oft in den Sinn. Auch gestern, da es vielleicht am wenigsten hätte seyn sollen, konnte ich mich seiner nicht erwehren, und daher kam der Mangel der Heiterkeit, den auch Sie vielleicht wie mehrere andre, an mir, wenigstens in manchen Augenblicken bemerkt haben. Ich zwang mich so gut ich konnte heiter zu seyn, aber es gelang mir nicht völlig und immer. Ich saß Ihnen gegenüber (vielleicht wäre ich an Ihrer Seite heiterer gewesen); aber so erregte Ihr Anblick nur noch mehr jenes Gefühl von Wehmuth in mir, das bei der Ungewißheit, aus der itzt nur Sie allein mich rei-

ßen können, gewiß eben so natürlich als verzeihlich war.

Noch einmal meine Beste, Theuerste, wollte Gott daß es Ihnen möglich wäre, mir bald den kleinen Schimmer von Hoffnung, den Sie mir bisher gegönnt, auch nur um etwas heller aufglänzen zu lassen. Meine ganze Seele würde Ihnen Dank dafür wissen; Thränen der Freude und des Entzückens würden in die Quelle der Beruhigung fließen, die nur Sie allein mir eröffnen können.

3.

B. den 17. März 83.

Ich wünsche, meine Theuerste, Innigstgeliebte, daß die vergangne Nacht weniger beängstigend für Sie gewesen seyn möge, als die vorhergehende, und daß der heutige Morgen Sie muntrer und heitrer gefunden haben möge, als der gestrige. Ich kann Ihnen nicht sagen, meine Beste, wie beunruhigend mir die Nachricht von Ihrem Befinden am gestrigen Morgen den ganzen Abend hindurch gewesen, vornehmlich nachdem ich von der lieben guten Mama die genauern Umstände gehört, die Sie selbst mir verschwiegen hatten. War es vergebliche Ängstlichkeit von mir, oder was war es, daß ich auch gestern Abend noch Sie weniger heiter zu finden glaubte, und mich bei Ihren Versicherungen, daß Sie sich ganz wohl befänden,

doch nicht ganz beruhigen konnte? Um so mehr wünsche ich heute ganz darüber beruhigt zu seyn und zu werden. Denn itzt, meine ewiggeliebte Wilhelmine, itzt sind Sie der einzige Gedanke meiner Seele, wenigstens ist mir alles andere, was mir auch sonst sehr wichtig war, itzt dagegen sehr gleichgültig. Wie könnt' es auch anders seyn? Wäre ich nur im Stande, Ihnen es so ganz, wie ich es empfinde, zu sagen, wie glücklich ich mich fühle, Sie, liebes vortreffliches Mädchen, nun die meinige zu wissen, da ich vor so kurzer Zeit mich schon glücklich genug fühlte nur hoffen zu dürfen. Wahrlich, noch bin ich wie in einem Traum, ich kann mich in mein Glück noch nicht recht finden. Gott gebe, meine Theuerste, daß auch Sie sich ganz davon überzeugen mögen, daß Sie mit mir glücklich seyn werden, so wie ich gleich bei unsrer ersten Bekanntschaft davon tief überzeugt war, daß ich mit Ihnen und nur mit Ihnen glücklich seyn würde. Leben Sie indessen wohl, meine Beste. Nachmittag um drei Uhr bin ich bei Ihnen, denn ich muß Sie schlechterdings wenigstens auf einen Augenblick sehen, um mit desto mehr Freude und Heiterkeit unsern Freunden mein Glück melden zu können.

4.

Nachts zwischen Freitag und Sonnabend den 29. März 83.

Meine theuerste, geliebte — ach! gewesene Braut! So wenigstens muß ich Sie anreden,

denn noch kann ich das seelige Verhältniß nicht vergessen, in dem ich wenigstens 8 Tage hindurch mit Ihnen stand. O, es waren glückliche Tage! Tage der Seligkeit, wie ich sie nie hatte, und nie wieder haben soll. O Gott, mußten diese Tage nur darum so glücklich für mich seyn, damit alle folgenden desto unglücklicher für mich wären? Mein Glück war ein Traum. Zwar ein Traum der mich in die Freuden des Himmels einwiegte, aber doch Traum, wenn gleich noch so süß. Das Erwachen war desto schrecklicher. Meine Freude zerrann in meinen Händen. Ich sah das ganze Gebäude meiner Glückseeligkeit auf einmal zerstört, sah die Plane des künftigen häuslichen Glücks, in die sich meine ganze Seele vertieft und verloren hatte, verwüstet; sah meine Heiterkeit und Ruhe auf immer zernichtet, und mich selbst von dem Gipfel des Glücks, den ich schon erstiegen hatte, hinuntergestürzt in einen grausenden Abgrund; und hinuntergestürzt von einer Hand, von der ich mein ganzes einziges Glück erwartete, und mit Zuverlässigkeit erwarten durfte. Und dennoch ist diese Hand, die mich so tief hinunterstürzte, mir noch immer theuer, unendlich theuer. O, meine Theuerste, warum mußten Sie mich so hoch erheben, daß ich den Sturz, der mein ganzes Wesen zerschmettert, desto stärker fühlen mußte? Ja, ich habe ihn gefühlt, und fühle ihn noch, und werde dies Gefühl in meinem Leben nicht verwinden. Sie, gute sanfte gefühlvolle Seele, denken Sie sich einen Augenblick in meine Lage hinein, und

sagen Sie, ob irgend eine Lage bedauernswürdiger seyn kann? Doch ich will Ihr Herz nicht mit Vorwürfen beunruhigen. Ihre Ruhe ist mir unendlich theurer als die meinige. Ich will es daher versuchen, ob ich in einem gelassenen Tone mit Ihnen reden kann.

Sie wissen es, theuerste Freundin — denn diesen Namen haben Sie mir wenigstens verstattet — Sie wissen es, mit welcher Innigkeit und Wärme ich Sie seit unserer ersten Bekanntschaft geliebt. Sie wissen, wie ich alles aufbot, um das Ziel meiner Wünsche zu erreichen, und mich durch keine Schwierigkeiten schrecken ließ. Endlich sah ich mich am Ziel, unendlich schneller als ich mit meinen kühnsten Wünschen je gehofft hatte. Der kleine Schimmer von Hoffnung, den Sie mir zuerst an jenem Mittwochabend ertheilten, da ich Ihnen selbst meine Empfindungen für Sie zu erklären Gelegenheit fand (es war an meinem Namenstage, desto unvergeßlicher wird er mir seyn) dieser Schimmer von Hoffnung, den Sie zwei Tage darauf in Ihrem Antwortsschreiben an mich, das ich noch jetzt als ein Heiligthum verwahre, mir bestätigten, erfüllte mich schon mit einer Freude, wie ich sie nie gefühlt, obgleich in manchen Augenblicken die Ungewißheit, worin ich mich demohngeachtet noch befand, meine Seele und meine Stirn trübte. Sie bemerkten dies selbst an dem darauf folgenden Montagabend bei der Frau ***. Sie erklärten sich über meine Betrübniß so theilnehmend, daß meine ganze Seele von

dem Gefühl der Hoffnung belebt ward. Kurz, in dieser Woche ward der Entschluß bei Ihnen reif, mich glücklich zu machen. Ich ward zu Ihren verehrungswürdigen Eltern eingeladen. Stellen Sie sich meine Freude vor. Welche frohe Aussicht schien sich mir dadurch zu öffnen, zumal da Ihre liebe gute Mutter mir versicherte, Sie selbst hätten es gewünscht daß ich käme. Ich kam — Gott! du weißt's mit welchem Entzücken! Und doch ging ich nicht mit der Erwartung hin, daß mein Glück schon an diesem Tage entschieden werden sollte. Und doch, was ich nicht erwartet hatte, nicht zu hoffen wagte, geschah — mein Glück ward von Ihnen schon an diesem Tage, da ich zum erstenmal das Haus Ihrer Eltern, die nun auch die meinigen wurden, betrat, entschieden. Himmel und Erde schwanden vor mir, als Sie jenes mir Glück weißsagende Lied: Ruh' ich einst auf ihrem Schooß — sangen, und während des Gesanges den Druck meiner Hand mehr als einmal erwiederten; und als Sie ausgesungen, und Ihr Bruder sich entfernt hatte, ich noch einmal in Sie drang, und Sie erröthend in meine Arme sanken, und ich den ersten glühenden Kuß der beglückten und erhörten Liebe auf Ihre Lippen drückte — Gott! in welchem Meer von Seligkeit schwamm ich in diesem Augenblick, den ich für kein Königreich vertauscht hätte. Welch Entzücken, da Ihr Bruder wiederkam! O noch tönt in meinen Ohren, als hört ich es so eben, Ihre Antwort auf seine Frage, ob es denn ganz Ihr freier auf-

richtiger Entschluß sey. «Ja, antworteten Sie, von ganzem Herzen.» Nun kamen Ihre Eltern und begrüßten mich mit Thränen der Freude als ihren Sohn. Ich war ganz stumm vor Entzücken. Alle Ihre anderen Verwandten kamen und wünschten uns mit inniger Theilnahme und Rührung Glück. Ach, wer hätte damals geglaubt, daß binnen acht Tagen diese Thränen der Freude, die aus so vielen Augen flossen, in Thränen des bittersten Schmerzes verwandelt werden sollten! Und doch wurden sie es. An jenem Tage war ich berauscht von Freude; dafür sollt' ich nachher den desto bittern Trank des Kummers hinunterschlürfen. Die ganze Woche verging mir wie ein Traum. Wenn ich mir den Abend beim Onkel G** denke, da wir in einer Stube ganz allein saßen und über unser künftiges Glück sprachen; jenen Abend bei Sp***, da ich über Ihren Anblick und Gespräch alles andere vergaß; jenen Freitag Abend, da wir, eh' wir uns zu Tische bei der Tante setzten, nach einigen zärtlichen Verweisen über mein Zuspätkommen, uns ganz allein und einsam, von dem gegenwärtigen Glück unsrer Liebe und dem nahen Glück unsrer künftigen Verbindung unterhielten; wenn ich bedenke, wir wir noch am Sonnabend herumgingen, um uns ein Logis zu suchen, wie Sie auf meiner Stube sich ausruhten; wenn ich mir so manche unzweideutig scheinende Beweise Ihrer Liebe in meine Seele zurückrufe, dann zerfließ ich in Thränen, und wenn sie vertrocknen, ergreift mich der Unmuth wie ein

böser Geist, und hielte sie mich nicht die mich von meinen Jünglingsjahren an gehalten hat, — Gott weiß, welches Entschlusses ich ohne sie fähig gewesen wäre. Zwar glaubte ich zuweilen einige Kälte von Ihrer Seite zu bemerken. Es machte mir Unruhe. Aber ich täuschte mich gern, sah es als eine Folge Ihrer Unpäßlichkeit an, und eine lächelnde Miene auf Ihrem Antlitz, ein einziger Druck Ihrer Hand war hinreichend, um meine Unruhe zu zerstreuen. An jenem letzten Sonnabend, da Sie krank waren, litt meine ganze Seele mit Ihnen und für Sie. Aber als Sie sich wieder zum Flügel hinsetzten, als Sie so rührend und mit jenem gefühlvollen Blick der Wehmuth auf mich, jenes mir tief in's Herz dringende Lied: «Das ganze Dorf versammelt sich« — mit einem so innigen Ton der wehmüthigen Empfindung sangen — ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe ward. Und doch ahndete ich nichts Böses. Doch hätte ich ehr, wer weiß was, befürchtet, als daß der gleich darauf folgende Tag, ein so schrecklicher Tag, der schwärzeste und finsterste in meinem ganzen Leben für mich werden sollte. Und er ward es. Was ich an diesem Tage und den beiden folgenden empfand, das kann ich Ihnen mit keinen Worten beschreiben, und könnt' ich es, so würde ich es doch nicht, um Sie nicht zu beunruhigen. Genug, die Qualen der Hölle können nicht grausamer seyn, und wenn ich einen Feind hätte, den ich auf's äußerste haßte (Gottlob ich habe keinen), ich würde ihm nicht

eine Stunde von jener bittern Empfindung anwünschen, die mich diese Tage hindurch folterte. Jetzt bin ich freilich, nachdem ich meine Arbeiten wieder angefangen (obwol sie mir nie so sauer wurden) schon etwas ruhiger geworden, aber ich fühle es, daß meine Ruhe und Heiterkeit nie ganz wieder hergestellt werden wird. Nur eine einzige Herstellung derselben ist möglich. Aber darf ich sie denn nur von fern hoffen? Nur leise wünschen darf ich sie.

Umsonst frag' ich mich selbst, womit ich dies grausame Schicksal, das mehr als Demüthigung ist, verdient habe. Eine Gattin die man mit der innigsten Empfindung liebt, zu verlieren, kann durchaus nicht so schmerzhaft und bitter seyn, als eine Braut, und eine solche so, so zu verlieren! Wäre ich in meinen jüngern Jahren ein leichtsinniger Jüngling gewesen, der sich in Ansehung des andern Geschlechts Übereilungen und Thorheiten vorzuwerfen hätte — so wollt' ich gern die Hand auf den Mund legen. Aber warum mußte mich, dessen bisher noch ganz unbefangenes Herz erst bei Ihrem Anblick den Eindruck der Liebe kennen und fühlen lernte, der auf Ihren Lippen die erste seelige Blume der Liebe pflückte, warum mußte mich gerade dieses Schicksal treffen? Warum war ich gerade, der ich, wenn ich empfinde, so stark und anhaltend empfinde, zu einer so unglücklichen hoffnuugslosen Liebe ersehen? Doch nicht Hoffnungslosigkeit war das grausame Schicksal das meine Liebe traf. Ich sah vielmehr meine ganze

Hoffnung erfüllt, ich schwebte auf den Flügeln der Phantasie zu den herrlichsten Aussichten der Freude empor — aber mitten auf diesem Fluge des Entzückens stürze ich auf einmal hinab in eine schauerliche Tiefe. O warum, warum? Vielleicht, so sonderbar es klingt, wär' ich ruhiger, wenn ich mir dies Warum zu beantworten wüßte.

Sie selbst meine Innigstgeliebte, Sie selbst müssen, wenn sich noch irgend ein Funke von Mitleid in Ihrer Seele für mich findet, mir es sagen, woher diese plötzliche schreckliche Verändrung in Rücksicht auf mich bei Ihnen entstanden. Ich habe hin und her gesonnen, ob ich auf irgend eine Art durch mein Betragen während meines ach! so kurzen Bräutigamsstandes eine Ursache dazu gegeben. Ich glaube wenigstens eine entdeckt zu haben. Ich kam ein paarmal später zu Ihnen, als man von einem feurigen Liebhaber hätte erwarten sollen. Dies konnten Sie als Kaltsinn aufnehmen. Und doch zählt' ich jede Minute, da ich von Ihnen entfernt war. Gott weiß, daß ich mir selbst gleich von damals an die bittersten Vorwürfe gemacht; aber ich kann mit der größten Wahrheit sagen, es war nicht meine Schuld, es war unvermeidliche Abhaltung, die mir wehe genug that. Aber leider seh' ich es jetzt, wie möglich es war, da Sie diese Abhaltung nicht genau kannten, daß dieser Umstand auf Ihre Gesinnung für mich einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber doch kann dies nicht die einzige Ursach seyn. Vielleicht trauten Sie meiner Liebe

nicht ganz, weil ich sie weniger als vielleicht andre gethan haben würden, durch Worte geäußert. Und dennoch biete ich jedem, der in seinem Leben liebte, Troß, ob er stärker und feuriger liebte als ich. Es liegt in meinem Charakter daß ich über meine Empfindungen nicht viel reden kann. Immer überwog meine Empfindung den Ausdruck und nie — nie war dies mehr der Fall als hier. In der That war mein Herz von der Größe seines Glücks zu voll, ich war zu sehr von ungewohnter Freude berauscht, als daß ich im Stande war, durch viele Worte meiner Empfindung Luft zu machen. Und doch weiß jeder meiner Freunde, mit welchem heißen Entzücken ich von Ihnen und von meinem künftigen Glück sprach. Und wer mich neben Ihnen gesehen, muß es auf meinem Gesicht gelesen haben, mit welcher Empfindung meine Seele an Ihnen hing, und auf jeden Blick, jedes Lächeln, jedes Wort begierig lauschte. Und dennoch entzogen Sie mir auf einmal das Herz, das Sie mir geschenkt? Zerrissen das seelige Band, das Sie ungezwungen und unberedet zu meiner Glückseeligkeit geknüpft? Ach, Sie haben mein Herz und meine Ruhe zugleich damit zerrissen. O, um Gotteswillen sagen Sie mir, was bewog Sie zu diesem mir wie andern noch itzt unerklärlichen Schritt? Bei Ihrem eignen gefühlvollen Herzen beschwöre ich Sie, mir folgende Fragen mit Aufrichtigkeit zu beantworten.

Haben Sie einen würklichen unüberwindlichen Widerwillen gegen mich? Dies kann ich doch

nicht glauben, weil Sie sonst mich unmöglich zu dem höchsten Gipfel der Hoffnung und Freude hätten erheben können. Und doch muß ich es beinahe glauben, daß ich Ihnen wenigstens hinterher verhaßt und zuwider geworden. Ist diese meine Vermuthung wahr, so bleibt mir nichts übrig, als mein Schicksal zu verfluchen, das mich Unglücklichen ausersah, gerade dem einzigen Herzen, dessen Liebe allein mich ganz beglücken konnte, verhaßt zu seyn.

Oder war Ihr Herz nicht mehr frei, als Sie mir Ihre Hand gelobten? Dann beneide ich den Glücklichen, dem es gelang, Ihnen mehr Empfindung für sich einzuflößen; aber ich biete ihm, wer er auch sey, Trotz, ob er Sie stärker und inniger liebt als ich.

Oder hat irgend ein feindseliger Teufel in Menschengestalt den Engel verblendet? Oder hat irgend ein bethörter Freund aus guter Meinung Ihnen falsche Begriffe von mir beigebracht? Ich wollte, dies wäre, und Sie gäben mir Gelegenheit mich zu vertheidigen. Ich bin es mir mit dem stärksten Gefühle der Unschuld bewußt, daß ich mich gegen jede Beschuldigung und Verläumdung vertheidigen kann. Zwar kenne ich meine Fehler, und ich bin offenherzig genug, sie jedem zu gestehen. Sie können mich zu Übereilungen hinreißen, aber dennoch darf ich ohne Erröthen jedem frei in's Gesicht sehen, darf jeden der mich kennt, kühn herausfordern, mich einer schlechten

Handlung zu überführen, die mich Ihrer Liebe so ganz unwürdig machte.

Möchten Sie doch auf diese meine Fragen mit Bestimmtheit und Offenherzigkeit antworten, und wenn keine dieser Vermuthungen wahr ist — o so gönnen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß es wenigstens noch möglich ist Ihr Herz wieder zu gewinnen. Der Wunsch, Sie zu besitzen, ist meinem Herzen zu theuer geworden, als daß ich ihn ganz auf einmal herausreißen könnte. Itzt, itzt, nachdem ich in jenen für mich so glücklichen acht Tagen Sie erst recht kennen gelernt, ist der Wunsch, durch Sie glücklich zu werden, und die feste Überzeugung, daß ich es nur allein durch Sie werden kann, noch weit feuriger und lebhafter bei mir geworden, als vorher. Tausende würden durch einen solchen Schritt, wie der ist, wodurch Sie das zwischen uns bereits geknüpfte Band zerrissen, zurückgeschreckt seyn. Aber mich hat gerade eben dieser Schritt noch mehr befeuert, weil ich selbst bei diesem Schritt, so unglücklich er mich auch gemacht, doch Ihr gutes, edles, nur misgeleitetes Herz so ganz kennen gelernt.

Sie haben mich Ihrer Hochachtung und Freundschaft versichert, aber zugleich sich geäußert, daß Sie nicht den höhern Grad der Neigung für mich fühlten und fühlen könnten, der Ihnen nöthig dünkt, um mich ganz glücklich zu machen, und selbst glücklich in einer Verbindung mit mir zu seyn. Ich ehre diese Ihre Offenherzigkeit, aber dennoch wage ich es, mit Freimüthigkeit zu sagen,

daß mir Ihre Ideen überspannt scheinen. Sie kannten mich bisher zu wenig, um mehr als Hochachtung für mich zu fühlen. Sie überredeten sich, daß diese Hochachtung in Liebe übergehen würde, aber weil dies nicht so schnell, nicht so sichtbar in Ihrem Herzen geschah, als Sie es nöthig glaubten, so geriethen Sie in Ängstlichkeit, die Sie glauben ließ, es sey Ihnen unmöglich mich je zu lieben, und diese Ängstlichkeit hielten Sie für Abneigung. Und doch dünkt mich, wenn Sie je zu rasch und voreilig schlossen (und wer thut dies nicht zuweilen?) so war es hier. Ich habe noch immer das Glück gehabt, daß alle die mich genauer kennen gelernt, meine warmen Freunde wurden, und nie hab' ich es so sehr als jetzt bei dieser traurigen Gelegenheit gesehen, wie viele aufrichtige theilnehmende Freunde ich habe. Warum sollte es denn unmöglich gewesen seyn, daß in Ihrem Herzen die kalte Hochachtung, deren allein Sie mich itzt versichern, mit der Zeit sich in wärmere Empfindung verwandelt hätte! Bei Gott, es ist nicht Stolz, sondern gewisse feste Überzeugung, Sie würden, so bald Sie mich ganz kennen gelernt, durch das Feuer meiner Liebe für Sie, wenn gleich nicht zu denselben, doch gewiß zu ähnlichen Empfindungen für mich beseelt seyn. Tausend Ehen werden geschlossen, wo nicht gleich im Anfange auf beiden Seiten jene stärkere feurige Empfindung Statt findet, die nachher bei genauerer gegenseitiger Kenntniß entsteht. Und gerade dies sind oft die glücklichsten Ehen. Und

ich kann von nichts in der Welt so sehr überzeugt seyn, als davon, daß auch die unsrige eine der glücklichsten, die man sich denken kann, geworden und gewesen seyn würde. Nein, bei Gott, Sie, Sie können mich nicht unglücklich machen; und ich müßte mich selbst durchaus nicht kennen, wenn ich nicht mit der innigsten Überzeugung sagen könnte, auch Sie würden, wo nicht durch mich, doch in der Verbindung mit mir, glücklich gewesen seyn.

Sagen Sie mir, meine Theuerste, Beste, sagen Sie, soll diese Aussicht zu unserm beiderseitigen Glück nun durchaus verschlossen seyn? Wollen Sie es geradezu für unmöglich erklären, daß ich noch Ihr Herz gewinnen könnte? O setzen Sie mich auf welche Probe Sie wollen, ich will sie bestehen; ach! die härteste Probe, die meine Liebe treffen konnte, hab' ich bestanden. Fordern Sie jede, auch die größte Aufopferung von mir. Nichts in der Welt soll mir zu theuer seyn, das ich Ihnen nicht mit Freuden aufopfern wollte. Ich verlange nicht, daß Sie die Verbindung zwischen uns, die Sie einmal getrennt, sogleich wieder anknüpfen sollen. Dies wäre zu viel verlangt. Aber wenn Ihr Herz noch einiges Mitleids für mich fähig ist, so beschwör' ich Sie, nur auf den Fuß mit mir zurückzutreten, auf dem wir vor unsrer Verlobung standen. Damals hatte ich einen kleinen Schimmer von Hoffnung. Nur diesen gewähren Sie mir für itzt wieder, und ich will zufrieden seyn. Oder dünkt Ihnen auch dies zu viel, wol, so geben Sie mir keine Hoffnung, aber

seyn Sie wenigstens nicht so grausam, sie mir ganz zu nehmen, und es geradehin für unmöglich zu erklären, daß mein feurigster Wunsch doch noch endlich einmal in Erfüllung gehen könne. Bestimmen Sie eine Zeit, sie sey so lang sie wolle, ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr; und vergönnen Sie mir nur bloß als einem entferntern Freunde, dann und wann den Zutritt in dem Hause Ihrer verehrungswürdigen Eltern. Wenn Sie dann binnen dieser Zeit und nach Verlauf derselben sich noch eben so wenig als itzt entschließen können, mir Ihr Herz zu schenken — wohl, so muß ich mein Schicksal beweinen, aber ich kann dann zwar mit verwundetem aber dennoch mit ruhigerm Herzen von meinen Wünschen abstehen, weil dann wenigstens alles geschehen ist, was geschehen mußte, um ein Herz wie das Ihrige zu verdienen. Aber itzt, da Sie mich so wenig kennen, itzt schon bestimmt zu sagen: Ich kann ihn schlechterdings nie lieben — das ist ein zu rasches und grausames Urtheil. Die falsche Scham, die einen einmal gethanen Schritt auf keine Weise zurückthun will, ist nur das Eigenthum kleiner Seelen; Sie sind derselben nicht fähig. Und wahrlich, so ein großes unendliches Glück es für mich seyn würde, nach allen Schwierigkeiten doch noch einst Sie die meinige zu nennen — so ehrenvoll würde es zugleich für Sie in den Augen jedes vernünftigen und menschenfreundlichen Menschen seyn, daß Sie Selbstüberwindung und Muth genug gehabt, einen übereilten Schritt wieder gut zu machen.

O, und wenn dies einst geschähe, wenn Sie einst zum zweiten Male mir würden, was Sie mir jene frohen acht Tage waren, meine Braut — o meine Beste, welche fröhliche Aussicht für mich, für Sie, für alle Ihre Angehörigen, für Ihre, für meine Freunde! Mich selbst würden Sie dadurch nicht nur zu dem glücklichsten Menschen unter der Sonne machen, da ich itzt, wenn Sie auf Ihrem Entschluß fest beharren, die dunkelste qualenvollste Zukunft vor mir sehe — Sie würden auch den Kummer so vieler Ihrem Herzen theuern Personen lindern, die über Ihren raschen Schritt betrübt sind — Sie würden dann, was mir am wehesten thut, nicht mehr sagen, daß Sie eine lange Reihe trauriger Tage vor sich sehen, sondern Sie würden — ich bin es überzeugt — fühlen, daß Sie froh und glücklich mit einem Manne seyn könnten, der in der Welt kein größeres Glück für sich kennt als Sie, und dem ohne dies Glück jede andre Freude, die ihm seine itzige und künftige Lage darbietet, unschmackhaft und bitter ist.

Ich habe Sie, meine ewig theure — ach! mich verschmähende verstoßende Braut, ich habe Sie um eine mündliche Unterredung bitten lassen. Ihr gutes Herz hat Ihnen nicht erlaubt, sie mir abzuschlagen. So ungeduldig ich darauf harre — so wünsche ich doch, daß diese Unterredung Sie so wenig als möglich beunruhigen möge, (mich wenigstens kann sie auf keinen Fall unglücklicher machen als ich schon bin). Ich überlasse es Ihnen daher ganz, mir eine Zeit dazu zu bestimmen.

Freilich wünsche ich natürlich mir diese Unterredung je eher je lieber. Aber Ihrem Willen opfere ich gern auch meine liebsten Wünsche auf; nur den Einen Wunsch, Ihre Liebe zu verdienen, diesen einen Wunsch kann ich noch nicht aufopfern, da er mit meinem ganzen Wesen und mit allen meinen Empfindungen zu tief und innig verflochten ist. Haben Sie die Güte mir nur durch ein Paar Zeilen wissen zu lassen, ob und wann ich die Freude und den Trost haben soll, Sie zu sprechen und Ihnen mündlich zu sagen daß ich auch itzt noch Sie mit der feurigsten Empfindung meines Herzens liebe.

O Mädchen meiner Seele! kannst Du mir
Nicht Liebe geben, so versage wenigstens
Mir Dein Erbarmen nicht! Denn fährst Du fort
Mich zu verschmähn, so schneidet mir der Gram
Den mürben Lebensfaden ab.
Seit jenem Tag, da Du das feste Band zerschnittst,
Da floh der Schlaf von meinem Lager, floh
Die Freud' aus meiner Brust. Seit Du von mir hinweg
Dein Auge wandtest, fühlt ich nicht der Menschheit Reize mehr.
Was soll, was soll mir dann des bangen Lebens Rest,
Entbehr ich Dich? und wär es Ewigkeit,
Was soll sie mir, entbehr ich Dich?
Erfindet eine Last, die meiner gleicht,
Wenn ihr die namenlose Qual
Der Liebe kennt, die ohne Hoffnung glüht!
Sey noch so stark, sey noch so weise, du trägst sie nicht.
O Gott gieb meinem Flehn, gieb meinen heißen Thränen
Die Braut zurück! War irgend deines Blicks
Ein Schauspiel werth; so war's ein glückliches

Erkenntliches Geschöpf, das voll Gefühls hinauf
Zum Himmel blickt und dir mit Thränen dankt.
Und danken will ich dir (erhörst du mich,
Schließ ich sie wieder einst in meine Arme)
Mit meinem ganzen Leben danken, danken
Mit meiner ganzen Seele.

5.

N. S.

Sonnabend Vormittag. 29. März.

Mein mir zu kurzer, Ihnen gewiß zu langer Brief, war geschrieben, als ich heute früh den Ihrigen erhielt. Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie ihn annehmen, ob Sie ihn lesen wollen. Grausam wäre es, wenn Sie es nicht thäten. Ich habe die ganze Nacht daran geschrieben. In meine Augen ist kein Schlummer gekommen. Um sechs Uhr erst war ich fertig. Es ist nicht die einzige Nacht, die ich seit jenem schrecklichen Tage durchwachte. Und auch dann, wenn der Schlummer auf mich herabsank, kam er spät und unterbrochen. Finstre Fantasien unterbrachen ihn. — Ihren Brief nahm ich an, ohne ein Wort zu sagen. Mit zitternder Hand erbrach ich ihn. Ich las ihn und fand kein Wort zu meiner Beruhigung, selbst nicht einmal die Hoffnung, Sie bald, wie Sie doch versprochen, mündlich sprechen zu können. Also auch dies kleine armselige Versprechen nehmen Sie zurück? Doch freilich mußten Sie es ja, nachdem Ihnen mein Anblick verhaßt

und zuwider geworden, nachdem sich Ihre gegen mich und andere anfänglich erklärte Neigung in Abneigung (dies ist Ihr Wort, Sie hätten immer ein härteres gebrauchen können) verwandelt hat. Ich las Ihren Brief ohne Thränen — ich habe keine Thränen mehr, so hart bin ich schon — ohne Unwillen gegen Sie, — denn in jeder Zeile erkannt' ich doch Ihr edles Herz — aber mit bitterer Wuth gegen mich selbst. Das, das ist die Strafe die ich verdiene — für den Stolz auf das Glück und die Ehre, die ich bisher bei allen meinen Entwürfen und Unternehmungen hatte. Alle meine Entwürfe, die ich mit Feuer anfing, und mit Feuer durchführte, hatten einen glücklichen Erfolg. Der hülflose Jüngling, der ich war, kämpfte alle Schwierigkeiten vor sich nieder. Überall begleiteten Glück, Ehre, Beifall und Freundschaft der Menschen meine Schritte. Ich schwindelte, glaubte, nichts könne nichts dürfe mir fehlschlagen; war stolz genug den Besitz eines Frauenzimmers zu hoffen, die der Himmel einem bessern Mann bestimmte. Genug. Ich bin bestraft, schrecklich bestraft. Ich verachte, ich hasse mich selbst. Kann eine Strafe schrecklicher seyn? Aber ich muß mich hassen, da Sie mich hassen. Mein Stolz liegt gedemüthigt da und in den Staub zertreten. Mein Glück ist dahin. Ich verlange und wünsche auch kein's mehr. Nur Ihnen wünsch' ich das Glück und die Freude, auf die ich selbst Verzicht thue.

6.

B. Nachts zwischen Dienstag und Mittwoch
den 9. April 83.

So sey es denn, weil es seyn soll. Dieser Brief sage Ihnen, meine Einziggeliebte, das letzte Lebewohl von einem Manne, der Sie liebte, wie vielleicht keiner jemals liebte, und noch itzt — noch itzt mit dem letzten Tropfen seines Bluts Ihre Liebe zu erkaufen bereit wäre. Ich soll Sie also nicht wieder sehen? So wollen Sie selbst es; so wollten es, sagten Sie, meine Freunde. Freunde? O, es waren keine Freunde die dies wollten, die mir hinterrücks den Dolch in's Herz stießen! Die einzige Freude, die ich noch hatte, die mir zu rauben — o das kann kein Freund. Doch leider bin ich einmal dazu verurtheilt, immer wieder grausam hinunter gestoßen zu werden, wenn ich einen Berg, von dem ich nahe oder auch nur ferne frohe Aussichten erblickte oder erträumte, erstiegen zu haben meinte. Sie selbst und Ihre Eltern boten mir, um mich einigermaßen zu trösten, einen freundschaftlichen Umgang mit Ihnen an. Freilich nur ein kleiner trauriger Ersatz für das was ich verlor; aber doch ergriff ich ihn wie ein zugeworfnes Seil, um mich aus der Fluth des Jammers, in die ich versunken war, wenigstens in etwas hervorzuarbeiten. Aber Sie selbst nahmen auch dieses Versprechen zurück, auch dieses. Freilich war es nicht so heilig und bindend als jenes erste Versprechen, durch welches Sie die Meinige zu werden versprachen. Sie konnten also, da Sie

das größere Versprechen zurück genommen, dies kleinere um so leichter und mit ruhigem Herzen zurücknehmen. Und Sie haben es zurückgenommen. Also auch den entfernten Gedanken und Wunsch, daß es noch möglich für mich seyn mögte, Ihr Herz durch die Zeit und längere Bekanntschaft zu gewinnen, auch den misgönnte man mir? Denn ich gestehe es, nur dieser Wunsch machte mir das Anerbieten eines freundschaftlichen Umgangs mit Ihnen so werth. Denn warum hätte ich es nicht immer noch wenigstens für möglich halten sollen, mir bei gegenseitiger längerer Kenntniß die Gegenliebe zu erwerben, auf deren Entstehen Sie in jenen acht Tagen mit so vieler Ängstlichkeit warteten, und die eben dieser einmaligen Ängstlichkeit wegen nicht entstand und nicht entstehen konnte. Ich würde mit der Zeit die Ursachen entdeckt haben, die Ihnen Abneigung gegen mich beibrachten, und ich würde diese Hindernisse aus dem Wege geräumt haben, vornehmlich wenn Sie so offenherzig gewesen wären, wie Sie mir als Freundin zu seyn versprachen, daß Sie mir alles, was Ihnen an mir misfiele, freimüthig gesagt hätten, denn ich weiß es freilich nur zu gut, daß es mir, wie den meisten Gelehrten, an jener äußerlichen Politur fehlt, die einen auf den ersten Anblick gefällig macht. Aber eben durch den Umgang mit Ihnen hoffte ich diesen Mangel zu ersetzen. Oder wären es andere Ursachen gewesen, die jenen Widerwillen bei Ihnen gegen mich hervorbrachten, und deren Sie sich,

trotz Ihrer Versicherungen des Gegentheils, so gewiß bewußt sind, als ich es mir jetzt bewußt bin, daß ich an Sie schreibe — so hätte ich durch die Zeit gewiß Spuren derselben entdeckt, und dann mich bestreben können, diesen Ursachen abzuhelfen, kurz ich konnte mich schlechterdings nicht überzeugen, daß es mir nicht wenigstens möglich in der Zukunft seyn sollte, Ihr Herz zu verdienen. Ich hätte Sie täuschen können, hätte Ihnen versichern können, daß ich alle meine Wünsche aufgegeben. Aber theils hätten Sie mir es schwerlich geglaubt, (und meine Mienen und mein ganzes Wesen würden mich bald verrathen haben,) theils hätte ich Ihnen von einer oder der andern Seite verächtlich vorkommen müssen, entweder daß ich Sie zu hintergehen gesucht hätte, oder daß ich so bald einer Liebe entsagen können, die meine ganze Seele füllte. Kurz, ich entschloß mich lieber auch hier, wie ich überall gewohnt war, offen und ohne Verstellung zu Werke zu gehen. Ich entschloß mich, Ihnen die Fortdauer meiner Wünsche zu entdecken, aber zugleich Sie durch meine Wünsche auch nicht auf die entfernteste Art zu beunruhigen, sondern alles dem ruhigen, langsam entwickelnden Gange der Zeit zu überlassen. Mit Freuden hätte ich selbst ein ganzes Jahr und länger gewartet, und hätte, wenn während dieser Zeit ein glücklicherer und Ihrer Liebe würdigerer Mann um Ihr Herz geworben hätte, ihm zwar mit thränenden Augen, aber gewiß mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl, Platz gemacht.

Oder wäre ich am Ende überzeugt worden, wovon weder ich noch Sie schon jetzt überzeugt seyn konnten, es sey durchaus unmöglich, Gegenliebe in Ihr Herz für mich zu pflanzen; — wohl, so hätte ich wenigstens in so fern beruhigter von meinen Wünschen abstehen können, weil ich mir dann bewußt gewesen wäre, daß alles geschehen sey, was geschehen mußte. Doch Sie wollen nun einmal nicht, daß dies geschehen soll, und ich muß gehorchen, die Folgen davon mögen seyn, welche sie wollen. Traurig werden diese Folgen seyn, das sehe und fühle ich, aber genug, Sie wollen es.

Sie haben mir meinen Ring mit Gewalt zurückgedrungen. Ich dachte sonst immer, was einmal geschenkt sey, sey geschenkt. Aber Sie haben mich aus meinem Irrthum gerissen. Denn auch Sie schenkten mir Ihre Hand, und zogen sie doch nachher wieder zurück, so daß ich in eine schauerliche unabsehliche Tiefe hineinstürzte, aus der nur jene Eine Hand allein auch wieder herausreißen kann, die mich hineinstürzte. Aber diese Hand scheint einen Eid darauf geschworen zu haben, es auch nicht auf die entfernteste Art zu wollen. — Ich habe den mir gewaltsam wieder aufgedrungenen Ring mit einem Strom von Thränen benetzt. Er soll nicht aus meinen Händen kommen, noch weniger je an dem Finger einer anderen stecken. Er mag ruhig unter den Papieren liegen, die einst nach meinem vielleicht frühzeitigen Tode, die, denen es noch der Mühe werth scheinen mögte (was Ihnen nicht der Mühe werth schien) mich

genauer kennen zu lernen, zu überführen, daß auch in meiner Brust ein fühlendes, ach! nur zu unglückliches Herz schlug! Das Tagebuch meiner unglücklichen Geschichte, das ich itzt unter vielen tausend Thränen niederschreibe, wird (wie ich gewiß überzeugt bin) einst auch andern fühlenden Seelen, denen es zu Gesicht kommen könnte, mehr als eine Thräne des Mitleids entlocken.

Ich hoffe Ihnen übrigens durch meinen Anblick keine weitere Unruhe zu machen. Es ist mein Vorsatz, alle Gesellschaft zu fliehn, wo mich nicht Amtsgeschäfte hinrufen. Für mich ist itzt alles freudenleer und todt, und ich selbst bin für alles todt. Die Freuden der Gesellschaft, die Freuden der Freundschaft, die Freuden der wiederauflebenden verjüngten Natur, die sonst mein ganzes Herz erwärmten, sind itzt keine Freuden mehr für mich. Ich bin mir selbst verhaßt, und mein Leben ist mir nichts mehr werth und eine drückende Last. Es hängt an einem mürben Faden, den der Gram abkürzen wird, das fühl ich schon itzt. So viel Kraft wird mir Gott vielleicht noch gewähren, um mein Amt, wenn gleich unter marterndem Selbstzwang, zu verwalten, und reichte dazu meine schrecklich zerrüttete Kraft nicht mehr hin, so fehlt es mir weder an Muth noch an Gewissenhaftigkeit, um mich ganz aus dem Gewühl des thätigen Lebens, wo ich doch itzt nur halb nützlich seyn kann, ganz in den Schooß der allein mit mir traurenden Einsamkeit zurückzuziehn, und so mit Ergebung in den Willen der Vorsehung, dem Ende

meiner Leiden entgegen zu sehn. Der Rest meines Lebens wird bitter seyn, das weiß ich, von keiner Freude, von keinem Strahl der Hoffnung erleuchtet, die erst jenseit des Grabes mir herunterschimmert, so wollten Sie es, Sie, Sie, die Sie mit einem Wort entfernter Hoffnung in diese Finsterniß, in der ich tappe, Licht bringen könnten. Aber das wollen Sie nicht. Zwar kann ich von dem Dasein Gottes und meinem eignen nicht stärker überzeugt seyn als davon, daß wenn unsere von so vielen guten Menschen gesegnete Verbindung zu Stande gekommen wäre oder — doch den Gedanken soll ich ja durchaus nicht mehr denken — noch käme, wir alle beide glücklich gewesen seyn würden (ich freilich am meisten, — aber auch Sie würden, — das weiß ich mit völliger Gewißheit — glücklich seyn) aber Sie wollten es nicht, und irgend ein mißgünstiger Dämon wußte es dahin zu bringen, daß ich und auch Sie, wie Sie selbst sagen, unglücklich wurden, da wir so glücklich seyn konnten.

So leben Sie denn wohl. Gott schenke Ihnen viel Freude. Und wenn Sie einst in den Armen eines würdigern Mannes das Glück finden, das Sie bei mir zu finden hofften, und gleich hinterher wieder verzweifelten (o ich bebe vor dem Gedanken der Möglichkeit, daß Ihr Herz sich täuschen lassen und einem unwürdigen, oder wenigstens Sie weniger als ich liebenden Mann zu Theil werden könnte!) — dann denken Sie, wenn Sie können, zuweilen an den dann vielleicht schon

so Gott will, hingewelkten Mann zurück, der durch Sie der glücklichste beneidenswertheste Mann zu werden hoffte, und so nahe daran war, es zu werden, und weihen Sie dann seinem Andenken eine Thräne des Mitleids, denn ich denke und empfinde jetzt mit Klopstock, der einst ein ähnliches Schicksal mit mir hatte (nur ein ähnliches, ein gleiches Schicksal mit mir hatte vielleicht unter Millionen Menschen nicht einer.) Was er von sich sagt, gilt genau auch von mir:

»Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn einst mein Auge nun
Lang über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hat;

Und wenn alsdann Du, die Du die meine warst,
Ach! wenn Du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir
Einen Beglückteren, doch nicht Edleren.

Dann wägt die Wagschaal in der gehobnen Hand
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf itzt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Rinn' unterdeß, o Leben, bald kömmt, bald kömmt
Die Stunde, die mich nach der Cypresse ruft!
Ihr andern seyd der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!«

Eine Antwort auf diesen meinen Brief darf ich freilich nicht hoffen. Ich soll ja durchaus nichts — nichts hoffen. Und so wage ich es auch nicht, um eine Antwort zu bitten. Ich darf dies um

so weniger, da ich eigentlich auf keinen meiner Briefe eine Antwort von Ihnen erhalten, als bloß auf den einen, den ich nach jenem mir damals so glücklichen Mittwoch Abend an Sie schrieb, an dem ich zuerst von Ihnen mit einem Strahle von Hoffnung beglückt ward. Sie gaben mir in ihm einen kleinen Schimmer von Hoffnung; und kaum waren acht Tage verlaufen, als dieser kleine Schimmer sich in die hellste Flamme der erhörten und beglückten Hoffnung verwandelte. Aber nun — Sie haben die Flamme ausgelöscht. Auch den Schimmer wollen Sie auslöschen? Wollen Sie? O das ist grausam und hart. Doch ich will Ihnen wenigstens, weil Sie auch dies wollen, den Anblick ersparen, zu sehen, was diese Härte in mir und auf mich gewürkt.

7.

B. den 18ten April 1783.

Ich bitte um Verzeihung, meine theuerste Freundin, daß ich Ihnen nicht gestern sogleich den zweiten Theil der Abderiten geschickt; ich hatte ihn nicht gleich zur Hand. — Und nun noch eine sehr unverfängliche Bitte! Ich werde es als einen vorzüglichen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen, wenn Sie künftighin nur mir allein das ausschließende Recht vergönnen, für Ihre Lektüre zu sorgen, und sich deshalb an keinen andern, als an mich wenden. Sie können die Bücher, die ich

Ihnen zuschicken werde, ohne Bedenken so lange behalten als es Ihnen gefällt. Sollte ich Ihnen zuweilen ein Buch schicken, das Sie schon gelesen oder das Ihnen nicht gefiele, so bitte ich, mir es ohne alle Umstände sogleich zurückzuschicken, in welchem Fall ich sogleich für ein andres sorgen werde. Sollte es Ihnen zuweilen der Mühe werth scheinen, über eine und die andere Ihnen dunkelgebliebene Stelle mehr Licht zu haben, so bitte ich, es nur auf einem Blatte zu bemerken. Ich stehe dann mit meiner Erklärung, wenn ich im Stande bin eine zu geben, sehr gern zu Diensten. Lieb würde es mir seyn, wenn Sie mich ohngefähr wissen ließen, welche Art von Büchern Ihnen die angenehmsten wären, oder auch geradezu einige Ihnen dem Titel nach oder sonst bekannte Bücher nennten, die Sie zu lesen wünschten. Wenn ich auch gleich nicht selber immer das Buch haben sollte, so denke ich doch durch meine Verbindungen mehr als irgend ein andrer im Stande zu seyn, Ihre Wünsche in dieser Rücksicht zu befriedigen. Da ich itzt auch nicht einmal die Freude haben soll, Sie nur zu sehen und von gleichgültigen Dingen mit Ihnen zu sprechen, so muß es wenigstens ein angenehmer Gedanke für mich seyn, daß Sie sich wenigstens dann, wenn Sie die Lektüre eines neuen Buchs anfangen oder endigen, meiner erinnern. Und diese kleine Freude — das trau ich Ihrem Herzen zu — werden Sie mir in meiner vor kurzem noch so freudenreichen, jetzt leider nur zu freudenleeren Lage, doch

gewiß gern gönnen, und daher meine hier an Sie gethane Bitte, mir allein die Besorgung Ihrer Lektüre zu überlassen, hoffentlich nicht unerfüllt lassen. Empfehlen Sie mich Ihren mir ewig verehrungswürdigen Eltern.

8.

B. den 21. April 1783.

Ich weiß nicht, meine theuerste Freundin, ob Sie vielleicht schon des guten braven Claudius Werke, die er unter dem Titel eines Wandsbecker Boten geschrieben, mögen gelesen haben. Ich überschicke sie Ihnen indessen aufs Gerathewohl. Vielleicht lesen Sie in dem Fall doch noch ein und das andere Stück auch zum zweiten Male mit Vergnügen. Daß Ihnen nicht alles darin gefallen wird, so wenig mir selbst alles gefällt, davon bin ich freilich versichert; aber auch davon daß manches Stück Sie zum Lächeln nöthigen, und manches andre Ihr gefühlvolles Herz gewiß rühren wird. Das Magazin für Frauenzimmer hoffe ich Ihnen nächstens verschaffen zu können. Übrigens danke ich Ihnen herzlich für die gütige Annahme meines Anerbietens.

9.

B. den 23. April.

Hier, meine theuerste Freundin, erhalten Sie von dem zu Strasburg und Kehl herauskommenden Magazin für Frauenzimmer das 3te Quartal, das zusammen den von Ihnen gewünschten 3ten Band ausmacht. Mögten Sie mir doch öfter das Vergnügen machen, mir Bücher zu nennen, die Sie zu lesen wünschen. Auch den kleinsten Ihrer Wünsche erfüllen zu helfen ist Freude für mich.

10.

B. den 7. Mai 1783.

Es that mir sehr leid, meine theuerste Freundin, daß ich Ihnen neulich nicht die rechten Stücke des Magazins für Frauenzimmer übersandt. Hier erfolgt indessen endlich das von Ihnen zum Lesen gewünschte dritte Stück. Ich hätte es Ihnen gern eher geschickt, aber ich habe es nicht eher bekommen können. Mögten Sie mir doch öfter Gelegenheit verschaffen, Ihnen, wenn gleich nur einen kleinen Beweis meiner Bereitwilligkeit zu geben.

11.

B. den 12. Mai.

Die Fortsetzung des Magazins für Frauenzimmer denke ich Ihnen, meine theuerste Freundin,

binnen ein paar Tagen überschicken zu können. Ich schicke Ihnen indeß beikommende von Göckingk herausgegebene Gedichte, wiewol ich nicht weiß, ob Sie sie nicht schon gelesen haben mögen. Haben Sie sie noch nicht gelesen, so zweifle ich nicht, daß sie (wenigstens Nantchens Gedichte) Ihnen gefallen werden. Mir hat zwar, da ich sie itzt aufs neue las, manche Stelle das Herz verwundet, weil ich meine eignen Empfindungen geschildert glaubte; indessen hat auch manche andre meinem Auge eine lindernde Thräne (zuweilen freilich auch eine neidische Thräne) entlockt. Wie könnte ich mich auch des Neides enthalten? Amarant ward doch endlich glücklich. Aber ich? Werde ich es je werden? Nur durch Sie kann ich es werden. Aber auch nicht ein Strahl von Hoffnung dämmert mir. — Mögte ich doch wenigstens nur den Trost haben, Sie dann und wann, wäre es auch noch so selten, zu sehen, und von den gleichgültigsten Dingen in der Welt mit Ihnen zu sprechen. Leider sind es heute grade schon fünf Wochen, daß ich Sie zum letzten mal sah. Fünf Wochen! Ich mag Ihnen nicht sagen, was ich in dieser Zeit empfunden, denn ich will Sie nicht beunruhigen. — Doch verzeihen Sie, theuerste Freundin, diese Ausschweifung, zu der mich des eine Zeitlang verkannten und verschmähten, aber doch endlich glücklichen Amarants Gedichte, verleiteten. Amarant ist mein Freund Göckingk selbst. Nantchen ward endlich die Seinige. Zwar die zärtliche geistvolle Sängerinn ist

nicht mehr. Sie starb vor anderthalb Jahren. Lassen Sie mich doch wissen, ob Sie Göckingks (unter seinem eignen Namen herausgekommene) Gedichte schon gelesen haben, und ob ich sie Ihnen, im Fall Sie sie nicht gelesen, überschicken darf. So auch der Grafen Stolberg Gedichte. Zürnen Sie nicht, theuerste Freundin, wegen dieses Billets und der mir unwillkührlich entschlüpften Äußerung des Wunsches, Sie nur einmal wieder zu sehen und zu sprechen. Beleidigen wenigstens kann Sie dieser Wunsch nicht, wenn Sie ihn auch nicht erfüllen wollen.

12.

Berlin den 17. Mai.

Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen, theuerste Freundin, noch nicht die Fortsetzung des Magazins für Frauenzimmer überschicken kann. Ich habe in allen Buchläden vergebens darnach gefragt, und bin überall bis auf die Rückkunft der Buchhändler von der Messe in 14 Tagen vertröstet worden. Ich schicke Ihnen indessen die 4 ersten Stücke einer andern in diesem Jahr angefangenen Monatsschrift für Frauenzimmer, unter dem Titel Pomona, die vielleicht um so mehr Interesse für Sie hat, da sie aus der Feder eines Frauenzimmers herrührt, indem sie die Frau von la Roche zur Verfasserin hat. Übrigens hätte ich bei dieser Gelegenheit große Lust die Schriftsteller

zu beneiden, die das Glück haben, von Ihnen gelesen zu werden, und mit mir selbst unzufrieden zu seyn, daß, so gewaltig viel ich schon geschrieben, doch so wenig oder nichts darunter ist, womit ich vor Ihnen erscheinen und von Ihnen gelesen zu werden hoffen dürfte. Desto eher werden Sie es verzeihlich finden, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen ein Exemplar meiner neulich beim Abschiede des Herrn ** und bei der Introduktion des Herrn *** gehaltenen Rede zu überreichen. Es ist freilich nur eine Kleinigkeit, mit der ich ohnedies selbst gar nicht zufrieden bin, wiewol ich mich mit dem Bewußtseyn tröste, daß ich bei einer ruhigern Lage meiner Seele, vielleicht etwas bessers gemacht haben würde. Man hat mir auch den Abdruck gewissermaßen abgezwungen. Indessen ist es mir doch ein so süßer Gedanke von Ihnen gelesen zu werden, daß ich es auf die Gefahr, ob Sie es auch der Mühe werth finden werden, wage, Ihnen diese Schreiberei zu überschicken.

Es sollte mir übrigens unendlich leid thun, wenn ich Sie, theuerste Freundin, durch mein neuliches Billet beleidigt hätte. Und doch muß ich dies beinahe glauben, da Sie mich weder durch einen Ihrer Brüder, noch schriftlich einer Antwort darauf gewürdigt, ja sich sogar gegen andre darüber beklagt haben. Dies beunruhigt mich sehr, und ich wünschte nur, daß es Ihnen möglich wäre, sich einen Augenblick in meine Lage hineinzudenken, so würden Sie den Inhalt meines Billets

und meinen darin geäußerten Wunsch äußerst natürlich und verzeihlich finden. Aber daß Sie auf mich zürnen, hab' ich leider auch am Mittwoch Abend gesehen, da Sie mit Ihrer Frau Mutter und Demoiselle Schwester vor meinem Fenster vorbeigingen. Den Augenblick vorher hatte ich noch mit einem eben weggegangenen Freund, von Ihnen und von meinen ehmals so süßen, von Ihnen itzt zerschlagenen Hoffnungen, mit vieler Wärme und Rührung gesprochen. Noch war ich ganz in diese Gedanken vertieft, die beinahe die einzigen Gedanken meiner Seele sind, wenigstens begleiteten sie mich überall von frühen Morgen bis spät in die Nacht. Es war mir als ob ich durch eine unsichtbare Macht an's Fenster gezogen würde. Ich glaubte zu träumen, als ich Sie auf einmal erblickte. Mein ganzes Herz schlug Ihnen entgegen; sehr natürlich, da ich Sie über fünf Wochen schon nicht mehr gesehen. Aber Sie gingen vorbei und würdigten mich nicht einmal Ihres Anblicks. Nicht einmal Ihres Anblicks! Und doch verlangte ich keinen aufmunternden Blick; ich wäre ja zufrieden gewesen, wenn Ihr Blick mir nur gesagt hätte, daß ich Ihnen wenigstens nicht verhaßt und verächtlich geworden. Gott! es ist hart für mich, glauben zu müssen, daß ich das eine oder das andre bei Ihnen bin.

13.

1. Juni.

Hier sende ich Ihnen, meine theuerste Freundin, eine ganz kürzlich herausgekommene neue Sammlung von Gedichten, die Ihnen hoffentlich besser gefallen werden, als °°. Ich habe manches Lied darin gefunden, das mir wie aus der Seele geschrieben ist, und ganz in den Ton meiner gegenwärtigen Empfindung stimmt. Ein Paar davon hab' ich doch nicht unterlassen können zu zeichnen. Auch habe ich hier S. 33 jenes Lied gefunden, das Sie mir an dem letzten Abend da ich Sie noch die Meinige nennen durfte, zuletzt mit so vieler Rührung sangen. Es ist schon an sich ein rührendes Lied. Aber itzt — itzt werde ich es nie ohne Thränen lesen und hören können. Ja wol, auch ich kann sagen:

Es freut sich alles, aber mich
Kann nun nichts erfreuen.
Denn Wilhelmine fehlet mir;
Wie kann ich sie vergessen;
Ich weiß zu gut was ich in ihr
Für einen Schatz besessen.
O Gott! wer hätte das gedacht
Als ich den Engel küßte,
Daß sich sobald in schwarze Nacht
Mein Glück verwandeln müßte!

Ja wol, wer hätte das gedacht! — Ich selbst hätte es denken können. Denn es war zu viel Glück auf einmal, als daß es mich nicht hätte mistrauisch machen sollen, ob es dauren würde.

Nun hab' ich wol Recht, mit Miller (S. 354) zu sagen:

Ach! wie ist mir's trüb im Sinn!
Alle Freuden sind dahin!
Ruh und Hoffnung sind verschwunden,
Öd und bang sind meine Stunden!
Andre sieht sie freundlich an,
Scheut sich, mir sich nur zu nahn.

Das letzte ist doch im strengsten buchstäblichen Verstande mein Schicksal, wie ich vergangne Woche erst wieder erfahren, da ich bei Ihrem Herrn Bruder war. Was hätte ich darum gegeben Sie zu sprechen! Gehofft hatte ich's nicht. Aber wer weiß, dacht ich, hast du nicht heute nach so langer Zeit einmal wieder die Freude, sie zu sehn und zu sprechen. Ich hatte mich geirrt. Neulich da Sie mir die Gedichte zweier Liebenden zurückschickten, schrieben Sie mir, die Gedichte hätten Ihnen gefallen, nur hab es Amarant mit seiner übertriebnen Härte bei Ihnen verdorben. Wie konnten Sie, Theuerste, dies hinschreiben, ohne daß Ihnen die leise Stimme Ihres Genius zuflüsterte: wer war, wer ist härter als Du? — Zwar nur ich allein bin Gegenstand Ihrer Härte, aber gerade desto bedaurenswürdiger bin ich, daß Sie, denen die Natur ein in jeder andern Rücksicht so sanftes weiches Herz gab, gegen mich allein in jeder Rücksicht hart und unerbittlich wie ein Fels sind. Glücklich ist der, der dies Herz gewinnt und besitzt. Aber dreimal unglücklich der, der es zu besitzen glaubte und es verlor. Und dieser Unglückliche — bin ich.

14.

B. den 18. Juni.

Hier, meine theuerste Freundin, übersende ich Ihnen das neueste oder 5te Stück der Pomona. Ich denke doch, daß ich Ihnen neulich schon das vierte Stück mitgeschickt. Sollte ich mich darin irren, so dürfen Sie mich nur erinnern. Die Nachricht von Ihrer Krankheit in der vorigen Woche hat mich sehr beunruhigt; desto mehr hat mich die Nachricht von Ihrem nun wiederhergestellten Wohlbefinden erfreut. Denn mein Herz nimmt an allem, was Ihnen widerfährt, den stärksten Antheil.

Und nun, theuerste Freundin, noch meinen innigsten feurigsten Dank für den unerwarteten Beweis Ihrer Freundschaft, den Sie mir in der vergangenen Woche gegeben! Er mußte eben, je unerwarteter er mir war, einen desto tiefern Eindruck auf mein Herz machen. O, ich fühlte mich so glücklich, nach so langer — langer Zeit einmal wieder Ihnen zur Seite zu stehn, mit Ihnen zu sprechen, Ihre Hand mit meinen Lippen zu berühren, und Herz und Auge an Ihrem Anschauen zu weiden. Gott weiß, wenn ich diese Freude einmal wieder haben werde. Zwar war es eine mit Kummer gemischte Freude, aber doch Freude. Lassen Sie sich's wenigstens nicht gereuen, mir diese Freude gemacht zu haben. Sie haben mir ein paar seelige Stunden dadurch verschaft und das Bewußtseyn davon kann Ihrem guten Herzen nicht anders als wohl thun.

Ich habe Sie an jenem Tage wieder in Ihrer ganzen Liebenswürdigkeit gesehen. Gott! und dieses liebenswürdige Mädchen war mein, und soll und will es nun durchaus nie wieder werden? O dieser Gedanke ist hart. Könnten Sie nur, Theuerste, sich jene Empfindung der Freude recht lebhaft vorstellen, die mein ganzes Wesen in dem Augenblick durchdringen würde, wenn Sie sich entschließen könnten, den Mann, den Sie Ihrer Freundschaft und Werthschätzung versichern, ganz glücklich zu machen — o vielleicht könnte dieser Gedanke Sie zu einem Entschlusse bewegen, der Sie nie gereuen, mich aber zu dem glücklichsten Menschen machen würde.

Aber wie konnten Sie doch so grausam neulich seyn, meine Lage mit der Ihrigen zu vergleichen, und von mir zu verlangen, ich sollte um eine andere Hand werben. Ich dächte, der Unterschied wäre doch sehr auffallend. Ihr Herz ist noch frei, das Meinige nicht. Sie dürfen, wenn Sie sich entschließen, die Meinige zu werden, nichts aufopfern; ich hingegen müßte, wenn ich Ihnen entsagte, den einzigen feurigsten Wunsch meines Herzens aufopfern, einen Wunsch, dem ich nie — nie entsagen werde, weil ich ihm nicht entsagen kann. Der Gedanke, liebenswürdigste Freundin, nie eine ehliche Verbindung zu knüpfen, ist von Ihrer Seite wahre Versündigung gegen Gott, der Ihnen alle Eigenschaften gegeben, um das Glück eines Mannes zu machen. Wehe mir, daß ich nicht hoffen soll, noch einst selbst diese

glückliche, durch Sie glückliche Mann zu werden! Zwar Tausende würden sich glücklich schätzen Sie zu besitzen. Aber mein innres Gefühl sagt es mir, daß keiner dies Glück feuriger und stärker empfinden könnte und würde als ich. Mögte doch dieser Gedanke in Ihrer Seele recht lebhaft werden — dann entschlössen Sie sich vielleicht, in die Finsterniß, in der ich noch immer ängstlich und trübe umhertappe, einen aufhellenden Strahl von Hoffnung fallen zu lassen.

15.

Den 28. Juni.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen meine theuerste Freundin, das so eben fertig gewordene neueste Stück der Berlinischen Monatsschrift zu übersenden. Ich werde, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, Ihnen künftig beim Anfange jedes Monats das jedesmalige Monatsstück zuschicken. Vergönnen Sie mir immer die kleine Eitelkeit, einen kleinen Beitrag zu Ihrer Büchersammlung liefern zu wollen. Wenn ich wüßte, daß Ihnen die Sammlung der vorhergehenden sechs Monatsstücke nicht unangenehm seyn würde, so wird es eine Freude für mich seyn, sie Ihnen überschicken zu können. Sie werden freilich in allen Stücken und so auch in diesem, Aufsätze finden, die Sie nicht interessiren können. Indessen hoffe ich doch, daß ein und der andre Aufsatz zuweilen Ihre Auf=

merksamkeit auf sich ziehen wird. Von mir selbst finden Sie in diesem neuesten Stücke nichts, und es ist nun bereits das vierte Stück in das ich nichts hineingearbeitet habe. Ich bin nur zu der mechanischen Arbeit des Herausgebens itzt fähig. Mein Geist ist gelähmt. Die Quelle der Gedanken und des Ausdrucks, über deren Fluß ich sonst nur selten zu klagen Gelegenheit hatte, ist vertrocknet. Sie, theuerste Freundin, nur Sie könnten meinem Geiste die verlorene Schwungkraft und leichte Würksamkeit mit einem einzigen Worte, wenn Sie wollten, wiedergeben. Wenn Sie wollten! Denn Sie, und nur Sie können es.

16.

Den 3. Jul. 1783.

Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen, meine Theuerste, die vier ersten Monate der Berlinischen Monatsschrift überschicken zu dürfen. Sie werden sehn, daß ich in den ersten drei Monaten ziemlich fleißig gewesen bin. Denn nicht nur die mit meinem vollen Namen sondern auch die mit F. G. bezeichneten Stücke rühren von mir her, wie z. B. die Ode auf Gibraltar im zweiten Stück. Aber seit dem März habe ich nichts in die Monatsschrift gearbeitet, auch hab' ich's troz aller Anstrengung nicht gekonnt. Denn meine Gedanken verwirrten sich gleich, und der Ausdruck stockte in der Feder. Ich habe es erst diese Tage

wieder gesehen, wie ermattet und entnervt meine Seele ist. Ich war von den Obern unsrer Maurerloge ersucht und feierlich aufgefordert worden, unser diesmaliges Johannisfest, wie ich sonst immer gethan, in einer Ode zu besingen. Acht ganze Tage hab' ich mich gequält, und schlechterdings nichts zu Stande gebracht, so daß ich mich entschuldigen mußte. Ich habe bei der Gelegenheit meine alten maurerischen Oden nachgelesen. Wenn ich wüßte daß es ihnen nicht unangenehm wäre, so würde ich sie zusammen heften lassen um sie Ihnen zu überschicken. Mit meiner Dichterei scheint es aus zu seyn. Meine Fantasie ist itzt keines Schwunges fähig. Nur Sie allein könnten ihr ihren ehemaligen Schwung wiedergeben.

Den zweiten Theil der Bagatellen würde ich Ihnen mit Freuden überschicken, aber er existirt noch nicht. Dieser erste Theil ist so eben erst herausgekommen, und ich weiß nicht, wenn es dem Verfasser gefallen wird, den zweiten herauszugeben. Morgen oder vielleicht noch heute Nachmittag übersende ich Ihnen ein andres Buch.

Ihre Übersetzung werde ich mit dem größten Interesse lesen. Mögte ich doch bald Gelegenheit haben, über eben den Gegenstand mit Ihnen einmal sprechen zu können.

17.

Den 11. Jul. 1783.

Sie haben mir, theuerste Freundin, durch die Mittheilung des von Ihnen aus dem Französischen

übersetzten Aufsatzes über häusliche Glückseeligkeit, eine überaus große und überraschende Freude gemacht. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen denselben zurückschicke. Er ist mir als Bild Ihres Herzens zu theuer, zu heilig, als daß ich ihn so leicht aus den Händen lassen sollte. Wenigstens können und werden Sie ihn nicht anders als aus meinen eignen Händen zurückerhalten. Bis dahin soll er mir eben so heilig und theuer seyn, als Ihr, wenn gleich nicht einmal ganz getroffener Schattenriß, der unter meinem Spiegel hängt, den ich täglich unzähligemal ansehe, und dessen Anblick, ob er mir gleich jedesmal Thränen in's Auge lockt, dennoch so süß für mich ist. Freilich ist es nur ein schwacher farbenloser todter Umriß von jenem Engelgesicht, auf dem einst in den frohsten Tagen meines Lebens, meine Augen und mit ihnen meine ganze Seele voll namenlosem Entzücken ruhte, und das mir meine itzt zu allen andern Bildern träge Fantasie mit ihrem Zauberpinsel in jedem Augenblick mahlt, um mir so den Verlust des würklichen Gemäldes zu ersetzen, das ich von der Geliebten meines Herzens zu erhalten Hoffnung hatte, und wenn mein Traumglück nur einige Tage länger gedauert hätte, würklich erhalten haben würde. Der mir von Ihnen mitgetheilte Aufsatz ist mir gleichsam ein Schattenriß Ihrer Seele und Denkungsart. Wäre es auch durchaus nur Übersetzung, so ist es doch ungezweifelt gewiß, daß Sie sich nicht mit der Übersetzung eines Aufsatzes beschäftigt haben würden, in wel-

chem Sie nicht alle Gedanken und Empfindungen als Ihre eignen anerkannten.

Häusliche Glückseeligkeit! Wer ist ihrer fähiger und würdiger als Sie? Und Sie wollten den Gedanken an den Besitz dieser von Ihnen in diesem Aufsatz mit so vieler Wahrheit empfundenen und geschilderten Glückseeligkeit aufgeben? O dies wäre ein Verbrechen gegen die Hand des Schöpfers, die Sie so liebenswürdig schuf, und in Ihr ganzes Wesen so viele Reize und Vollkommenheiten verwebt, die der Grund zu einer dauerhaften häuslichen Glückseeligkeit für Sie selbst und den Glücklichen, dem Sie einst Ihre Hand geben würden, werden sollte und konnte. Zwar ich — ich soll nun einmal dieser Glückliche nicht seyn, soll nicht einmal hoffen es zu werden. Und dennoch, theuerste Freundin, war häusliche Glückseeligkeit, der ich nun, durch Sie verurtheilt, entsagen soll, immer der heißeste Wunsch meines Herzens. Alle Begierde nach Erweiterung meiner Kenntnisse und alle andre Wünsche meines Herzens waren schon ehe ich sie kannte, weit weniger lebhaft und feurig in mir als der Wunsch künftiger häuslicher Glückseeligkeit. Und o, wie ward dieser vorher wie im Verborgenen schlummernde Wunsch gleich bei dem erstenmale da ich Sie sah, so angeflammt, daß nur er allein meine ganze Seele füllte und alle andre Wünsche bei mir verdunkelte. Es ist mir immer ein sehr trauriger Gedanke, dessen ich mich aber doch nicht ganz erwehren kann, daß vielleicht ein Mitgrund warum

Sie das seelige Band, das uns schon verknüpfte, zerrissen, die vielleicht nur dunkel empfundene Besorgniß war, daß ich gleich so vielen andern Gelehrten, zu wenig Sinn und Gefühl für die Freuden der häuslichen Glückseeligkeit haben würde. O wenn dies, wie leicht möglich, Ihr Gedanke war, wie wenig kannten Sie mich, wenn Sie glaubten, daß das einsame verschlossene Mönchsleben, das so viele Gelehrte führen und dadurch, wenn nicht sich selbst, doch die, die der Himmel ihnen zur Gefährtin auf der Bahn des Lebens gab, unglücklich machen, auch nur den allergeringsten Reiz für mich hätte! O, gewiß! ich würde es mehr als irgend jemand auf der Welt gefühlt haben wie glücklich mich die Vereinigung mit Ihnen mache, und der Ausbruch und die Äußerung dieses Gefühls würde mir unendlich seligere Stunden gewährt haben, als mir alle andre irdische Freuden nimmer gewähren können. Ach! es ist schwer, sich von seinen Lieblingswünschen loszureißen und Planen zu entsagen, an denen das ganze Herz so viel Theil nimmt. Gott! welch ein Leben versprach ich mir, welche frohe Scenen häuslicher Glückseeligkeit schwebten vor dem trunkenen Blick meiner mit Entzücken in die Zukunft schauenden Seele, damals als ich Sie die Meinige nennen durfte, und es gern aller Welt und der ganzen Natur zugerufen hätte: Bald ist sie ganz mein, bald bin ich der glücklichste beneidenswertheste Mann durch sie! O, die süßen Träume in die mich damals die Hoffnung wiegte. Wie

glücklich war ich schon bei diesen Träumen! Was würde nicht erst die Würklichkeit für mich gewesen seyn. — Theuerste Freundin, warum verzweifeln Sie denn ganz, jene häusliche Glückseeligkeit, die Ihr und mein Wunsch ist, mit mir und bei mir zu finden, und dadurch selbst die häusliche Glückseeligkeit Ihres väterlichen Hauses zu vermehren? In Ihrem Aufsatz heißt es unter andern: «Die Achtung führt Ehegatten zur Liebe.» Gewiß, ein sehr wahrer, durch die tägliche Erfahrung bestätigter, Gedanke. Nun gut, Sie gestehen, daß Sie Achtung für mich haben; Sie würdigen mich sogar Ihrer Freundschaft. Und es sollte unmöglich seyn, daß Sie, wenn Sie sich noch entschlössen, mir Ihre Hand zu geben, je jene zärtlichere Neigung für mich fühlten, die schon bei einer ungezwungenen Vereinigung zweier auch nur durch das Gefühl der Freundschaft Anfangs verbundner Personen, gewiß nie ausbleibt, wo auf der einen Seite heiße glühende Liebe, auf der andern wenigstens aufrichtige Freundschaft Statt findet, die sehr leicht auch an jener Flamme sich erwärmen kann. Eine Gattin, der jeder Blick Ihres Mannes sagt, wie glücklich und stolz er in ihrem Besitze sich fühlt, kann dabei unmöglich kalt und gleichgültig bleiben, wenn sie es auch anfänglich war, oder die Natur müßte ihr ganz jene zarte sanfte Empfindung versagt haben, die Sie Ihnen, Theuerste, so reichlich zugetheilt hat.

O daß Sie sich entschließen könnten, mir nur einen kleinen Strahl von Hoffnung zu gewähren!

Wie glücklich würde ich itzt schon dabei seyn! Sie scheinen, theuerste Freundin, Antheil an der Unruhe zu nehmen, die mich noch immer fortdaurend so unfähig und unlustig zu allen nur etwas Anstrengung erfordernden Arbeiten macht. Sie — Sie können diese folternde Unruhe aus meiner Seele tilgen; Sie können mir meine Thätigkeit wiedergeben, können die gesunkene und erschlaffte Kraft meiner Seele wieder heben und spannen. Sie können dies durch einen einzigen Strahl entfernter Hoffnung, durch ein bloßes unverbindliches Vielleicht, durch die bloße Erklärung, es sey wenigstens nicht unmöglich, daß Sie sich noch einmal für mich entschlössen. Sagen Sie selbst, kann ich weniger wünschen? Und doch würde die Erfüllung dieses Wunsches meine verlorene Ruhe weit würksamer herstellen, als eine Reise und irgend etwas auf der Welt thun kann. Jenes dunkle Vielleicht, um das allein ich Sie bitte, kann und soll Sie zu nichts verbinden, soll Sie um so weniger verbinden, da ich Ihnen auf das allerheiligste schwöre, daß keiner, auch nicht meine vertrautesten Freunde, je es hören sollten, bis Sie selbst es mir erlaubten. O wenn Sie wüßten, Theure, Innigstgeliebte, welche namenlose Wonne Sie mir itzt durch ein bloßes Vielleicht, durch die bloße Eröffnung einer Aussicht nur in die Möglichkeit, Sie noch einst die Meinige zu nennen, gewähren könnten — gewiß Ihr empfindungsvolles Herz würde diesen Wunsch mir gewähren, um dessen Erfüllung ich Sie beschwöre,

ohngeachtet ich es noch einmal wiederhole, daß die Befriedigung dieses Wunsches Sie zu nichts verbinden soll und kann.

Ich übersende Ihnen hier zugleich eine kleine Sammlung verschiedener ehmals einzeln von mir gedruckten Gedichte, vornehmlich maurerischen Inhalts. Wenn Sie sich überzeugen können, daß die Gesinnungen, die ich in diesem letztern geäußert, wahre Empfindungen meines Herzens sind — und warum sollten Sie das nicht glauben? — so könnte auch dies vielleicht ein Grund mehr seyn, Sie zu bewegen, den heißen Wunsch meines Herzens, daß Sie nur durch einen einzigen schwachen Strahl von Hoffnung die gegenwärtige trübe Dunkelheit meiner Seele aufhellen möchten, zu befriedigen.

Zugleich übersende ich Ihnen hierbei den kürzlich herausgekommenen zweiten Theil von Meißners Alcibiades, da ich mich erinnere von Ihnen gehört zu haben, daß Sie den ersten Theil mit Vergnügen gelesen.

18.

Den 19. Julius 1783.

Ich traue Ihnen, bei aller Ihrer Härte gegen mich, doch wenigstens noch so viel Gefühl von Billigkeit zu, daß Sie mich nicht eher verurtheilen werden, bis Sie mich gehört. Zwar Sie haben Ihr Urtheil schon gesprochen, und ich muß leider glau-

ben, daß es unwiderruflich ist. Aber wenn es auch Ihr fester Entschluß ist, nie künftig wieder einen Brief von mir anzunehmen, so müssen Sie wenigstens noch diesen letzten annehmen und lesen, wofern Sie nicht in meinen und jedes unbefangenen Richters Augen sich der größten Ungerechtigkeit schuldig machen wollen.

Ich gestehe, daß ich itzt eher den Untergang Berlins befürchtet hätte, als einen solchen Brief von Ihnen. Doch ich habe seit dem Anfange meiner Bekanntschaft mit Ihnen so viel unerwartete Erfahrungen gemacht, daß mir auch dieser neue Schritt von Ihnen nicht unerwartet hätte seyn sollen. So wollen Sie denn auch den letzten Faden zerreißen an dem noch ein kleiner Rest meiner Ruhe hing? Zwar dieser Faden war an sich schon dünn und mürbe genug, und es war vorauszusehen, daß er reißen würde, wenn nicht ein neuer Faden angeknüpft wurde, und diesen neuen Faden glaubte ich durch den unvermutheten Empfang Ihres Aufsatzes über die häusliche Glückseligkeit angeknüpft zu sehen. Nun seh ich, ich habe mich selbst getäuscht. Die Hand die schon zweimal mit entschlossener Gleichgültigkeit und Härte den Dolch in mein Herz stieß, konnte ja leicht, um meiner Ruhe jeden noch übrigen Lebensfunken zu rauben, ihr auch noch den letzten Stoß versetzen.

Und womit hab' ich diese letzte Grausamkeit und Ungerechtigkeit verdient? Zwar scheint mir wie ehmals, so auch itzt, eine fremde Hand im

Spiel zu seyn, die den Dolch, mit dem Sie mich durchbohren, schärfte, und Ihre Hand vielleicht wider Ihren Willen leitete, und ich glaube diese Hand errathen zu können. Aber dennoch frag' ich, womit hab' ich sie verdient, diese letzte Grausamkeit? Weil ich wie Sie meinen wegen meiner Ihnen bekannten Liebe zu mir selbst (das sind Ihre Worte) mit zu weniger Discretion die kleine noch zwischen uns Statt findende Verbindung behandelt und aus kindischer Eitelkeit davon zu jedermann gesprochen, wodurch Sie denn ein Mährchen einer sehr zahlreichen Gesellschaft geworden wären. Wehe, wehe dem Menschen, der durch solche Lügen und Vorspiegelungen Sie täuschte, und seine Freude dabei fand, mich Ihnen als einen Nichtswürdigen, als einen verächtlichen Narren oder Bösewicht vorzustellen. Ich weiß freilich nicht, ob dieser Mensch mich nicht überhaupt schon mit zu schwarzen Farben bei Ihnen als einen Nichtswürdigen abgemahlt, als daß ich mit allen meinen Betheurungen noch Glauben bei Ihnen finden könnte. Aber dennoch betheure ich Ihnen heilig, daß Sie mir durch Ihre Voraussetzung himmelschreiendes Unrecht thun. Ich habe nie zu irgend einem Menschen gesagt, daß ich Hoffnungen hätte, nur von Wünschen hab' ich geredet, wenn man mich fragte. Nie hat vielleicht ein Mann mit mehr Discretion gehandelt, als ich. Nur meine vertrautesten Freunde wußten es, daß noch eine kleine Verbindung durch Übersendung von Büchern und Briefwechsel zwi-

schen uns Statt fände, aber sie erfuhren es nicht erst von mir, und immer, wenn davon die Rede war, hab' ich sie gebeten, zu keinem andern davon zu reden, immer ihnen versichert, wie wenig ich darauf baute. Aber auch meine vertrautesten Freunde haben nie ein Wort von jener Zusammenkunft, durch die Sie mir vor einigen Wochen eine so unerwartete Freude machten, von mir erfahren, und noch weniger bis itzt von jenem mir von Ihnen überschickten Aufsatz über häusliche Glückseeligkeit, durch den, ich gestehe es, meine Hoffnung am meisten wieder belebt ward. Ihre Ehre war mir von jeher unendlich theurer als die meinige. Und der trete auf, der sagen kann, daß je aus meinem Munde ein Wort gegangen, das auch nur im geringsten, auch nur durch Misdeutung Ihrer Ehre hätte nachtheilig werden können. Wahrlich Sie konnten keinen härtern bittererern Vorwurf für mich ersinnen, als den, daß ich muthwillig Ihre Ehre auf's Spiel gesetzt.

So muß denn meine Ruhe das Opfer eines leeren nichtswürdigen Geschwätzes werden? Doch wahrscheinlich ist dies Geschwätz, worauf Sie sich berufen, nur ein Vorwand, um Ihrem Entschluß, mich ganz zu Boden zu werfen, einen bessern Anstrich geben zu können. Wahrlich, Sie haben bisher mit der Ruhe meines Herzens wie mit einem Kartenblatt gespielt, und Ihre Grausamkeit ist so sinnreich als es je eine war. Sie stießen mich von dem Gipfel eines Berges, von wo ich die herrlichsten lachendsten Aussichten sah, mit ei-

ner unerhörten Härte in den Abgrund. Ich ergriff im Stürzen einen Dornenstrauch und suchte mich an ihm zu halten. Sie rissen mir ihn weg, und stürzten mich tiefer. Noch einmal hielt ich mich an einen schwachen schwachen Strauch. Und, siehe, auch den misgönnten Sie mir, auch den. Ich sollte noch tiefer stürzen. Was ist Ihnen nun noch übrig? — Ich will es Ihnen lieber selbst sagen, ehe irgend ein schadenfroher Dämon es Ihnen in den Sinn giebt. Da Sie mir doch einmal alle, auch die kleinste Verbindung mit Ihnen rauben wollen, so dürften Sie, um auch alle Verbindung mit Ihrer Familie ganz abzureißen, nur noch Ihre Eltern bitten und bereden, Ihren Bruder aus meinem * * zu nehmen. Einen Vorwand dazu würden Sie gleich finden können. Sehn Sie, dies eine ist Ihnen noch übrig, um aller Welt recht deutlich zu zeigen, wie sehr Sie mich verachten und hassen, um es jedermann handgreiflich zu machen, was ich in Ihren Augen sey. Unerwartet würde mir dieses nicht seyn, aber ich gestehe es, desto empfindlicher und schmerzlicher. Ihr Bruder gewann meine Liebe anfänglich durch den Gedanken, daß er Ihr Bruder war, aber itzt hat er sie schon durch sich selbst als ein liebenswürdiger und hoffnungsvoller junger Mensch gewonnen, und ich schmeichle mir oft, in ihm mir einen Freund zu bilden, dessen Liebe mir einst für den Haß und die Verachtung seiner Schwester ein kleiner Trost, allenfalls auch eine kleine Rache seyn soll. Wie gesagt, wundern würde es mich nicht,

wenn Sie auch diese einzige mir noch übrige Verbindung mit Ihrer Familie zu zerstören sich entschließen könnten, aber betrüben desto mehr.

Sie machen mir den ungerechten Vorwurf, daß durch mich Ihre Ehre schon gekränkt worden, und Sie berechtigten mich dadurch gewissermaßen zu einem gegenseitigen Vorwurf, von dem ich bisher gegen Sie selbst und jeden andern schwieg, aber itzt ist mein Herz zu voll, und Ihre Ungerechtigkeit hat mir eine zu empfindliche Wunde beigebracht, als daß ich davon schweigen könnte. Wolan denn! Ist je die Ehre eines Mannes empfindlich gekränkt worden, so ist es die meinige — durch Sie. Sie haben mich nicht nur zu einem Mährchen aller Gesellschaften und der ganzen Stadt gemacht, Sie haben mich dem Hohnlachen, Gespötte, Geschwätz und Aberwitz aller derer, die mich nicht genau kannten, Preis gegeben, Sie haben mich mit Schande bedeckt, und das nicht bloß vor den Augen einer ganzen großen Stadt, in der ich durch mein Amt und übrigen Verbindungen die Aufmerksamkeit vieler Menschen auf mich ziehe, und vor andern eines unbefleckten guten Namens benöthigt bin; nein, meine Beschimpfung und Schande ist wegen meiner gelehrten Verbindungen überall, selbst in weit entfernten Gegenden Deutschlands verbreitet, wie ich dies täglich aus Briefen an mich und andre von Leuten sehe, die nicht durch mich, sondern durch das schadenfrohe tausendzüngige Gerücht, meine Geschichte, und, wie natürlich, sehr verdreht und ver-

verstümmelt erfahren haben. Was muß jeder, der den wahren Zusammenhang nicht kennt (und den kennt ja eigentlich bis itzt kein Mensch, am wenigsten ich selbst) von mir denken? Muß nicht jeder glauben, der Mann mit dem ein Frauenzimmer auf eine solche Art brechen konnte, den sie auf solch eine auffallende Art dem Gespött Preis geben konnte, müsse nothwendig ein Nichtswürdiger seyn, müsse durch irgend einen niederträchtigen Schurkenstreich oder gar durch ein ganz lasterhaftes verworfnes Leben es verschuldet haben, daß ein — ach! nur zu liebenswürdiges und verständiges Frauenzimmer ihm die Hand, die sie ihm ungezwungen und unberedet gegeben, so gewaltsam, so öffentlich wieder entzog? Muß nicht gerade Ihr hartnäckiges Stillschweigen über die Ursachen zu diesem mich beschimpfenden Entschluß, den Verdacht vermehren, daß Sie sehr gegründete Ursachen dazu in meinem Charakter und Lebenswandel müßten gefunden haben, und daß Sie bloß darum ein so undurchdringliches Geheimniß aus diesen Ursachen machten, um meinen guten Namen doch einigermaßen zu schonen, und mir nicht das Vertrauen des Publikums, das mir bei meinem Amte so nöthig, ganz zu rauben? Müßte nicht, gesetzt ich könnte je den Gedanken fassen, durch eine andere Liebe glücklich zu werden, müßte nicht jedes ehrliebende Frauenzimmer zurückgeschreckt werden, da ich von Ihnen so öffentlich gebrandmarkt worden? Wahrlich nur ein sehr leichtsinniges oder über alles Gefühl der Ehre sich

hinwegsetzendes Mädchen würde sich entschließen können, ein auf solche Art verschmähtes Herz anzunehmen, und einem so von Ihnen gebrandmarkten Manne ihre Hand zu geben. Sehn Sie, wer von uns beiden hat mehr Ursache über Kränkung seiner Ehre zu klagen? Die Ihrige ist ungekränkt, wenigstens durch mich nicht gekränkt worden. Meine Schande ist für Sie ein Triumphwagen und mein krankes verwundetes Herz ist das Roß das diesen Wagen zieht. Meine Ehre ist durch Sie fürchterlich verwüstet und zerrüttet worden. Die Zeit kann diesen Fleck in Ewigkeit nicht ganz austilgen, nur Sie selbst können es. Bisher hatte ich den Verlust meiner Ehre verschmerzt; das Gefühl davon verlor sich in dem Gefühl eines weit größeren Verlustes; denn der größte Verlust den ich erlitt, waren — Sie selbst. Aber itzt — itzt, da Sie mir schlechterdings jede auch nur mögliche Aussicht mit solcher ängstlichen Geschäftigkeit versperren wollen, itzt fange ich es freilich an zu fühlen, daß ich außer Ihnen selbst, außer meiner Ruhe, außer meinen Hoffnungen, auch noch meine Ehre verloren, die ich für so sicher hielt; und das durch keinen andern als durch Sie. Ich überlasse es Ihrem eignen Herzen zur Beurtheilung, ob Sie mir keine Genugthuung, wenigstens keinen Ersatz, schuldig sind. Nie, auch nicht in den Stunden des bittern Unmuths, dacht' ich auch nur mit dem entferntesten Gedanken mich zu rächen. Und doch hätte ich es können, und kein Mensch hätte es mir verdacht, vielmehr forderten sehr

viele Stimmen mich laut und leise dazu auf. Aber nein, ich verabscheute den Gedanken, statt meine Feder in Galle zu tauchen, zerstumpfte ich sie lieber, und küßte die Hand, die mir die Brust durchbohrt hatte. Vielleicht — dacht' ich — vielleicht kömmt noch einst eine Zeit, da sie selbst, für die du dein Leben aufopfern würdest, es einsieht, daß sie dir Genugthuung schuldig ist, daß deine durch sie gekränkte Ehre auch nur durch sie wieder hergestellt, dein durch sie zerrüttetes und verhindertes Glück nur durch sie allein wieder aufgebaut werden kann. So dachte ich und nährte mich freilich mit dunkeln fernen Hoffnungen. Aber wahrlich nicht Eitelkeit und Eigendünkel, wie Sie mir so bitter vorwerfen, waren die Quelle dieser Hoffnungen, sondern ich gründete meine Hoffnung bloß und allein auf die Güte Ihres getäuschten misgeleiteten Herzens.

Und sagen Sie selbst — mußte nicht meine Hoffnung mehr als jemals belebt werden, da Sie mir so unerwartet jenen Aufsatz über die häusliche Glückseeligkeit zuschickten? Bloß dieser Aufsatz bewog mich zu einem so dringenden Briefe als mein letzter war. Freilich werden Sie es weder mir noch irgend einem Menschen zugeben, daß Sie mit Übersendung jenes Aufsatzes die Absicht hatten, meine Hoffnung zu beleben. Aber bei Gott, ohne Absicht schickten Sie ihn mir doch sicherlich nicht. Sie müssen es gefühlt haben, da Sie mir ihn überschickten, daß ein Aufsatz von Ihnen über

hinwegsetzendes Mädchen würde sich entschließen können, ein auf solche Art verschmähtes Herz anzunehmen, und einem so von Ihnen gebrandmarkten Manne ihre Hand zu geben. Sehn Sie, wer von uns beiden hat mehr Ursache über Kränkung seiner Ehre zu klagen? Die Ihrige ist ungekränkt, wenigstens durch mich nicht gekränkt worden. Meine Schande ist für Sie ein Triumphwagen und mein krankes verwundetes Herz ist das Roß das diesen Wagen zieht. Meine Ehre ist durch Sie fürchterlich verwüstet und zerrüttet worden. Die Zeit kann diesen Fleck in Ewigkeit nicht ganz austilgen, nur Sie selbst können es. Bisher hatte ich den Verlust meiner Ehre verschmerzt; das Gefühl davon verlor sich in dem Gefühl eines weit größeren Verlustes; denn der größte Verlust den ich erlitt, waren — Sie selbst. Aber itzt — itzt, da Sie mir schlechterdings jede auch nur mögliche Aussicht mit solcher ängstlichen Geschäftigkeit versperren wollen, itzt fange ich es freilich an zu fühlen, daß ich außer Ihnen selbst, außer meiner Ruhe, außer meinen Hoffnungen, auch noch meine Ehre verloren, die ich für so sicher hielt; und das durch keinen andern als durch Sie. Ich überlasse es Ihrem eignen Herzen zur Beurtheilung, ob Sie mir keine Genugthuung, wenigstens keinen Ersatz, schuldig sind. Nie, auch nicht in den Stunden des bittern Unmuths, dacht' ich auch nur mit dem entferntesten Gedanken mich zu rächen. Und doch hätte ich es können, und kein Mensch hätte es mir verdacht, vielmehr forderten sehr

viele Stimmen mich laut und leise dazu auf. Aber nein, ich verabscheute den Gedanken, statt meine Feder in Galle zu tauchen, zerstumpfte ich sie lieber, und küßte die Hand, die mir die Brust durchbohrt hatte. Vielleicht — dacht' ich — vielleicht kömmt noch einst eine Zeit, da sie selbst, für die du dein Leben aufopfern würdest, es einsieht, daß sie dir Genugthuung schuldig ist, daß deine durch sie gekränkte Ehre auch nur durch sie wieder hergestellt, dein durch sie zerrüttetes und verhindertes Glück nur durch sie allein wieder aufgebaut werden kann. So dachte ich und nährte mich freilich mit dunkeln fernen Hoffnungen. Aber wahrlich nicht Eitelkeit und Eigendünkel, wie Sie mir so bitter vorwerfen, waren die Quelle dieser Hoffnungen, sondern ich gründete meine Hoffnung bloß und allein auf die Güte Ihres getäuschten misgeleiteten Herzens.

Und sagen Sie selbst — mußte nicht meine Hoffnung mehr als jemals belebt werden, da Sie mir so unerwartet jenen Aufsatz über die häusliche Glückseeligkeit zuschickten? Bloß dieser Aufsatz bewog mich zu einem so dringenden Briefe als mein letzter war. Freilich werden Sie es weder mir noch irgend einem Menschen zugeben, daß Sie mit Übersendung jenes Aufsatzes die Absicht hatten, meine Hoffnung zu beleben. Aber bei Gott, ohne Absicht schickten Sie ihn mir doch sicherlich nicht. Sie müssen es gefühlt haben, da Sie mir ihn überschickten, daß ein Aufsatz von Ihnen über

einen solchen Gegenstand, von Ihnen selbst freiwillig ohne die geringste vorherige Veranlassung an mich geschickt, nothwendig die Würkung haben müsse, allerlei sich auf mein Schicksal beziehende Gedanken in mir zu erregen, kurz, nicht bloß meine Wünsche, sondern auch meine Hoffnungen, zu erneuern und zu beleben. In der That, daß diese Übersendung absichtslos gewesen, ist geradezu unmöglich. Und doch lassen sich nur zwei Absichten denken. Die eine würde Ihren Charakter entehren, und es ist nach meiner gegenwärtigen Überzeugung nicht möglich, daß Sie sie gehabt haben, und ich mag sie daher gar nicht einmal erwähnen. Die andre Absicht konnte seyn, mir dadurch einen dunklen Wink zu einer entfernten Hoffnung zu geben. Und so nahm ich es, und konnte es nicht anders nehmen, und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mir darin Beifall geben würde. Bisher hat noch keine menschliche Seele ein Wort von diesem Aufsatze gehört, aber ich bin fest versichert, daß jeder, mit dem ich vielleicht künftig (wenn Sie mich durchaus dazu nöthigen) darüber sprechen werde, mir darin Recht geben wird, daß ich die Sache so und nicht anders nahm, und anfing, neue Hoffnung zu schöpfen. Hab' ich mich geirrt — nun so gestehe ich gern, daß Ihr Verfahren mir ein unauflösliches Räthsel ist, und das muß es dann gewiß für jedermann seyn. Es würde Ihnen selbst schwer werden, dies Räthsel zu lösen, wenn Sie Ihrem Verfahren eine andre Bedeutung geben wollten, als ich ihm nach

allen Regeln vernünftiger Wahrscheinlichkeit geben zu müssen glaubte.

Ich weiß nicht ob Sie die Nothwendigkeit fühlen, dies Räthsel auf eine oder die andre Art zu lösen. Ich überlasse dies Ihrem eigenen Gefühl. Überhaupt wünschte ich, daß Sie der Stimme Ihres eignen Herzens und dem Rath Ihres eignen Verstandes mehr folgten, als den Eingebungen andrer. Dann würden Sie vielleicht einsehen, daß Ihre Ehre weit mehr in Gefahr komme, wenn Sie auf Ihrem Entschluß, selbst jeden Schein von freundschaftlicher Verbindung mit mir zu zerstören, beharren, als wenn Sie mir die einzige Freude, die ich bisher noch hatte, ferner gönnen. Sie nennen mich in Ihrem Briefe noch Ihren Freund. Und doch ist weder in Ihrem Briefe, noch in Ihrem ganzen Verfahren gegen mich, auch nur ein Funken freundschaftlicher Gesinnung. Ich habe es daher nicht einmal wagen mögen, Sie noch als meine Freundin anzureden, und werde dies nicht eher thun, bis ich von Ihnen selbst weiß, ob Sie durchaus darauf bestehen, auch den Schatten von freundschaftlicher Verbindung, der bisher noch zwischen uns Statt fand, zu vernichten. Bleibt dies Ihr fester Entschluß, so trete auf wer da wolle und sage mir: Sie haßt und verachtet dich nicht, sie ist darum doch deine Freundin — ich werde ihm frei antworten: Du lügst, eine Freundin kann nicht so gegen ihren Freund handeln. Ich weiß freilich nicht, ob es Ihnen nicht gleichgültig seyn wird,

ob ich Sie als meine Freundin oder nicht betrachte. So viel weiß ich indessen, daß auch durch Ihren gestrigen Schritt, durch diesen dritten Freundschaftsbruch, noch nicht bei mir der Wunsch, durch Sie glücklich zu werden, und die Überzeugung, daß ich es durch Sie und nur durch Sie werden kann, ausgetilgt ist.

Zwar ist es mir nur leider zu wahrscheinlich, daß Sie fortfahren werden, eine Art von Ehre darin zu suchen, daß Sie mir alle Hoffnung und jede Aussicht versperren. Aber dennoch wünsche ich, daß nie eine Zeit kommen möge, da Ihnen der Gedanke schwer auf's Herz falle, daß es bei Ihnen stand, das Glück eines Mannes zu machen, der kein größeres Glück für sich kannte als die Verbindung mit Ihnen, und daß Sie statt dessen lieber sein Glück, seine Ruhe, seine Ehre, für itzt und auf immer — immer zerstörten nnd niederrissen.

Ich darf freilich wol keine Antwort erwarten, noch weniger darum bitten. Aber dennoch denke ich werden Sie gewissermaßen die Nothwendigkeit fühlen, mir wenigstens noch einmal antworten zu müssen. Mich dünkt, Ihr eignes Herz macht Ihnen dies zur Pflicht.

19.

Den 21. Julius 1783.

Ich sollte Sie hassen? wie Sie am Ende Ihres Briefes sagen? Ich Sie? Nun so möge

Gott und die ganze Welt mich hassen, wenn ich bisher auch nur dem entferntesten Gedanken des Hasses gegen Sie in meiner Seele Raum gegeben. Unmuth und Haß liegen noch himmelweit aus einander. Jenen mußte ich natürlich im höchsten Grade empfinden bei einem solchen Briefe und bei einem solchen unerwarteten Schritt von Ihnen, mit dem Sie jenen schwachen Halm von Ruhe und Freude, der durch die bisherige freundschaftliche Verbindung zwischen uns in meiner Seele aufgeschossen war, grausam zerknickten und zertraten. Wie war es möglich ruhig zu bleiben, da Sie mir die einzige Stütze, die ich noch hatte, so unerwartet wegzureißen drohten, und das bloß aus keiner andern Ursache, als weil es einigen unvernünftigen Leuten gefallen, Ihr freundschaftliches Betragen gegen mich mit jener alltäglichen Medisance zu beurtheilen, die ein edles sich seiner Güte bewußtes Herz wie das Ihrige, getrost verachten kann und muß. Ja, ich gestehe es, Unmuth führte meine Feder bei meinem letzten Briefe. Aber mitten in diesem Unmuth fühlte ich, daß ich Sie noch eben so heiß als vom Anfang an liebte, und eben dieser Unmuth müßte Ihnen am ersten ein Beweis meiner fortdauernden Liebe seyn. Denn im entgegengesetzten Fall würde ich weniger warm und vielmehr mit bittrer Kälte geschrieben haben.

Theuerste Freundin (ich wage es doch wieder Sie so zu nennen, da ich in Ihrem Briefe

doch noch einige Spuren von freundschaftlicher Gesinnung für mich zu entdecken glaube) Theuerste Freundin, unendlich wehe würde es mir thun, wenn Sie glauben könnten, daß ich mit meinem letzten Briefe die Absicht gehabt hätte, Sie zu beleidigen und zu kränken. Daß er Ihnen unangenehm seyn würde, das sah ich freilich vorher. Aber mein Herz war zu voll, als daß es nicht ausströmen sollte, und in der Wärme des Unmuths, in den Sie mich durch Ihren vorhergehenden Brief und durch den mir darin angekündigten neuen Bruch versetzt hatten, war es mir unmöglich, meine Ausdrücke so zu mäßigen, wie ich es bei kälterem Blut hätte thun können. Aber in der That, ich würde mir selbst als ein Nichtswürdiger vorgekommen seyn, wenn ich bei einer solchen Veranlassung hätte kaltblütig bleiben können. Es ist der Natur der menschlichen Seele zuwider, einen Verlust, der das Herz tief verwundet, mit kaltem Blute und kalten Worten zu betrauren. Dies, theuerste Freundin, bitte ich Sie zu bedenken, und Sie werden billiger und schonender über mich und meinen letzten Brief urtheilen. Mit Thränen bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich Sie wider meine Absicht beleidigte. Ich weiß, Sie denken edel und großmüthig. Können Sie mir vergeben? Wollen Sie? Ja, gewiß Sie werden es; aber nur dann kann ich gewiß versichert seyn, daß Sie mir würklich und aufrichtig vergeben, wenn Sie nicht auf Ihrem Vorsatz beharren, den kleinen Rest von freundschaftlicher

Verbindung, der bisher noch zwischen uns Statt fand, zu zernichten.

Verlangen Sie nicht, theuerste Freundin, daß ich Ihnen Ihren Aufsatz zurückschicken soll. Sie sollen ihn, wenn Sie es durchaus wünschen, wieder haben, aber auch nur von mir und nur aus meinen eignen Händen. Ich wünschte ohnedies schon darum wieder einmal mündlich mit Ihnen allein sprechen zu können, weil ich alsdann mich besser und umständlicher bei Ihnen würde rechtfertigen, auch mich zuverlässiger von Ihrer Verzeihung würde überzeugen können. Ist es Ihnen irgend möglich, so schlagen Sie mir diesen Wunsch, den Sie doch schon einmal erhörten, nicht ab.

Zürnen Sie nicht, Theuerste, wenn ich noch immer behaupte, daß, falls Sie mit der Übersendung jenes Aufsatzes nicht wenigstens die entfernte Absicht hatten, mich in etwas zu beruhigen, und mir einen dunkeln Wink der Hoffnung zu geben, mir die Übersendung ein unauflösliches Räthsel ist. Lassen Sie mich freimüthig reden. Sie haben in Ihrem Briefe dies Räthsel nicht gelöst, sondern noch mehr verwickelt. Sie sagen, Sie hätten dabei die Absicht gehabt, mich unvermerkt zurecht zu weisen, daß ich Ihnen hinführo nicht mehr Bücher, die mir auf unsre Vorfälle passend schienen, zuschicken, oder wol gar Stellen darin zeichnen sollte (das letzte ist doch nur ein einzigesmal geschehen). Aber ich begreife in der That nicht, wie die Übersendung dieses Aufsatzes jene Absicht hätte befördern können. So viel ich sehe, mußte

es vielmehr gerade eine entgegengesetzte Würkung haben; indem ich dadurch, daß Sie selbst mir einen auf unsre Situation passenden Aufsatz schickten, nur noch mehr ermuntert werden mußte, ein Gleiches zu thun. Gleichwol versichre ich Ihnen heilig, daß ich bei den Büchern, die ich Ihnen schickte, nie diese Absicht hatte, sondern bloß die, Ihnen eine unterhaltende und interessante Lektüre zu verschaffen, sonst würde ich ja auch nicht Ihnen fast lauter neue Sachen zugeschickt, sondern lieber unter ältern mir mehr bekannten Büchern, solche, die jener Absicht gemäß gewesen wären, ausgewählt haben. — Die Absicht, mich durch jenen Aufsatz und durch die darin befindliche Schilderung der häuslichen Glückseeligkeit zu quälen, und den Gedanken recht lebhaft bei mir zu erregen, wie unglücklich ich sey, da mir von Ihnen alle Aussicht zu dieser Glückseeligkeit versperrt worden — diese Absicht können Sie schlechterdings nicht gehabt haben, dafür ist mir Ihr Herz Bürge. Und so bleibt doch in der That keine andere Absicht übrig, als jene von mir gleich beim Empfange mit einer leisen dunkeln Empfindung der Freude gefühlte Absicht, deren Sie sich warlich nicht zu schämen hätten, noch weniger, sich selbst darum, wie Sie sagen, zu verabscheuen brauchten, denn sie würde Ihrem Herzen Ehre machen.

Sie verlangen, daß ich mich über die Genugthuung, die Sie mir nach meiner Behauptung schuldig wären, bestimmter erklären soll. Wie kann ich mich, theuerste Freundin, wie kann ich mich

bestimmter erklären als ich bereits gethan? Es ist nur eine einzige Genugthuung möglich. Sie haben (ich muß es noch einmal sagen, denn es ist doch Wahrheit) Sie haben durch Zerreißung jenes seligen Bandes, das mich an Sie und Sie an mich schon so fest knüpfte, — freilich wider Ihren Willen, und ohne alle die schrecklichen Folgen vorauszusehen — mein Glück, meine Ruhe zerrüttet und zerstört. Aber es steht bei Ihnen sie wieder aufzubauen. Nur allein die Hand, die meinem Herzen und meinem ganzen innern und äußern Glück eine so tiefe blutende Wunde schlug, nur diese Hand allein kann diese Wunde wieder heilen; sonst wird sie ewig bluten. Nur diese Hand allein kann den Fleck von mir abwischen. Glauben Sie doch nicht, theuerste vortrefflichste Freundin, als wenn Sie sich durch einen solchen Schritt entehren würden. Sich übereilen und durch Übereilung Unglück stiften — das kann der gute und edle Mensch eben so wol als der böse. Aber das durch Übereilung gestiftete Unglück wieder gut zu machen, dazu sind nur wahrhaftig große edle Seelen, Seelen wie die Ihrige, fähig. Sagen Sie nicht: «was würde die Welt von mir denken, wenn ich dem Manne, von dem ich mich einmal und so öffentlich und entschieden losriß, nun doch noch meine Hand geben wollte?» Die Welt würde Sie bewundern wegen eines solchen Edelmuths, würde und müßte Sie für ein groß und edeldenkendes Frauenzimmer halten, die weit über den Schwarm jener alltäglichen Geschöpfe

erhaben wäre, die nicht Größe und Edelmuth des Herzens genug haben, um ein Unrecht wieder gut zu machen. Ihre Angehörigen würden sich freuen, über den edelmüthigen Entschluß, würden Sie segnen. Und ich? — O ich würde meine Thränen trocknen, würde den Kummer, der wie ein Wurm an meinem Herzen und an der Gesundheit meiner Seele und meines Körpers nagt, vergessen, würde mit aufgehobnen Händen der Vorsicht selbst für alle die bittern Leiden, für alle die trüben Stunden danken, die ich bisher erduldet, und die dann mit dazu dienen würden, meine Freude noch mehr zu versüßen. O, im Schooße der Freude ist selbst die Erinnerung der Leiden süß. Wenn ich nach so vielen Schwierigkeiten, die Sie bisher wie Berge vor mir aufgethürmt, dennoch das Ziel, dem *meine ganze Seele entgegen fliegt*, und alle andre Ziele darüber vergißt und verachtet, erreichte — o dann würde ich doppelt die Größe meines Glücks fühlen, würde mit heißeren Thränen der Freude der Gottheit, und nächst dieser, der Stifterin meines Glücks, mein ganzes Leben hindurch danken. Und Sie selbst? Wie viel Wonne und Zufriedenheit müßte Ihnen der Gedanke gewähren, durch den zurückgethanen Schritt auf immer das Glück eines Mannes befestigt zu haben, für dessen Glück sich so manche edle Menschen interessiren, die mit mir Sie segnen würden.

O theuerste Freundin, ich beschwöre Sie vor den Augen Gottes, prüfen Sie Ihr Herz, ob es Ihnen durchaus nicht möglich ist, mir nur einige,

wenn auch nur schwache, Hoffnung zu geben. Wäre meine Liebe für Sie eine gewöhnliche Alltagsliebe, so hätte ich ja längst durch alle die Schwierigkeiten, die Sie mir entgegengesetzt, müssen zurückgeschreckt werden. Aber ich bin zu sehr überzeugt, daß ich mit Ihnen und auch Sie mit mir glücklich seyn können, als daß ich den Wunsch, Sie zu besitzen, so bald aufgeben könnte. So viel müssen Sie einsehen, daß, wenn Ihr einmaliger Entschluß unwiderruflich ist und bleibt, meine Ruhe und mein Glück unwiderbringlich verloren sind. Und ich weiß es, dieser Gedanke würde bei Ihrer zarten Seele und gefühlvollen Herzen auch Ihnen stets Ihre Ruhe vergiften, weil Sie sich doch immer als die Ursache meines Unglücks betrachten müßten. Warum wollen Sie denn durchaus zwei Menschen, sich und mich, unglücklich machen, da beide glücklich seyn könnten? (denn für mich wenigstens ist hier kein Mittelweg zwischen Glück und Unglück) oder können Sie zweifeln, mit einem Manne glücklich zu leben, der für sich kein größeres Glück kennt, als Ihren Besitz, und kein größeres Unglück als Ihren Verlust? Ich beschwöre Sie, theuerste Freundin, was ist's, was Ihnen an mir so zuwider ist und Ihnen eine Verbindung mit mir so fürchterlich macht? Liegen diese Gründe in meinem Charakter? Mein Charakter ist noch nicht so unbiegsam, daß er nicht noch jede Form annehmen könnte, die der Wunsch einer Geliebten ihm wünschte? Liegen sie in meinem äußern Wesen und Betragen? Hier ist

ja Abänderung und Umformung noch möglicher und leichter. Liegen sie in meinem Stande und Amte? — O so lieb und werth mir mein Stand ist, nur einen Wink von Ihnen, und ich entwerfe noch heute einen Plan, mich in einen andern Stand hineinzuarbeiten, und das um so eher, da ich mich nie ausschließend Einem Stande gewidmet, sondern immer so studirt habe, um in mehr als Einem Stande Glück und Ruhe finden zu können. Aber nur mit Ihnen kann ich Glück und Ruhe finden. Wahrlich, keine Aufopfrung, keine Entsagung, keine Gewöhnung sollte mir schwer ankommen, wenn Ihr Wunsch sie mir zur Pflicht machte. O, noch einmal, theuerste Freundin, können Sie zweifeln, mit einem Manne, der so Sie liebt, glücklich und froh zu leben? Können Sie befürchten, sich jemals Vorwürfe machen zu müssen, wenn Sie endlich — endlich dem durch so viele Hindernisse und Schwierigkeiten nicht zurückgeschreckten Manne ein Wort der Hoffnung zuriefen, und dadurch die von ihm gewichene Ruhe und Freude wie mit einem Zauberstabe in seine Seele zurückwinkten?

Diesen Brief mit bloßem Stillschweigen zu erwiedern wäre unaussprechlich hart. Nein, das können und werden Sie nicht.

20.

Den 31. Julius 83.

Sie würden mich, meine theuerste Freundin, außerordentlich betrüben, wenn Sie nicht die Fort-

setzung der Berlinischen Monatsschrift weiter von mir annehmen wollten. Überhaupt kann ich es nicht anders als eine sehr bittere Verachtung ansehen, wenn Sie mir durchaus für's künftige nicht weiter das Vergnügen gönnen wollen, für Ihre Lektüre wie bisher zu sorgen. Sie haben sich in Ihrem letzten Briefe — Gott was für ein Brief! wie niederschlagend für mich! — darüber, wie über so viele andre Punkte, nicht erklärt.

Bloß Ihre Aufmunterung ist Ursache, daß in diesem Monatsstücke eine Arbeit von mir erscheint. Aber es ist bloß eine alte Arbeit, die ich unter meinen Papieren hervorsuchte und verbesserte. Denn zu einer neuen Arbeit ist meine ganze Seele zu gelähmt.

Sie versichern mich zwar Ihrer Verzeihung, aber auf eine solche Art, daß ich nothwendig zweifeln muß, ob Ihre Verzeihung würklich ganz aufrichtig ist. Wer würklich verzeiht, läßt sich nicht auf lange Vorwürfe ein, noch weniger läßt er es den andern so sehr fühlen, wie viel er ihm durch diese Verzeihung gewährt (dies ist Ihr Ausdruck.) Ich könnte mich zwar gegen alle Ihre Vorwürfe sehr ausführlich vertheidigen, aber ich schweige lieber und will das schmerzliche Gefühl, das Ihre Vorwürfe bei mir erregen, lieber verbergen, als Ihnen durch Äußerung desselben wieder unverdienten Anlaß geben, Ihre Meinung von mir noch tiefer herabzusetzen. Aber glauben Sie mir, daß Ihre Versicherung, daß Sie jetzt nicht einmal den ehmaligen Grad der Achtung für

mich hätten, mir ein Dolchstich in mein schon genug verwundetes Herz war. Sie können diese neue Wunde nur auf die einzige Art heilen, wenn Sie mir die einzige Freude, um die ich Sie jetzt bitte, gewähren, Sie vor meiner Abreise noch einmal mündlich allein zu sprechen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, mich ganz bei Ihnen zu rechtfertigen. Als ich Sie das letzte mal sprach, machten Sie mir zwar nicht geradezu Hoffnung dazu, aber Sie schlugen doch meine Hoffnung, Sie noch einmal vor meiner Reise zu sprechen, nicht ganz nieder. Ich verreise am Dienstag der künftigen Woche. Wollen Sie, daß ich wenigstens die einzige Beruhigung mitnehmen soll, daß Sie mir verziehen und wieder meine Freundin seyn wollen, so müssen Sie mir diese Woche, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, die Freude gönnen, Sie zu sehn und zu sprechen. Nur dies allein kann mir ein Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Verzeihung seyn. Wenn Sie nur etwas gerecht und großmüthig denken, wenn es Ihnen nicht ganz gleichgültig ist, ob ich mit tiefverwundetem oder wenigstens etwas erleichtertem Herzen meine kleine Reise antrete — so müssen und werden Sie meine Bitte erhören.

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu sagen! Aber mein Kopf ist schwach und die Gedanken laufen verwirrt darin durch einander. Die Erhörung meiner Bitte wird Ihrem Herzen Ehre machen, und Ihnen das süße Bewußtseyn gewähren, wenigstens etwas zur Wiederherstellung der Ruhe

eines

eines Mannes gethan zu haben, dem Sie wenigstens sonst Ihre Hochachtung nicht versagten, und den Sie auch itzt noch Ihren Freund nennen. Kann ich glauben, daß dies Wahrheit sey, wenn Sie mir die einzige Bitte, Sie noch einmal zu sehen, verweigern?

21.

Montag den 15. September in der Nacht.

Seit einer Stunde bin ich wieder hier und mein erster Gedanke sind Sie, meine holde Freundin. Doch dieser Gedanke begleitete mich überall. Alles was ich sah, schien sich vereinigt zu haben, mich an Sie zu erinnern, und ich darf es mit Wahrheit sagen, daß mir diese Erinnerung eben so süß als bitter war. Wie oft ergriff ich die Feder um die Empfindungen meines Herzens ausströmen zu lassen, um Ihnen aus der Ferne zu sagen, wie der Gedanke an Sie meine ganze Seele fülle. Aber wenn mir's dann einfiel: Sie hat dir's strenge verboten — dann warf ich die Feder wieder hin, und begnügte mich auf den Flügeln der Fantasie nach Berlin zurückzufliegen, und mich an Ihre Seite im Geist zu setzen. Wie oft, weit entfernt von Berlin, dreht' ich mich nach der Gegend, wo es lag, hin, sah mit unverrücktem Blick hinüber und überließ mich ganz dem Ausbruch meiner Empfindung. Oft in der heitersten Gesellschaft quollen mir die Thränen aus den Augen,

mich hätten, mir ein Dolchstich in mein schon genug verwundetes Herz war. Sie können diese neue Wunde nur auf die einzige Art heilen, wenn Sie mir die einzige Freude, um die ich Sie jetzt bitte, gewähren, Sie vor meiner Abreise noch einmal mündlich allein zu sprechen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, mich ganz bei Ihnen zu rechtfertigen. Als ich Sie das letzte mal sprach, machten Sie mir zwar nicht geradezu Hoffnung dazu, aber Sie schlugen doch meine Hoffnung, Sie noch einmal vor meiner Reise zu sprechen, nicht ganz nieder. Ich verreise am Dienstag der künftigen Woche. Wollen Sie, daß ich wenigstens die einzige Beruhigung mitnehmen soll, daß Sie mir verziehen und wieder meine Freundin seyn wollen, so müssen Sie mir diese Woche, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, die Freude gönnen, Sie zu sehn und zu sprechen. Nur dies allein kann mir ein Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Verzeihung seyn. Wenn Sie nur etwas gerecht und großmüthig denken, wenn es Ihnen nicht ganz gleichgültig ist, ob ich mit tiefverwundetem oder wenigstens etwas erleichtertem Herzen meine kleine Reise antrete — so müssen und werden Sie meine Bitte erhören.

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu sagen! Aber mein Kopf ist schwach und die Gedanken laufen verwirrt darin durch einander. Die Erhörung meiner Bitte wird Ihrem Herzen Ehre machen, und Ihnen das süße Bewußtseyn gewähren, wenigstens etwas zur Wiederherstellung der Ruhe

eines

eines Mannes gethan zu haben, dem Sie wenigstens sonst Ihre Hochachtung nicht versagten, und den Sie auch itzt noch Ihren Freund nennen. Kann ich glauben, daß dies Wahrheit sey, wenn Sie mir die einzige Bitte, Sie noch einmal zu sehen, verweigern?

21.

Montag den 15. September in der Nacht.

Seit einer Stunde bin ich wieder hier und mein erster Gedanke sind Sie, meine holde Freundin. Doch dieser Gedanke begleitete mich überall. Alles was ich sah, schien sich vereinigt zu haben, mich an Sie zu erinnern, und ich darf es mit Wahrheit sagen, daß mir diese Erinnerung eben so süß als bitter war. Wie oft ergriff ich die Feder um die Empfindungen meines Herzens ausströmen zu lassen, um Ihnen aus der Ferne zu sagen, wie der Gedanke an Sie meine ganze Seele fülle. Aber wenn mir's dann einfiel: Sie hat dir's strenge verboten — dann warf ich die Feder wieder hin, und begnügte mich auf den Flügeln der Fantasie nach Berlin zurückzufliegen, und mich an Ihre Seite im Geist zu setzen. Wie oft, weit entfernt von Berlin, dreht' ich mich nach der Gegend, wo es lag, hin, sah mit unverrücktem Blick hinüber und überließ mich ganz dem Ausbruch meiner Empfindung. Oft in der heitersten Gesellschaft quollen mir die Thränen aus den Augen,

wenn ich mir Sie und mein Verhältniß mit Ihnen dachte. Sie müssen es sich selbst leicht vorstellen können, wie mir bei jenen so unendlich oft wiederholten Fragen, ob ich verheirathet sey, ob ich es nicht bald seyn würde, und bei so vielen andern ähnlichen Fragen zu Muthe seyn mußte. Ich sah so manches glückliche Paar. Aber für mein Herz, so sehr es sonst des Neides unfähig ist, war der Anblick verwundend. Ich konnte mich nie des Gedankens erwehren: Auch du könntest so glücklich seyn, und wärest es schon itzt, wenn nicht das Schicksal dein gehofftes Glück grausam zerstört hätte. Nur die Aussicht in ein dunkles Vielleicht konnte mich halten, daß ich nicht ganz bei dem Familienglück andrer erlag. Doch genug, theure Freundin, Sie kennen mein Herz, es ist keiner Veränderung fähig. Sie wissen, was ich für Sie empfand. Die Entfernung von Ihnen hat meine Empfindung nicht geschwächt, sie hat sie vielmehr erhöht, hat den Wunsch meines Herzens noch mehr entflammt. Ängstlich klopfte mir das Herz, als ich den Thoren Berlins mich wieder näherte, und immer ängstlicher, je näher ich Ihrem Hause kam. Und als der Wagen bei stiller Nacht unter Ihren Fenstern vorbeirollte, verhüllt' ich mein Gesicht, um meine Reisegefährten nicht zu deutlich merken zu lassen, was in mir vorging.

Unendlich unruhiger und trüber würde ich auf meiner kleinen Reise gewesen seyn, wenn Sie, theuerste Freundin, mir nicht vor meiner Abreise

noch die Freude gewährt hätten, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Unendlich oft hat Ihnen meine ganze Seele im Stillen für diese Güte gedankt. Aber werden Sie mir's verzeihen, theuerste innigstgeliebte Freundin, wenn ich Ihnen sage, daß ich es meinem Herzen erlaubt habe, aus meiner letzten Unterredung mit Ihnen einen Tropfen Hoffnung zu schöpfen. Ihre letzten Worte zu mir waren: «Beruhigen Sie sich. Hat Gott uns für einander bestimmt, so wird er vielleicht während Ihrer Abwesenheit mein Herz zu lenken wissen.» O, meine ewiggeliebte Freundin, ich kann es Ihnen nicht sagen, welchen Balsam diese Worte in mein verwundetes Herz gossen. Und als Sie mir zur Versicherung Ihrer Freundschaft erlaubten, den Abschiedskuß auf Ihre Lippen zu drücken — Gott, wie war mir zu Muthe! Mir war, als würde ich auf einmal aus der Tiefe des Kummers und der Hoffnungslosigkeit, in der ich bisher wie zerschmettert lag, hervorgerissen und auf einen Berg gehoben, von dem ich, obgleich mit ängstlicher Ungewißheit, dennoch mit Entzücken, in die vor mir dämmernde Zukunft hineinschaute.

Mein einziger Wunsch ist jetzt, theuerste Freundin, Sie zu sehen. Sie machten mir bei meinem Abschiede einige Hoffnung dazu. Ich brenne vor Begierde Sie zu sprechen. Darf ich hoffen, daß Sie meinen Wunsch erfüllen werden? Ja, ich darf es, nach der himmlischen Güte zu schließen, mit der Sie mich bei meinem Abschiede behandelten.

Diesen Brief sollte Ihnen gestern schon Ihr mir so theurer Bruder überbringen. Wie erschrak ich, als ich hörte, er sey beinahe die ganze Zeit meiner Abwesenheit hindurch krank gewesen und noch nicht ganz wieder hergestellt. Schon darum, theuerste Freundin, um selbst zu sehen, wie mein kleiner lieber Freund, den ich vor allen meinen Schülern so vorzüglich liebe, sich befindet, müssen Sie mir die Beruhigung gewähren, Sie in Ihrem Hause besuchen zu dürfen. Meine Ungeduld ist groß. Mein Herz wird Ihnen um so mehr danken, je eher Sie mir diese Erlaubniß gewähren, die mir ein neuer Beweis Ihres edlen Herzens seyn wird.

22.

Den 27. September 1783.

Hier, meine theuerste Freundin, übersende ich Ihnen das während meiner Abwesenheit herausgekommene Stück der Berlinischen Monatsschrift. Ich bin indessen selbst nicht ganz damit zufrieden, am wenigsten mit No. 7., welchen Aufsatz ich schwerlich, wenigstens nicht ohne mancherlei Abänderungen, vornehmlich in Ansehung der etwas beleidigenden Überschrift, würde haben abdrucken lassen. Künftigen Dienstag werd' ich Ihnen den Oktober der Monatsschrift, dessen Abdruck auch noch während meiner Abwesenheit angefangen worden, übersenden, ob ich gleich lieber wünschte,

Ihnen denselben selbst überbringen zu können und zu dürfen.

23.

Am Wilhelminentage, den 14. Oktober 1783.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, meine theuerste Freundin, den diesjährigen Musenkalender zu überschicken. Der Kalender erinnert mich, daß der heutige Tag Ihr Namenstag ist — Wilhelmine. Glücklicher Tag! nur für mich nicht. Die Erinnerungen, die er in mir weckt, sind schmerzhaft. Am Abend meines Namenstages Friedrich war es, da ich den ersten Schimmer der Hoffnung von Ihnen erhielt. Noch glücklicher war Ihr eigner Namenstag Henriette für mich, an dem wir bei der Frau Doktorin L. beisammen waren und ich mit ängstlicher Erwartung Ihnen gegenüber saß. An ihm ward der Entschluß bei Ihnen reif, mich glücklich machen zu wollen. O daß Ihr heutiger Namenstag nur halb so glücklich für mich würde! Welch ein seeliger froher Tag könnte er für mich — o nicht bloß für mich — werden, wenn Sie wollten.

24.

Den 1. November 1783.

Hier, meine theuerste Freundin, (wofern Sie mir anders noch diesen Namen erlauben) über-

sende ich Ihnen das so eben fertig gewordene neueste Stück der Monatsschrift. — Ihr Bruder sagte mir neulich, Rath ** habe Ihnen neulich einen gewissen Roman empfohlen, wußte mir aber den Titel nicht zu nennen. Darf ich Sie bitten, ihn mir zu nennen, weil ich gern die kleine Freude haben mögte, Ihnen denselben zu verschaffen? Oder beharren Sie darauf, mir auch das Vergnügen, mein Andenken zuweilen durch Mittheilung eines Buches bei Ihnen zu erneuern, durchaus nicht mehr gönnen zu wollen? Befürchten muß ich dies freilich, da Sie, nicht zufrieden, mir alle Gelegenheit, Sie zu sprechen, abzuschneiden, mir sogar Ihren Anblick nicht gönnen mögen, selbst wenn der Zufall mich Ihnen in den Weg führt, wie am vorigen Sonntage, da Sie, wie Sie mich gewahr wurden, sich umkehrten. Womit habe ich das verdient? Lassen Sie Ihr Herz antworten, ob mir eine solche Behandlung nicht äußerst wehe thun müsse.

25.

Den 19. November 1783.

Irre ich nicht, so feiern Sie, meine theuerste Freundin, heute Ihren Geburtstag. Feiern Sie ihn fröhlich und vergnügt. Ich feire ihn mit Thränen. Verzeihen Sie indessen der Empfindung meines Herzens, die mir gestern Abend das bei-

liegende Lied *) auspreßte, und sehen Sie es für das an, was es ist, für einen Erguß meines Gefühls. Es ist in dem Versmaße des Liedes: «Das ganze Dorf versammelt sich u. s. w.» das mir, Sie wissen ja warum, so werth ist. Es sey Ihnen wenigstens ein Beweis, daß ich an allem, was Sie betrifft, den innigsten Antheil nehme; und kann gleich ein Tag, der für Sie ein Tag der Freude ist, es für mich nicht seyn, der ich auf jede Freude Verzicht thun muß, so kann ich ihn doch nicht mit gleichgültiger Seele vorbeistreichen lassen, ohne wenigstens die wehmüthige Empfindung zu fühlen: wie glücklich wärest du, wenn du diesen Tag mit ihr und an ihrer Seite feiern könntest! Doch ich wäre für itzt schon glücklich genug, wenn mir dieser Tag auch nur den kleinsten Schimmer der Hoffnung gewährte, einst so glücklich zu werden. Ich habe immer geglaubt, daß der Tag der Geburt ganz vorzüglich ein Tag ernsten Nachdenkens, und ein Tag großer edler Entschlüsse und Handlungen seyn müsse. Und, o meine Freundin, was könnten Sie heute für einen edlern, größern, Ihrer selbst würdigern Entschluß fassen, als den, einen Mann, der um Sie und durch Sie so unaussprechlich gelitten und leidet, durch einen Strahl der Hoffnung wieder aufzurichten, und ihn dadurch gleichsam in's Leben, für dessen Freuden wenigstens er ganz abgestorben ist, zurückzurufen! Andre glücklich zu machen, ist ja

*) Ist oben in der Sammlung mitgetheilt worden. H.

das edelste Geschäft des Menschen, und das, wodurch er der Gottheit am ähnlichsten wird. Wie unendlich glücklich Sie mich durch ein einziges Wort der Hoffnung machen könnten, das wissen Sie. O, wahrlich, wenn nur in Ihrer edlen Seele der Gedanke recht lebhaft erwachte, wie unaussprechlich glücklich Sie mich machen könnten, wenn Sie wollten — so dürfte ich vielleicht nicht ohne Grund hoffen, daß ich, nachdem ich durch Sie so unglücklich ward, als nur immer ein Mensch von Gefühl es werden kann, auch durch Sie mit dem Leben und der Menschheit wieder ausgesöhnt werden würde.

Wie tief mich die Unbesonnenheit und Bosheit eines elenden Schmierers *) beleidigt hat, das wissen Sie nun schon, theils aus der mündlichen Erzählung Ihres Bruders, theils aus meinen Briefen an ihn. Daß er mich öffentlich beschimpft hat — denn das hat er offenbar, wenigstens durch seine unüberlegten Ausdrücke — schmerzt mich unendlich weniger als daß er Sie beleidigt hat. Gute, edle Seele, was mußten Sie dabei empfinden! Aber, bei Gott, Sie sollen Genugthuung haben. Ich habe an den Herausgeber des Journals *** geschrieben. Hier ist die

*) Auch hier unterdrücke ich den Namen. Die ganze Begebenheit, die den Verf. dieser Briefe betroffen, war höchst entstellt dem Publikum bekannt gemacht. Das Journal, wovon hier die Rede ist, hat längst sein Ende erreicht, doch ist jene Indiscretion noch gewiß in Jedermanns Erinnerung.

H.

wörtliche Abschrift meines Briefes *) an ihn. Was mich freut, ist, daß ich nun im Stande bin, von meinen Freunden den Verdacht, den wenigstens Ihr Bruder in seiner Seele nährte, ganz abzuwischen. Ich habe durch mühsames Nachforschen den Verfasser endlich glücklich entdeckt. Er heißt ***, war bis vergangene Ostern hier als Kandidat der Theologie und Informator, bei *** in Kondition, und ging zu Ostern nach Göttingen, wo er itzt Kameralwissenschaften studirt. Ich habe nie, auch nicht in der entferntesten Verbindung und Bekanntschaft mit ihm gestanden, und kenne ihn ganz und gar nicht. Ich schreibe an ihn einen Brief gleichen Inhalts, wie den an *** mit der nächsten Post (d. i. Sonnabend). Auch diesen Brief werde ich Ihnen in Abschrift zuschicken, wiewol er mit dem an *** ziemlich auch in den Worten gleichlautend seyn wird. Was ich gethan habe und thun werde, war meine Pflicht, und ich war es Ihrer beleidigten Ehre schuldig. Wohl mir, wenn Ihnen dieser Beweis meiner Denkungsart nicht misfällt.

Ich nehme mir die Freiheit Ihnen hier ein Buch zu übersenden, dessen Lektüre Ihnen vielleicht einige angenehme Stunden machen wird: Hallo's glücklicher Abend. Wollte Gott, daß dieser Tag und dieser Abend auch für mich glücklich seyn

---

*) Dieser Brief wird nicht mitgetheilt, da der Ton desselben leicht zu errathen ist, im hohen Grade kräftig und wacker, doch wegen so manches Persönlichen den Druck scheuend.

H.

mögte; glücklich genug wäre er für mich Leidenden, wenn er nur einen einzigen Strahl der Hoffnung auf mich herabfallen ließe.

26.

Den 1. Januar 1784.

Hier, meine theuerste Freundin, übersende ich Ihnen das erste Stück des neuen Jahrgangs der Berlinischen Monatsschrift. Meine feurigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit in dem neuen Jahre begleiten es. Möge die Freude, die von mir gewichen, doppelt auf Ihnen ruhn! Mir selbst wünscht der Mund und die Feder des Freundes umsonst in dem neuen Jahre Freude und Zufriedenheit. *Nur Sie allein könnten* sie mir geben; aber es zu hoffen verbieten Sie selbst mir. Ich schweige und weine. Denn Sie wollen mich nicht kennen.

27.

Den 18. Januar 1784.

Ich übersende Ihnen, meine theuerste Freundin, hier ein Paar Bücher, in der Voraussetzung, daß einige Aufsätze darin Ihnen vielleicht eine nicht unangenehme Unterhaltung verschaffen werden. Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, um Ihnen, theuerste Freundin, meinen innigsten Dank

für die unerwartete Güte zu sagen, mit der Sie mir neulich das Glück gewährten, Sie wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Aber zürnen Sie nicht daß ich diese Gelegenheit nutzte, meine Empfindungen und Wünsche vor Ihnen auszuschütten. Wie hätte ich dies unterlassen können! Zwar, Sie kennen sie längst, diese meine Empfindungen und Wünsche. Aber dennoch konnte ich es mir unmöglich verweigern, mit Ihnen auf's neue davon zu reden. Nur ging es mir durch die Seele, wie Sie mich am Ende versicherten, ich hätte Sie traurig gemacht. Bei Gott, das war meine Absicht nicht. Meine Absicht war und ist, Ihre und meine Ruhe wieder herzustellen, und dazu, meine theuerste Freundin, ist doch in der That nur ein einziger Weg möglich. Ich gestehe, oft glaubte ich bei meiner letzten Unterredung mit Ihnen, schon ein Wort der Beruhigung und Hoffnung auf Ihren Lippen schweben zu sehen. Wie begierig lauschte ich auf dieses Wort, das mich in Freuden des Himmels versetzt haben würde. Aber leider sah ich immer meine Wünsche auf's neue wieder vereitelt. O, meine Theure, Innigstgeliebte, könnten Sie in meinem Herzen lesen, Sie würden es nicht so beharrlich verschmähen, Sie würden nicht so ängstlich zittern, ein Unrecht wieder gut zu machen, durch das Sie mich, und wahrlich auch sich selbst, um alle Freude und Ruhe gebracht. Ich bin es mit der völligsten Gewißheit überzeugt (und Sie selbst gestanden es) hätten Sie ehmals geahndet, daß Ihr Schritt so lange daurende

schreckliche Folgen für mich und Sie haben würde, Sie hätten ihn nicht gethan, sondern wären mir geblieben, was Sie in jenen seeligen acht Tagen für mich waren, — die Meinige. Und o wie glücklich, wie froh hätten wir seit dieser Zeit bereits seyn können, und ich bin gewiß, Sie hätten es nicht bereut, Ihre Hand einem Manne gegeben und gelassen zu haben, der Sie anbetet und schlechterdings kein größeres Glück für sich kennt, als Sie die seinige zu nennen. Sie stellten sich damals die Folgen Ihres Zurücktretens nicht in dem Licht vor; Sie glaubten, ich würde Sie vergessen können. Ach wie sehr verkannten Sie bei dieser Voraussetzung mein Herz, und wie sehr Ihren eignen Werth! Sie haben es nun gesehen, daß ich Sie nicht vergessen konnte, und daß alles, was Sie und ich und andre, um mich zu beruhigen, gethan, vergeblich war. Ein ganzes Jahr ist nun beinahe verstrichen. Gott welch' ein Jahr! Schwärzer konnte nie für einen Menschen ein Jahr seyn. Und noch ist meine Empfindung für Sie dieselbe. Ich werde, ich kann Sie nie vergessen, kann nie aufhören zu wünschen, daß Sie mir zurückgeben was Sie mir nahmen. Sie hatten ganz Recht, meine Theure, als Sie neulich behaupteten, es wären freilich nur zwei Wege — entweder Sie beharren auf Ihrem Vorsatze, mein ganzes Leben zu verbittern — oder Sie machen mich glücklich, o gewiß glücklicher, als irgend ein Mensch war. Kann Ihr edles gutes Herz den ersten Weg vorziehen? Können Sie Ihre eigne Ruhe

so sehr hassen? Denn das weiß ich gewiß, daß Sie bei Ihrer gefühlvollen Seele selbst nie froh und ruhig seyn werden, so lange Sie wissen, daß ich *meine* Ruhe, die ich durch Sie verlor, nicht wieder erhalten; und diese, ich betheure es Ihnen, kann ich und werde ich nie wieder erhalten, als durch eben die Hand, die sie mir raubte. Und, o warum sträubt sich Ihr edles gefühlvolles Herz so sehr vor dem zweiten Wege — mich glücklich zu machen? Giebt es eine edlere seligere Empfindung als das Bewußtseyn, andere glücklich gemacht zu haben? Zwar Sie fürchten, mein Glück auf Unkosten des Ihrigen zu machen und selbst unglücklich zu werden, indem Sie glücklich machten. Aber nein, theuerste Freundin, auch Sie werden, auch Sie müssen glücklich seyn. Können Sie mir gleich jetzt *nichts* weiter als Ihre Hochachtung und Freundschaft schenken — so hoffe ich doch mit fester Überzeugung, wenn Sie mir Ihre Hand zurückgeben, einst auch Ihr Herz und Ihre Liebe zu gewinnen. Tausend Ehen werden geschlossen, wo auf beiden Seiten nichts weiter als Hochachtung Statt findet, und doch verwandelt diese sich bald, eben durch die engere ehliche Verbindung, in Liebe. Und hier, wo auf der einen Seite die feurigste, heißeste Liebe, auf der andern Seite Freundschaft und Hochachtung Statt findet, hier nur allein sollte keine Aussicht zu einer für beide Theile glücklichen Ehe seyn? O, meine Freundin, es liegt in der menschlichen Natur und es ist davon unzertrennlich, daß der Mensch den liebt,

dessen Glück er auf eine ausgezeichnete Art befördert hat. Und so bin ich fest überzeugt, daß auch Sie, wenn Sie sehen würden, wie unendlich glücklich ich an Ihrer Seite, und durch Sie wäre, mir bald mehr als kalte Hochachtung, wovor Sie sich so sehr scheuen, schenken würden. Ihr Herz würde Ihrer Hand folgen, und Sie würden den Mann, der schon durch Ihre Hand so beseeligt ward, gewiß in Zukunft mit wärmerer Empfindung anblicken. Dies ist meine feste Überzeugung, und so verdiene ich wol nicht den mir so oft von Ihnen gemachten Vorwurf, als wollte ich nur allein glücklich seyn, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob auch Sie es seyn würden. O meine Theuerste, Sie werden es, gewiß Sie werden es. Aber in jeder andern Lage werden Sie stets mit Unruhe und Bekümmerniß auf mich zurückblicken, und sich wenigstens im Geheim vorwerfen müssen, daß Sie die einzige Ursache meines Unglücks und Kummers sind. Welch eine ganz andere Empfindung für Sie, sich selbst sagen zu können und von andern zu hören: Siehe, wie glücklich hast du ihn gemacht, den Mann, den du von dem Rande der Verzweiflung wieder zurückzogst, an den du ihn (weil du ihm weniger Empfindung zutrautest) gebracht. — Welch eine ganz andere Empfindung müßte dies für Sie seyn, als wenn Sie sich selbst sagen müssen: «Wie unglücklich ist jener Mann, und das — durch dich, durch dich!» — Können Sie diesen Gedanken ertragen? Kann Ihnen, theure Freundin, die Wahl zwischen beiden Em-

pfindungen schwer werden? Hier auf der einen Seite, das größte unaussprechliche Glück eines Mannes, den Sie so oft Ihrer Hochachtung versicherten, Ihre eigne Beruhigung und die Freude so vieler Ihrem Herzen theurer Personen — auf der andern eine unaufhörliche Unruhe und Bekümmerniß für mich, für Sie und für alle, die an meinem und Ihrem Schicksal Theil nehmen, deren in und außer Berlin so viele sind. Denken Sie sich die Wonne des seeligen Augenblicks, wenn Sie mit eben dem Muth, mit dem Sie einst jenen für mich so unglücklichen Schritt thaten, nun auch den Entschluß faßten und erklärten, das Andenken an das vergangene schreckliche Jahr aus meiner und Ihrer Seele zu vertilgen. Können Sie grausam und hartherzig genug seyn, mir noch mehr solche Jahre zu wünschen, als das vergangne für mich war? Und doch können Sie dies nur auf eine einzige Art verhindern. O, mein halbes Leben wollt ich darum geben, um den Rest desselben an Ihrer Seite zu verleben. Gott, welche Seeligkeit, wenn Sie endlich — endlich sich entschließen könnten! Schon der Gedanke allein begeistert mich. Mit welchem Entzücken würd' ich in Ihre Arme fliegen, um Ihnen zu sagen (wenn anders meine Empfindung mir Worte vergönnte) wie unendlich glücklich Sie mich durch Ihren Entschluß gemacht. Wollte Gott, theuerste innigstgeliebte Freundin, daß ich endlich — endlich Sie erweichen könnte.

28.

Den 27 Januar.

Lassen Sie mich doch wissen, meine Theuerste Innigstgeliebte, ob Sie heute schon wieder im **schen Hause gewesen. Der Doktor ** hat heut Vormittag zu mir geschickt und mir sagen lassen, ich mögte, wenn ich ihn sprechen wollte, vor halb vier Uhr kommen. Aber bis dahin ist mir's unmöglich abzukommen. Auch ist mein Hingehen und Besehen durchaus unnöthig und entbehrlich. Denn es ist mir genug, daß das Logis Ihnen, meine Beste, gefällt; es kann also gar nicht fehlen, daß es nicht auch mir gefallen sollte. Wenn Sie heute Vormittag nicht da gewesen, so gehen Sie nun ja wol Nachmittag hin? Nach sechs Uhr bin ich bei Ihnen, meine Theure. Die Zeit wird mir lang bis dahin werden, so wie sie mir's alle Tage wird, bis ich Sie sehe. Ich küsse Sie indessen in Gedanken, und erwarte voll Ungeduld den Augenblick, da ich's nicht mehr in Gedanken zu thun nöthig habe. Mir ist jetzt immer doch nur dann eigentlich wohl, wenn ich bei Ihnen bin. Sobald und so lange ich von Ihnen weg bin, ist mir unbeschreiblich bang um's Herz.

29.

Herzlichen Dank, liebes theures Mädchen, für Ihre Bekümmerniß um mich. Es hat indessen nicht so viel zu sagen. Ausgehen muß ich nun doch

doch schon, ob ich indessen meine Stunde halten werde, weiß ich bis jetzt noch nicht. Nach sechs Uhr bin ich bei Ihnen und wahrscheinlich mit mir Freund ***. Wenigstens hat er so eben bei mir anfragen lassen, wenn er mit mir gehen könnte, und ich habe ihm geantwortet, daß es vielleicht heute am besten geschehen könnte. Mündlich ein mehreres. Indessen leben Sie wohl, meine Innigstgeliebte, und machen Sie sich meinethalben keine unnöthige Sorge. Mein Hals ist wenigstens itzt besser als heut früh. Der Luftball ist wohl unschuldig. Denn ich war schon am Sonnabend Patient. Ich umarme Sie in Gedanken, meine Theuerste, und freue mich auf den Augenblick, da ich es wieder in der Würklichkeit können werde. Noch vier langweilige Stunden bis dahin. Aber so ist das menschliche Leben. Ohne Dornen pflückt man die Rose nicht.

30.

Den 29. März 1784.

Endlich, Mädchen meiner Seele, endlich ist er da, der längst gehoffte erflehte Tag, der der glücklichste meines Lebens ist. Heil Dir, Theure, Einzige, Heil Dir an und zu diesem Tage! O daß er auch für Dich auf immer glücklich und froh seyn möge! Ja, Theure, das wird er, mein Herz sagt es mir: wir werden beide glücklich seyn. Ich habe wenig diese Nacht geschlafen. Die

Vorstellung meines so nahen Glücks ließ mich wenig schlafen, und wenn ich schlief, umschwebten mich paradiesische Träume. Zwar mein ganzes bisheriges Schicksal ist mir beinahe wie ein Traum. Ich gestehe es, Mädchen, ich erliege beinahe unter dem Gewicht meiner Empfindungen. Ich wollte Dir viel schreiben, aber ich kann nicht weiter. Die Zukunft liegt wie eine Frühlingswiese im Glanz der Morgenröthe vor mir. Lebe wohl, Du Einzige. Ich brenne vor Ungeduld heut in Deine Arme zu fliegen, und auf Deine Lippen den glühenden hochzeitlichen Kuß zu drücken. Unauflöslich ist das Band, womit der heutige Tag uns verknüpft, selbst dem Tode unauflöslich. Wenn der Gottheit ein reines Herz voll Liebe werth ist, so wird sie uns segnen, und mit Entzücken werden wir uns dann des heutigen Tages erinnern. Noch einmal, lebe wohl, theures, ewig — ewiggeliebtes Mädchen meiner Seele.

Ende.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Friedrich Gedike eine Biographie ; Nebst einer Auswahl von Gedike's hinterlassenen, größtentheils noch ungedruckten Papieren

Berlin 1808

Biogr. 444 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063413-5